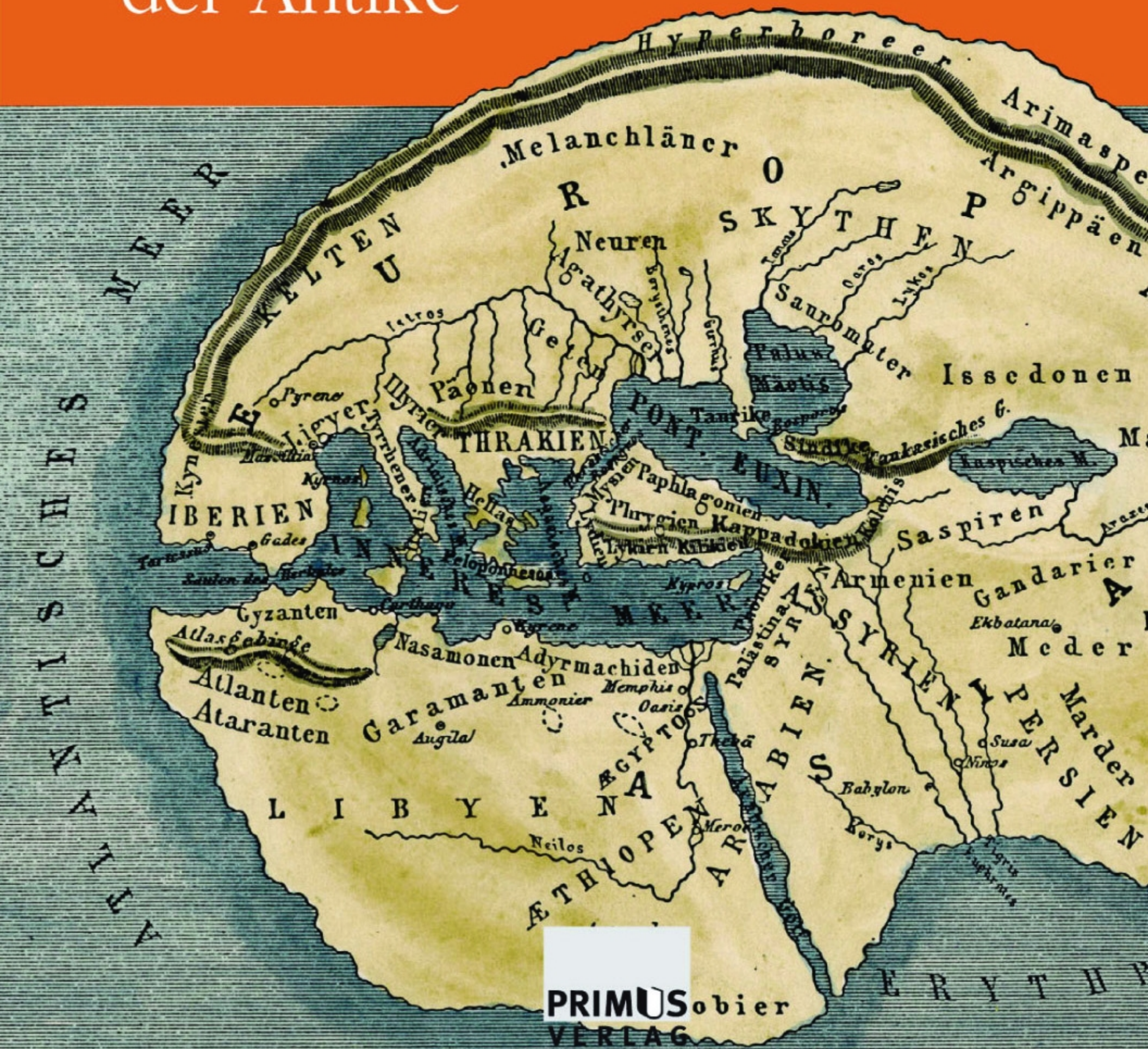


Holger Sonnabend

Die Grenzen der Welt

Geographische Vorstellungen der Antike



Holger Sonnabend
Die Grenzen der Welt

Holger Sonnabend

Die Grenzen der Welt

Geographische Vorstellungen
der Antike

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2007 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Satz: Setzerei Gutowski, Weiterstadt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-darmstadt.de

ISBN 978-3-534-18946-5

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	7
2. Die Quellen geographischen Wissens in der Antike	14
Nichtprofessionelle Vermittler	
Händler, Soldaten, Gesandte, Pilger	15
Professionelle Vermittler	
Entdecker, Forschungsreisende, Fachautoren und Kartographen	24
3. Die Antike auf der Suche nach den Grenzen der Welt	54
4. Segmente des geographischen Weltbildes der Antike	66
Der Westen	
Sizilien, Iberische Halbinsel, westliches Afrika, Atlantik, Kanarische Inseln	70
Der Norden	
Britannien, Nordsee, Ostsee, Skandinavien, Germanien, Gallien	76
Der Osten	
China, Indien, Kaukasus, Kaspisches Meer, Schwarzes und Rotes Meer, Arabien	85
Der Süden	
Äthiopien, zentrales Afrika	94
5. Auf großer Tour	99
Vom Libanon nach Spanien	
Die Fahrten der Phönizier	100
Die „Große Kolonisation“	
Die Griechen im westlichen Mittelmeerraum	104
Anabasis	
Der „Zug der Zehntausend“ vom Tigris zum Schwarzen Meer	111
Alexander der Große am Ende der Welt	115
Hannibals Zug über die Alpen	123

Römische Expeditionen in Germanien	
Das Desaster im „Teutoburger Wald“	130
Die Völkerwanderungen des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr.	
Mit den Vandalen auf dem Weg nach Afrika	135
Quellen und Literatur	139
Textausgaben wichtiger antiker Autoren	139
Forschungsliteratur	139
Register	149
1. Geographische Begriffe	149
2. Personen	155

1. Einführung

Imperium sine fine dedi – „Ich habe ihnen ein Reich ohne Grenze gegeben“, lässt der römische Dichter Vergil in der *Aeneis* (1,279) Jupiter prophezeien, während Aeneas, der mythische Stammvater der Römer, nach dem Vorbild des Odysseus noch auf dem Meer umherirrte. Vergil schrieb diese Verse in der Zeit des Kaisers Augustus, und der Bezug zur imperialen Politik und zum imperialen Anspruch dieses Kaisers ist evident. Nichts weniger als der Umstand, dass Rom kraft göttlichen Spruches und göttlichen Willens die Herrschaft über den Erdkreis zukomme, stand hinter diesen dem obersten römischen Gott zugeschriebenen Worten.

Natürlich wussten die Zeitgenossen, dass es außerhalb der Grenzen des großen Imperium Romanum genug Gebiete gab, die nicht unter der römischen Herrschaft standen. Und vorsichtshalber heißt es denn auch in der *Aeneis* ein paar Zeilen weiter mit explizitem Bezug auf Augustus: „Er wird die Herrschaft am *Oceanus* enden lassen“ (1, 287) – also nach dem traditionellen (und damals schon etwas archaischen) geographischen Bild der Antike an dem den Erdkreis begrenzenden Weltmeer. Auch dies entsprach während der Regierungszeit des Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.) nicht der politischen Wirklichkeit. Dafür hätte man schon ganz Germanien erobern müssen. Doch diese als Prophezeiung getarnte Aussage war Teil einer geschickten und erfolgreichen Propaganda-Offensive mit dem Ziel, der Herrschaft des Augustus Akzeptanz und Stabilität zu verleihen. Und wie es sich zeigte, war diese Propaganda von Erfolg gekrönt. Augustus ist als einer der großen Kaiser in die Geschichte Roms eingegangen.

Politik und Dichtung durften sich solche Ungenauigkeiten und Übertreibungen erlauben. Aber wie sah die Realität aus? Jedenfalls gab es, wie der griechische Historiker Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. schrieb, seit den Eroberungen Alexanders des Großen und der Expansion der Römer genügend Möglichkeiten, die große weite Welt zu erforschen. Erwarten durfte das Publikum bei den Schriftstellern jetzt Informationen über die „Säulen des Herakles“, also die Straße von Gibraltar, über das „äußere Meer“, also den *Okéanos*, das große Weltmeer, über die Inseln Britanniens und die Gewinnung des Zinns, über Silber- und Goldbergwerke auf der Iberischen Halb-

insel (Pol. 3,57). Paradiesische Zeiten für geographische Erkundungen sah der Historiker angebrochen, nachdem sich in der Vergangenheit Gelehrte noch hatten plagen müssen, wenn sie Nachrichten über die Peripherie der Welt hatten sammeln wollen: „In der früheren Zeit nämlich wird man nur wenige Griechen finden, die es unternommen haben, die äußersten Enden der Welt zu erforschen, wegen der Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens. Denn vielfältig, ja unzählbar waren damals die Gefahren zur See und um ein Mehrfaches größer noch die zu Lande. Wenn aber jemand aus Not oder aus freien Stücken bis an die Enden der Welt kam, so konnte er auch dann seine Aufgabe nicht erfüllen. Denn es war schwer, sich durch eigenen Augenschein genauer zu unterrichten, weil diese Länder teils völlig barbarisch, teils menschenleer sind, und noch schwieriger war es, wegen der Fremdartigkeit der Sprache, über das Gesehene mündliche Erkundigungen einzuziehen und Belehrung zu erhalten. Wenn jemand aber solche Kenntnis gewonnen hatte“, schließt Polybios seine instruktiven Ausführungen über die traurige Vorzeit, „dann war es offenbar für den Augenzeugen schwerer, das rechte Maß zu halten, die Wunderberichte und Aufschneidereien zu verachten, der Wahrheit um ihrer selbst willen die Ehre zu geben und uns nichts, was zu ihr im Widerspruch steht, zu berichten“ (3,58).

Wo befanden sich nun aber konkret die äußeren Gestade und das „Ende der Welt“? Welche Vorstellungen hatten die Menschen in der Antike zu unterschiedlichen Zeiten von der geographischen Gestalt der Welt? Und wie verhielt es sich vor allem mit der Kenntnis der, vom Mittelmeerraum aus gesehen, entfernteren Gebiete an den „Rändern der Welt“? Das geographische Weltbild der Antike, unter besonderer Beachtung der äußeren Grenzen, steht im Mittelpunkt des vorliegenden Buches. Das geschieht an dieser Stelle nicht zum ersten Mal. Im Gegenteil – das Thema hat mit einigem Recht schon immer das besondere Interesse der Forschung gefunden. Schließlich ist es die Antike gewesen, die Europa, Asien und Afrika entdeckt hat. Eine solche Darstellung kann daher auf einer Fülle von teils exzellenten Publikationen aufbauen. Allerdings besteht angesichts einer solchen Situation auch die Verpflichtung zu legitimieren, worin dann der Sinn und Zweck eines weiteren Buches zum Thema liegen soll. Dafür lassen sich nun tatsächlich eine Reihe von guten Gründen ins Feld führen.

Erstens schreitet die Forschung auch in diesem Bereich unaufhaltsam voran. Durch die Bündelung wissenschaftlicher Energien, im Zusammenwirken von Historikern, Geographen und Archäologen, bekommen unsere Kenntnisse von den geographischen Vorstellungen der Antike immer schär-

fere Konturen – auch wenn zugegebenermaßen vieles noch im Unklaren bleiben muss. Die Beschäftigung mit antiker Geographie bzw. Historischer Geographie ist immer auch begleitet von der Einsicht in die Unausweichlichkeit limitierter Aussagemöglichkeiten.

Zweitens ergeben sich dank der intensiven Forschungen aber auch permanent neue Fragen und Probleme, die es aufzuarbeiten gilt. Beispielsweise ist eines der gegenwärtig vorherrschenden Themen die antike Kartographie, bei der man sich inzwischen fragen muss, ob es eine solche überhaupt gegeben hat bzw. wie man sie neu definieren soll. Angesichts einer kaum noch zu überblickenden Fülle von Detailforschungen kommt es dabei aber vor allem darauf an, den Blick für das Ganze nicht zu verlieren.

Drittens ist es sinnvoll, von Zeit zu Zeit die differenzierten Ansätze und Ergebnisse der Forschung in übersichtlicher, kompakter und verständlicher Form auch einem größeren, interessierten Publikum zugänglich zu machen. Schließlich dürfen gerade die historischen Wissenschaften nicht den Kontakt zur Öffentlichkeit verlieren. Ein Blick auf den heutigen Buchmarkt zeigt, dass man sowohl von Seiten der Verlage als auch von Seiten der Autoren diesem Postulat gerecht zu werden versucht.

Viertens versucht das vorliegende Buch, das Thema „Geographische Vorstellungen der Antike“ mit einem eigenen, bisher in dieser Weise nicht verfolgten Konzept zu realisieren. Grundsätzlich gibt es mehrere Möglichkeiten der Darstellung. Man kann eine chronologische Methode verfolgen, etwa nach dem Muster der klassischen Entdeckungsgeschichten. Denkbar ist natürlich auch eine systematische Vorgehensweise, indem man den jeweiligen Kenntnisstand anhand einzelner Regionen aufzeigt.

In diesem Buch werden Chronologie und Systematik kombiniert und ergänzt um ein Kapitel, das sich ausführlich mit großen, für die Erweiterung des geographischen Horizonts höchst bedeutsamen Touren durch die alte Welt beschäftigt. Damit wird ein in sich kohärenter Kontext für das komplexe Thema hergestellt, wodurch die großen Zusammenhänge erkannt werden, ohne auf Detailinformationen verzichten zu müssen. Und außerdem wird in diesem Buch ein stärkerer Akzent auf die Frage gelegt, wie das geographische Wissen der Antike überhaupt zustande gekommen ist – dies unter dem doppelten Aspekt, dass man nicht allein die Grundlagen unserer *heutigen* Kenntnisse, sondern auch die Informationsquellen der *antiken* Menschen kennen lernt.

Fünftens sollte ein Werk, das sich mit Geschichte befasst, immer auch einen – und sei es nur bescheidenen – Ertrag für die Gegenwart bringen. In

der Alten Geschichte fällt dies nicht immer leicht. Was hat das heutige Skandinavien noch mit einem Pytheas von Massilia zu schaffen, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zum Pionier der Erforschung von Nordsee und Ostsee avancierte? Muss man heute wissen, dass der Don einst als Grenze zwischen Europa und Asien angesehen wurde? Und hilft es, den heutigen Sudan zu verstehen, wenn man weiß, dass römische Kaiser immer wieder Expeditionen in den Osten des Schwarzen Kontinents schickten, und zwar nicht nur aus Forscherinteresse, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen?

Diese Fragen beantworten sich natürlich von selbst (und zwar negativ). Jedoch mag es nicht schaden, sich aus der heutigen Perspektive einer globalen, vernetzten Welt mit einer Epoche zu beschäftigen, als diese Welt gerade erst begann, zusammenzuwachsen und voneinander Kenntnis zu nehmen. Zu scheinbar Vertrautem durch Verfremdung eine positive Distanz und damit die Möglichkeit einer relativ objektiven Betrachtungsweise zu gewinnen, ist nicht der geringste Ertrag historischer Forschung. Übertragen auf das Thema des Buches heißt dies: Wer sich mit den sich sukzessive entfaltenden geographischen Vorstellungen der Antike befasst, nimmt Anteil an der Vor- und Frühgeschichte eines heutigen Bildes von der Welt, das praktisch keine Lücken mehr aufweist. Die Lektüre dieses Buches führt in eine ferne Epoche zurück, in der sich die Welt erst noch finden musste. Das auf seine historischen Wurzeln zurückgeführte, selbstverständlich und vertraut Gewordene vermittelt ein schärferes Bewusstsein für moderne Gegebenheiten, und sei es nur in der Weise, dass man sich über ein wichtiges Faktum klar wird: Die Welt hat nicht immer so ausgesehen, wie sie sich heute präsentiert.

Eine bewusst komprimierte Darstellung muss sich auf das Wesentliche beschränken. Ein Gesamtüberblick, nicht eine Detailanalyse soll im Folgenden geleistet werden. Das „Weltbild der Antike“ ist hier das Weltbild der Griechen und der Römer, nicht das Weltbild der Ägypter, Babylonier, Perser oder Germanen. Diese Konzentration legitimiert sich zum einen durch die Quellsituation, zum anderen durch den Umstand, dass sowohl Griechen als auch Römer, wenn auch in unterschiedlicher Weise, durch umfassende Kontakte und ein transkontinentales Ausgreifen auch die Möglichkeiten hatten, ein Bild von der „Welt“ im Sinne eines größeren Ganzen zu entwickeln. Griechische Präsenz reicht, als Ergebnis der im 8. Jahrhundert v. Chr. einsetzenden Großen Kolonisation, von Spanien bis, als Resultat der Eroberungen Alexanders des Großen, nach Indien. Die Römer hingegen waren die Beherr-

scher eines Imperiums, das sich in seiner Glanzzeit zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. von Spanien im Westen bis nach Persien im Osten, von Nordafrika im Süden bis nach Britannien im Norden erstreckte. Aufgrund ihrer Machtstellung wurden die Römer automatisch zu Protagonisten bei dem Unternehmen, die militärisch unterworfenen und politisch weitgehend geeinte Welt auch in geographischen Kategorien zu erfassen.

Der zeitliche Rahmen, der diesem Buch zugrunde liegt, reicht von den Anfängen der geographischen Wissenschaft bei den frühen Griechen (diese liegen im 6. Jahrhundert v. Chr.) bis in die römische Kaiserzeit. Eine Zäsur bildet die Christianisierung des Römischen Reiches im 4. Jahrhundert n. Chr. Das christliche Weltbild war von ganz eigenen Kategorien geprägt und bedeutete wegen seines heilsgeschichtlichen Charakters eine Modifizierung und, wenn man so will, einen Rückschritt gegenüber dem, was zuvor von Griechen und Römern entwickelt worden war. So geht es hier also um das Weltbild der Antike bis zu jener Zeit, als durch die Initiativen Konstantins des Großen und Theodosius' des Großen auch für die Wissenschaft der Geographie eine neue Ära begann. Hingewiesen wird aber auf die Bedeutung von Berichten christlicher Pilger als einer wesentlichen Quelle für geographische Vorstellungen in der Spätantike.

Ein Schwerpunkt liegt auf der Rekonstruktion der „Grenzen der Welt“, das heißt: auf den äußeren, nicht auf den inneren Grenzen. Der Begriff der geographischen Grenze ist in höchstem Maße subjektiv und bedurfte der Konvention, um Allgemeingut zu werden. Außerdem ist der Begriff der Grenze in höchstem Maße relativ. Denn selbstverständlich haben, um nur ein Beispiel zu wählen, die antiken Britanniern, die aus der Perspektive der mediterranen Kultur ein Volk an den Grenzen der Welt waren, diese Einschätzung nicht geteilt.

Naturgemäß haben sich, aus der Sicht von Griechen und Römern, diese Grenzen immer weiter nach vorne verschoben. Und es bestanden zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Auffassungen von der materiellen Gestalt dieser Grenzen. Bevorzugt aber waren naturräumliche Faktoren wie Flüsse, Gebirge oder Meere prädestiniert, um als Grenzen zu fungieren (auch im politischen Sinn, denkt man etwa an den Euphrat als traditioneller Grenze zwischen dem Römischen Reich und dem Reich der Perser). Immer aber lag den jeweiligen Vorstellungen von den äußeren Begrenzungen der Welt die Idee von der *Oikumene*, der bewohnten Welt, zugrunde, ein Konzept, das die Griechen entwickelten, als noch die Lehre von der Erde als einer Scheibe mit dem sie umgebenden Weltmeer, dem *Okéanos*, vorherrschend war und das

auch durch die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde im 5. Jahrhundert v. Chr. nichts von seiner Bedeutung einbüßte.

Notwendig ist es an dieser Stelle wohl, die beiden zentralen Begriffe „Erde“ und „Welt“ näher zu definieren. Keinesfalls darf man sie als Synonyme gebrauchen, obwohl dies im alltäglichen Sprachgebrauch häufig der Fall ist. Auf eine gebührende Differenzierung haben bereits die antiken Geographen großen Wert gelegt. „Erde“ ist, wenn man so will, der Oberbegriff für „Welt“. Die „Welt“ ist der überschaubare, zu einem gegebenen Zeitpunkt empirisch wahrnehmbare und nachweisbare Teil der Erdoberfläche. „Erde“ hingegen meint ein größeres Ganzes, bezieht auch die unerforschten Bereiche mit ein und rekurriert weiterhin auf die Qualität als Himmelskörper, der in einem bestimmten Verhältnis zum Kosmos steht. Das führt dann auch in den Bereich der Astronomie, der hier, obwohl er in der Antike eng mit der Geographie verknüpft war, nicht im Vordergrund des Interesses stehen kann. Gleichwohl hatte die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde im 5. Jahrhundert v. Chr. auch Konsequenzen für das Weltbild. Dieser Aspekt wird daher gebührend zu würdigen sein.

Das Buch besteht aus vier großen Kapiteln. Zunächst soll es darum gehen, die Quellen geographischen Wissens in systematischer Weise aufzuzeigen. Dies ist zugleich eine Dokumentation der vielfältigen Möglichkeiten, in der Antike etwas über die Gestalt der großen weiten Welt zu erfahren. Das zweite Kapitel widmet sich den „Grenzen der Welt“ im allgemeinen Sinne. Hier werden die Vorstellungen vom Weltganzen thematisiert, von der Konsistenz der *Oikumene*, außerdem die Lehre von den drei Kontinenten (Europa, Asien, Afrika) samt ihren jeweiligen Grenzen zum Nachbar-Kontinent. Im dritten Abschnitt wird die Welt in Segmente gegliedert, orientiert an den vier Himmelsrichtungen. Hier wird ausführlich dargelegt, wie sich die Kulturvölker des Mittelmeerraumes die geographischen Verhältnisse im Westen, Norden, Süden und Osten vorstellten. Das vierte Kapitel begleitet wichtige Unternehmungen der Entdeckungsgeschichte auf ihrer großen Fahrt, von den Phöniziern bis zu den Vandalen, unter Einschluss von militärischen Ikonen wie Hannibal, der die Alpen bezwang, und Alexander dem Großen, der den Griechen die Welt des Orients öffnete. Bemerkenswerterweise haben diese Züge den geographischen Horizont immens erweitert, ohne dass dies die primäre Absicht der Beteiligten gewesen ist.

Auf gelehrte Diskussionen wird in diesem Buch weitgehend verzichtet. Sie zu integrieren, würde den Rahmen dessen sprengen, was beabsichtigt ist, nämlich einen kompakten und anschaulichen Überblick zu geben. Auf Fra-

gen und Themenbereiche, die in der Forschung umstritten sind, wird selbstverständlich hingewiesen. Überdies dokumentiert das umfangreiche Verzeichnis der Literatur Stand und Zielrichtung der Forschung. Außerdem kommen im Text ausführlich und häufig die antiken Quellen im direkten Zitat oder in der Paraphrase zu Wort.

2. Die Quellen geographischen Wissens in der Antike

Woher wusste man in der Antike, wie die große weite Welt aussah? Wer war verantwortlich für die jeweils vorherrschenden geographischen Kenntnisse und Vorstellungen? Und wie zuverlässig waren die Bilder, die von der Welt gezeichnet wurden? Das Zustandekommen des Bildes von der Welt ist eine ebenso spannende Geschichte wie das Bild selbst, das man sich von der Welt machte. Gleichzeitig kann auf diese Weise verdeutlicht werden, auf welche Quellen man sich heute bei der Rekonstruktion des antiken Weltbildes zu stützen hat.

Hilfreich ist bei der Beantwortung dieser grundlegenden Fragen eine Unterscheidung zwischen professionellen und nichtprofessionellen Erkundern und Vermittlern geographischen Wissens. Aus beiden Richtungen sind wichtige Impulse gekommen. Zu der ersten Gruppe gehören die Forscher, Entdecker und Abenteurer, die entweder auf eigene Initiative oder im Auftrag unterwegs waren, um neue geographische Horizonte zu erschließen. Des Weiteren handelt es sich bei diesen von Berufs wegen kompetenten Persönlichkeiten um Wissenschaftler und Autoren, die zwar nicht selbst, an vorderster Front, Reisen unternahmen, die aber durch Recherche und Reflexion den Standard der antiken Geographie in erheblichem Maße bestimmt und also die Qualitätskriterien von Fachgelehrten erfüllt haben.

Die zweite Gruppe wird von Menschen gebildet, deren Wirken nicht primär der Entwicklung des geographischen Kenntnisstandes gewidmet gewesen ist. Und doch haben sie durch ihre speziellen Tätigkeiten das Wissen von den verschiedenen Regionen der Welt ganz wesentlich erweitert. Möglich war ihnen dies, weil sie im Rahmen ihrer normalen Aktivitäten viel gereist sind und sich deshalb in der Welt auskannten. In der Reihenfolge ihrer Relevanz für die Verbreitung geographischen Wissens handelt es sich dabei um Händler, Soldaten, Gesandte und Pilger. Deren Bedeutung als Vermittler geographischer Kenntnisse wird im Folgenden zuerst gewürdigt, wonach in einem zweiten Schritt die Leistungen der Experten dokumentiert werden.

Nichtprofessionelle Vermittler Händler, Soldaten, Gesandte, Pilger

Händler

Im Jahre 55 v. Chr. brach der berühmte römische Feldherr Gaius Iulius Caesar zu neuen Ufern auf. Drei Jahre lang führte er bereits Krieg in Gallien, angeblich, um das Römische Reich vor Übergriffen der Barbaren zu schützen, in Wirklichkeit, weil er sich mit militärischen Erfolgen nördlich der Alpen eine innenpolitisch verwertbare Machtbasis schaffen wollte. In eben jenem Jahr 55 v. Chr. nahm er ein Gebiet noch weiter nördlich ins Visier, das für die Römer bis dahin weitgehend *terra incognita* war, unter anderem auch deswegen, weil es sich bei dem Objekt des Interesses um eine Insel handelte. Dieser Insel Britannien sollte ein Besuch abgestattet werden, weil, wie Caesar in seinen zur Information des römischen Senates (und zur Legitimation des eigenen Handelns) verfassten *Commentarii de bello Gallico* angab, die gallischen Kämpfer von dort Nachschub an Hilfstruppen erhielten. Sosehr Caesar das Risiko liebte – auf ein in seinem Ausgang unwägbares Abenteuer wollte er sich nicht einlassen. Er brauchte also Informationen über die unbekannte Insel im Nordmeer, über die Menschen, die Örtlichkeiten, die Häfen, die Landungsplätze, „was“, wie Caesar notierte, „den Galliern ziemlich unbekannt war“.

Um das Defizit an Wissen zu minimieren, bediente er sich einer bewährten Informationsquelle. Im Gegensatz zu den römischen Soldaten, von denen noch keiner einen Fuß auf die Britischen Inseln gesetzt hatte, hatten Händler und Kaufleute schon häufiger den Kanal überquert, um mit den dortigen Kelten Geschäfte zu machen. Abgesehen von den Händlern, sagt Caesar, „geht nicht leicht jemand nach Britannien“. Die Gespräche mit den von Caesar vorgeladenen, vermeintlich Britannien-kundigen Kaufleuten verliefen allerdings wenig befriedigend. Wie wiederum Caesar bezeugt, waren ihre Kenntnisse recht bescheiden: „Auch diese kennen nur die Küste und die Gegenden, die Gallien gegenüberliegen. Obwohl Caesar sie von überall her zu sich befahl, konnte er doch nicht erfahren, wie groß die Insel war, welche Stämme sie bewohnten, wie stark diese waren, welches ihre Kampfweise war, was für eine Verfassung sie hatten und welche Häfen zur Aufnahme einer größeren Anzahl Schiffe geeignet waren“ (4, 20).

Caesar musste 55 v. Chr. nach Britannien übersetzen, ohne Genaueres über die Insel zu wissen. Er reduzierte diese erste Expedition aber auf eine kurze Visite und kehrte nach einer Inspektion der britannischen Südküste

wieder nach Gallien zurück. Im Jahr darauf startete er eine große Offensive, deren militärischer Ertrag jedoch bescheiden blieb. So ist dem Urteil des Geographen Strabon zuzustimmen, der lapidar festhielt: „Zweimal ist der göttliche Caesar auf die Insel übergesetzt, er kehrte aber bald wieder zurück, ohne etwas Großes ausgerichtet zu haben“ (4,5,3).

Wichtig ist in diesem Zusammenhang aber die herausragende Rolle, die Händler im Normalfall als Auskunftsinanz für geographische Verhältnisse spielten. Nicht immer war ihr Wissen so limitiert wie in Bezug auf Britannien, auch wenn es noch weitere Beispiele dafür gibt, dass Händler nicht die gewünschten geographischen Angaben zu liefern in der Lage waren. So stellt der gestrenge Gelehrte Strabon westlichen Indien-Händlern ein denkbar schlechtes Zeugnis aus, indem er sie als „ungebildete und zur Erforschung der Länder untaugliche Leute“ (15,1,4) klassifiziert. Der Naturkundler Plinius stieß ins gleiche Horn, suchte aber wenigstens nach einer Erklärung für das gelegentliche Versagen der Geschäftsleute und fand sie in deren Profitinteresse, das wissenschaftliche Ambitionen unterdrückte: Sie fahren überall herum, aber *lucris, non scientae gratia*, also um des Gewinns und nicht der Wissenschaft willen (2,118).

An einer anderen Stelle aber gibt Plinius zu, dass auch dieses händlerische Profitstreben für die Geographie von Nutzen sein kann. Dort, wo er über Handelswege zwischen Ägypten und Indien spricht, heißt es (6,101): „Lange ist man so gefahren, bis ein Kaufmann noch weitere Abkürzungen fand und so durch seine Gewinnsucht uns Indien noch näher gebracht worden ist.“ Und gerade bei Plinius gibt es eine Fülle weiterer Belege für die verdienstvolle Funktion von Händlern und Geschäftsleuten bei der Erschließung der Welt. Sogar detaillierte Informationen konnte man erwarten. Über die Stadt Charax am Persischen Meerbusen etwa wussten Kaufleute im 1. Jahrhundert n. Chr. aktuell mehr zu berichten als die bis dahin vorliegenden Schulweisheiten: „Einst war sie von der Küste nur 10 Stadien entfernt ..., nach Iubas Angabe 50 Meilen. Dass sie jetzt aber 120 Meilen von der Küste entfernt ist, versichern die Gesandten der Araber und unsere Kaufleute, die von dort gekommen sind“ (6,140). Charax war als Handelsmetropole allerdings auch eine besonders geeignete Informationsbörse, und so wussten die westlichen Händler denn auch genau, dass die Stadt stark von Verlandung betroffen gewesen ist.

Am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. hatte sich auch mit Hilfe von Kaufleuten der Kenntnisstand in Bezug auf die Britischen Inseln verbessert. Jedenfalls galt dies für Irland, das den Römern unter dem Namen *Hibernia*

bekannt war. Eine diesbezügliche Nachricht des römischen Historikers Tacitus (Agr. 23,4) zeigt aber auch, dass es mit den großräumigen geographischen Relationen immer noch nicht zum Besten stand: „Tatsächlich könnte Irland, auf halbem Wege zwischen Britannien und Spanien und auch zum Gallischen Meer gelegen, für einen beträchtlichen Teil des Reiches als Knotenpunkt beiderseitiger Verbindungen große Vorteile bieten. In der Beschaffenheit des Bodens, im Klima, im Naturell und in der Lebensweise seiner Bewohner ähnelt es Britannien. Aber seine Anlegeplätze und Häfen sind durch die Handelsbeziehungen und durch die Kaufleute besser bekannt.“

Die genannten Beispiele betreffen allesamt die römische Zeit. Was die Bedeutung von Händlern für die Kenntnisse der Geographie angeht, sind sie aber durchaus repräsentativ auch für die früheren Phasen der antiken Geschichte. Denkt man an die expansiven Unternehmungen der Ägypter, der minoischen Kreter, der Phönizier oder der Griechen im Zeitalter der Kolonisation (8. Jahrhundert v. Chr.), so waren diese zu einem erheblichen Teil von wirtschaftlichen Interessen geleitet. Insofern waren es auch in diesen Fällen Händler und Kaufleute, die für ihre Städte und Völker auf die Reise gingen und dabei neue Welten erschlossen. Auch die frühen Sagen und Mythen der Griechen spiegeln frühe merkantile Unternehmungen wider, die für die Entwicklung des geographischen Horizonts von Bedeutung gewesen sind. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang nur an die Geschichten von den Reisen des Odysseus, in denen sich erste Erfahrungen der Griechen im Vorfeld der großen Kolonisation reflektieren, oder an die Sage von den Argonauten, die inspiriert war von ökonomischen Beziehungen der Griechen zur Schwarzmeerregion.

Soldaten

Was die Mobilität angeht, so standen die antiken Armeen den Kaufleuten nur wenig nach. Die Soldaten marschierten zum Teil über große Distanzen und wurden mit immer neuen geographischen Gegebenheiten konfrontiert. Abhängig waren sie dabei von den Kenntnissen und den Strategien der militärischen Führung. Die Heerführer wiederum bezogen ihre Informationen häufig von Völkern und Stämmen, denen sie auf ihren Expeditionen begegneten und die sie als Verbündete gewinnen konnten. Alexander der Große oder Hannibal sind in dieser Beziehung prominente Beispiele.

Die Römer waren auch und vor allem in militärischer Hinsicht Perfektionisten. Nach Möglichkeit wollte man auf Feldzügen nichts dem Zufall überlassen. Die Kenntnis des fremden Terrains war dabei ebenso wichtig wie

Nachrichten über die Kontingente und die Taktik des Gegners. Im römischen Heer des Prinzipats gab es eine eigene Aufklärungstruppe. Diese *exploratores* hatten sich vor allem um das Auskundschaften von Geländen und Positionen zu kümmern. Vermeiden wollte man auf diese Weise unliebsame Überraschungen, wie sie die Germanen des Arminius den Legionen des Varus 9 n. Chr. in der „Schlacht im Teutoburger Wald“ bereitet hatten. Bei der Tätigkeit der *exploratores* handelte es sich um eher kleinräumige Aktionen. Doch waren die römischen Militärs durchaus auch in der Lage, sich als geographische Aufklärer in großem Stil zu erweisen.

Dies galt nicht nur während der Phasen der großen Expansion im Mittelmeerraum in der Zeit vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. Als sich das Imperium Romanum der Kaiserzeit von Syrien bis nach Spanien und von Nordafrika bis nach Britannien erstreckte, waren es Militärs, die im Auftrag ambitionierter Herrscher auf wagemutige Erkundungsfahrten gingen. Berühmtheit erlangten dabei Expeditionen in der Zeit des Kaisers Nero (54–68 n. Chr.). Eine davon führte in den Sudan, und durchgeführt wurde sie vom Militär. Das wird ausdrücklich von Plinius bezeugt (6,181). Zur Vorbereitung eines möglichen Feldzuges nach Äthiopien wurden Soldaten zur Sondierung des Terrains ausgesandt. Nach ihren Berichten hatte sich dort die Wüste immer mehr ausgebreitet. Darüber hinaus haben sich Neros Kundschafter auch um die Vermessung der Landschaft verdient gemacht. Gewissenhaft gingen sie ihrer Arbeit nach und konnten nach Rom die neuesten Berechnungen der Distanzen zwischen den einzelnen Städten melden.

Jedoch wurden die Nachrichten der Militärs aus der weiten Welt zu keinem Zeitpunkt Allgemeingut. Was man über die Gebiete an der Peripherie des Reiches in Erfahrung brachte, blieb exklusives Wissen der Herrschenden – ganz in dem Sinne des Gelehrten Strabon, der, wie im Übrigen auch in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. sein Schriftstellerkollege Polybios, als Hauptfunktion geographischen Forschens die Versorgung des politischen Führungspersonals mit gesicherten Informationen bezeichnet hatte. Auf dem monumentalen Tatenbericht, den Kaiser Augustus vor seinem Mausoleum in Rom aufstellen ließ, konnte das staunende stadtrömische Publikum viel über die außenpolitischen Erfolge des Herrschers lesen. Wenigstens dort, wo von Taten römischer Heere in exotischen Winkeln der Welt die Rede ist, erwartete Augustus nicht, dass man mit den geographischen Angaben viel anfangen konnte. So heißt es in Bezug auf die Expeditionen in Äthiopien und Arabien (26): „Bei beiden Völkern wurden gewaltige Scharen von Fein-

den in der Schlacht niedergestreckt und mehrere befestigte Plätze eingenommen. In Äthiopien gelangte man bis zur Stadt Nabata, der Meroe benachbart ist. In Arabien rückte das Heer bis ins Gebiet der Sabäer vor bis zu dem Ort Mariba.“ Von diesen Orten hatten die römischen Normalbürger noch nie etwas gehört. Ihr geographischer Horizont wurde durch die Erwähnung in der kaiserlichen Leistungsbilanz auch nicht wesentlich erweitert. Augustus wollte einfach nur demonstrieren, welche außergewöhnliche Leistungen die Legionen unter seiner Verantwortung am Rande der Welt vollbracht hätten.

Gesandte

Eine weitere wichtige Quelle für die geographischen Kenntnisse war der diplomatische Verkehr. Darunter hat man für antike Verhältnisse nicht einen politisch oder völkerrechtlich relevanten Austausch mit institutionellem Charakter zu verstehen. Jedoch gehörte zur zwischenstaatlichen Politik die friedliche Regelung grenzübergreifender staatlicher Angelegenheiten mittels eigens dafür ausgewählter Gesandter, die in der Regel einen bestimmten Auftrag durchzuführen hatten.

Ein geradezu klassisches Beispiel für die Vermittlung geographischer Kenntnisse durch Diplomaten war die Indien-Mission des Griechen Megasthenes. Dieser hielt sich zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. auf Anweisung des hellenistischen Königs Seleukos I. mehrfach in der Residenz des indischen Fürsten Sandrakottos, des Begründers der ruhmreichen Maurya-Dynastie, auf. Er nutzte die Zeit nicht nur zu diplomatischen Verhandlungen, sondern beschäftigte sich auch intensiv mit der Geschichte, der Kultur und der Geographie des Wunderlandes im Fernen Osten. Die von ihm verfassten Schriften waren in Europa lange Zeit die Grundlage allen Wissens über Indien.

Umgekehrt waren es Gesandte aus dem Orient, die den Westen mit kulturellen und geographischen Gegebenheiten ihrer Heimat vertraut machten. Seit dem Ende der Republik, vor allem aber in der frühen Kaiserzeit tauchten regelmäßig Dynasten oder Prätendenten aus Armenien und dem Partherreich in Rom auf. Meistens trugen sie in der Stadt am Tiber ihre Thronstreitigkeiten aus und hofften auf die Unterstützung durch Kaiser und Senat. Zugleich fungierten sie aber auch als Medien der Information. In der Zeit des Kaisers Claudius (41–54 n. Chr.) erschien in Rom eine Gesandtschaft aus dem fernen Taprobane (dem heutigen Sri Lanka). Durch den Feldzug Alexanders war die Insel in das Visier der antiken Geographen geraten. Allerdings waren die von ihnen vermittelten Nachrichten widersprüchlich. Hier

sorgten die Botschafter aus Taprobane für mehr Klarheit, wie Plinius, der über den Besuch der exotischen Gäste einen ausführlichen Bericht geliefert hat (6,84–91), dankbar bezeugt: „Uns sind genauere Kenntnisse zuteil geworden unter dem Prinzipat des Claudius durch die von jener Insel nach Rom geschickten Gesandten.“

Der römische Naturkundler versäumt es nicht, auf die kuriosen Umstände hinzuweisen, die zu dieser Begegnung geführt haben. Ein römischer Freigelassener, Inhaber der Zollrechte des Roten Meeres, sei bei einer Fahrt rund um Arabien in einem Sturm vom Kurs abgekommen und in einen Hafen von Taprobane getrieben worden. Der Inselkönig habe ihn sechs Monate lang als Gast aufgenommen und sich dabei Erstaunliches über die Qualitäten der Römer erzählen lassen. Mag man diese Angaben des Plinius getrost unter der vertrauten Rubrik „Propaganda in eigener Sache von vermeintlich barbarischer Seite“ verbuchen, so hört sich glaubwürdiger an, was laut Plinius jene vier Gesandten aus Taprobane, die der König seinerseits nach Italien schickte, an Informationen über ihre Heimat verbreiteten. Sie erzählten von 500 Städten auf ihrer Insel, gaben an, dass der Hafen auf der Südseite liege und die Residenzstadt des Königs von 200 000 Menschen bewohnt sei. Und sie wussten darüber hinaus allerlei über die Menschen, die Sitten und die wirtschaftlichen Verhältnisse zu berichten. Dabei konnte man nun auch die Erzählungen der Gesandten mit den Erfahrungen der Händler kombinieren. „Das Übrige war das Gleiche, was unsere Kaufleute erzählen“, gibt Plinius zu verstehen.

Beispiele für ein geographisch relevantes Wirken von Diplomaten gibt es nicht nur aus hellenistischer und römischer Zeit. Über 500 Jahre vor der Ankunft der Gesandten aus Taprobane in der Weltstadt Rom gaben Botschafter aus der vitalen Handelsmetropole Milet an der Westküste Kleinasien den Politikern von Sparta Nachhilfeunterricht in Geographie. Als Angehörige einer reinen Landmacht verfügten die Verantwortlichen von Sparta in der Zeit um 500 v. Chr. nur über recht limitierte Vorstellungen von der Welt. Ihr Horizont reichte damals kaum über die Peloponnes hinaus. Doch gefragt waren ihre militärischen Qualitäten. So machte sich im Jahre 499 v. Chr. Aristagoras, der Tyrann von Milet, auf die Reise nach Sparta, um dort um Hilfe im Kampf der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser zu werben. Die Verhandlungen zwischen den Spartanern und dem Gesandten aus dem Osten hielt der Historiker Herodot für so bemerkenswert, dass er sie in seinem Geschichtswerk ausführlich geschildert hat (5,49). Den geographisch ungebildeten Gastgebern erteilte Aristagoras demnach eine Lektion in prak-

tischer Erdkunde. Im Gepäck hatte er, wie Herodot sagt, „eine eiserne Tafel, auf der der ganze Erdkreis, alle Meere und Flüsse“ eingraviert waren. Mit Hilfe dieser Karte instruierte der Tyrann die Spartaner über die Lage in Kleinasien. Er pries die Reichtümer der Region, die Sparta als Beute zufallen würden, wenn es nur zur militärischen Hilfe bereit wäre. Bei den Lydern sei viel zu holen wegen der Fruchtbarkeit des Landes und der immensen Reserven an Geld. „Dies sagte er“, betont Herodot, „indem er auf die Erdkarte hinwies, die er in Erz gegraben mitgebracht hatte.“ Im Weiteren unterweist er die Spartaner anhand der Karte und gleichsam mit dem Zeigestock in der Hand in der Geographie und der Ethnographie Kleasiens: Östlich von den Lydern leben die Phryger, deren Nachbarn sind die Kappadoker, „die wir Syrer nennen“. Diese wiederum wohnen neben den Kilikern; „diese grenzen an das Meer, in dem hier die Insel Kypros (Zypern) liegt“.

Langsam arbeitet sich der Gast aus Milet nun zu den persischen Zentralgebieten vor – von Armenien bis nach Susa, der wichtigsten Residenz des persischen Großkönigs. Die Lehrstunde des Aristagoras gipfelt in der Versicherung: „Wenn ihr diese Stadt erobert, könnt ihr euch im Reichtum gestrost mit Zeus messen.“ Indes blieben seine Bemühungen, die Spartaner zu einem militärischen Eingreifen in Asien zu bewegen, erfolglos. Der Spartaner Kleomenes erkundigte sich bei Aristagoras, „wie viele Tagesreisen es vom Ionischen Meer bis zum Perserkönig seien“. Der Milesier rang sich zu einer ehrlichen Antwort durch und veranschlagte eine Anreise von drei Monaten. Daraufhin brachen die Spartaner die Verhandlungen ab und beschieden Aristagoras mit einer Antwort, die einer reinen Landmacht würdig war: „Nicht gut ist, dass du den Spartanern verkündest, wenn du sie drei Monate weit vom Meer wegführen willst.“ Später, am Ende des 5. und zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr., mögen die Erben der Gesprächspartner des Diplomaten Aristagoras an diese frühere Lektion gedacht haben. Denn zu dieser Zeit, nach dem großen Peloponnesischen Krieg gegen die Athener, war Sparta intensiv in die politischen und militärischen Angelegenheiten in Kleinasien involviert.

Pilger

Neben den Aktivitäten der Händler, Soldaten und Diplomaten waren auch die Reisen von Pilgern über die gesamte Antike hinweg eine wichtige Quelle nichtprofessioneller Vermittlung geographischer Kenntnisse und Vorstellungen. Vor allem in der griechischen Welt herrschte ein, in seiner Bedeutung erst in jüngerer Zeit zum Gegenstand historischen Forschens gewordener,

religiös motivierter Tourismus. Die großen überregional relevanten Heiligtümer in Olympia und vor allem Delphi wirkten auf die Menschen wie Magneten. Um dem olympischen Zeus ein Opfer darzubringen oder sich bei der Pythia im Apollon-Tempel von Delphi eine (nicht immer eindeutige) Auskunft abzuholen, war vielen kein Weg zu weit. Über einen nicht geringeren Zuspruch durften sich weiterhin die großen Kur- und Heilzentren des Gottes Asklepios erfreuen, wie etwa auf der Insel Kos, in Pergamon, Epidauron oder Lebena. Für viele Pilger waren die Reisen zu den Heiligtümern und zu den kultischen Festspielen eine wesentliche, wenn nicht die einzige Möglichkeit, über die engere Heimat hinaus Kenntnisse von der Geographie zu gewinnen. Gleichzeitig sind sie es gewesen, die nach der Rückkehr über ihre Erlebnisse und Erfahrungen Auskunft gaben.

Eine neue Dimension bekam das antike Pilgerwesen mit der Verbreitung des Christentums und insbesondere mit der Protektion dieser Religion durch die römischen Kaiser Konstantin und Theodosius im 4. Jahrhundert. Die Reise nach Palästina, ins Heilige Land zu den Stätten des frühen Christentums, wurde, nach dem Vorbild der Helena, der Mutter Konstantins, nun für viele Gläubige aus dem Westen zu einer obligatorischen Angelegenheit. Den praktischen Bedürfnissen der Reisenden diente ein in dieser Zeit aufkommender Typus von Reiseliteratur, meistens unter dem Titel *Peregrinatio* publiziert, eine Bezeichnung, die sich auch bereits für die Reise als solche eingebürgert hatte. Sie boten denjenigen, die eine Pilgerreise nach Palästina planten, alle, auch geographisch relevanten Informationen.

Beispielhaft für dieses spätantike Genre ist gegen Ende des 4. Jahrhunderts, als die Pilgerreisen ihre große Blütezeit erlebten, die *Peregrinatio ad loca sancta*, bekannt auch unter dem Namen *Peregrinatio Egeriae*. Eine fromme Frau reiste, vielleicht von Spanien oder Südfrankreich aus, in den Vorderen Orient, um die berühmten Orte der Christenheit kennen zu lernen. Für die Rekonstruktion des geographischen Weltbildes von Interesse ist der erste Teil des Berichts, den Egeria (wenn dies tatsächlich ihr richtiger Name gewesen ist – es sind unterschiedliche Versionen überliefert) nach ihrer Fahrt verfasst hat und der im Westen offenbar viel gelesen wurde. Hier schildert sie ihre Route, die über die Sinai-Halbinsel, Ägypten, das Ostjordanland, Mesopotamien und Kleinasien schließlich bis nach Konstantinopel führte.

Ein anderes berühmtes Exemplum einer religiös motivierten Erfahrung der Welt ist ein Werk, das vermutlich aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, also aus der Regierungszeit des oströmischen Kaisers Justinian,

stammt. Der Name des Verfassers wird mit *Kosmas Indikopleustes* angegeben, wobei die zweite Bezeichnung ein Beiname („Indienfahrer“) ist, den man dieser Koryphäe der spätantiken Welterkundung wegen ihrer Verdienste um die Erforschung des Fernen Ostens verliehen hat. Bei diesem Kosmas handelt es sich um einen Grenzfall. Seine Fahrten dienten nicht der Wissenschaft an sich, so dass seine Einordnung in die Rubrik „nichtprofessionelle Vermittler“ legitim ist. Von Haus aus war er Kaufmann im ägyptischen Alexandria und von daher beruflich interessiert an der Erschließung profitabler Handelsverbindungen. Zugleich aber handelte es sich bei Kosmas um eine tiefgläubige, christliche Persönlichkeit. So kombinierte er bei seiner Reise in den Orient merkantile Ziele mit theologischer Mission. Seine Fahrt führte ihn über den Osten Afrikas und Arabien bis nach Indien und wahrscheinlich auch nach Taprobane (Sri Lanka). Seine Erfahrungen veröffentlichte er in dem 12-bändigen Werk *Christianike topographia* (also etwa „Christliche Landschaft“). Vom christlichen Standpunkt aus ging es ihm weniger um eine Darstellung heiliger Stätten. Vielmehr konstruierte er ein archaisches, an den biblischen Vorstellungen orientiertes Gesamtbild der Welt. Der wissenschaftlichen Lehre von der Kugelgestalt der Erde setzte er das Bild einer rechteckigen Scheibe mit einem dreistöckigen Weltgebäude entgegen.

Inwieweit die christlichen Pilger unterwegs auch mit Kartenmaterial ausgestattet waren, ist eine offene Frage – zumal die Qualität und Struktur der antiken Kartographie eine insgesamt nicht unproblematische Angelegenheit ist. Grundsätzlich zeichnete sich die christliche Kartographie dadurch aus, dass sie nicht an einer maßstabgetreuen Wiedergabe der Städte und der Landschaften interessiert war. Vielmehr ging es um die Visualisierung heilsgeschichtlich relevanter Topographika – so wie dies etwa bei dem bekannten Mosaik aus der Kirche von Madaba in Jordanien der Fall ist, das in byzantinischer Zeit (6. Jahrhundert) als Fußbodendekoration angefertigt wurde. Es zeigt die wichtigsten Stätten des Heiligen Landes, Syriens und Ägyptens, dies allerdings in einer Weise, dass sie für einen ortsunkundigen Pilger kaum eine große Hilfe gewesen wäre. Jerusalem als ein Zentrum des Heilsgeschehens ist auf dem Mosaik unproportional groß dargestellt. Karten wie das Mosaik von Madaba dienten also weniger der geographischen als vielmehr der religiös-theologischen Orientierung.

Professionelle Vermittler Entdecker, Forschungsreisende, Fachautoren und Kartographen

Entdecker und Forschungsreisende

War für Händler, Soldaten, Diplomaten und Pilger der Erwerb und die Verbreitung geographischer Kenntnisse eher ein Nebenprodukt ihrer offiziellen Tätigkeit, so entwickelten sich schon früh auch bewusste und zielgerichtete Aktivitäten, die primär darauf ausgerichtet waren, neue Horizonte zu erschließen. Je weiter diese Unternehmungen in die Vergangenheit zurückreichen, desto schwerer ist es, die genauen Umstände dieser Pionierleistungen zu eruieren. In den meisten Fällen bleibt auch der biographische Hintergrund der ersten europäischen Entdecker und Forschungsreisenden im Dunkeln. Man kann aber konstatieren, dass ein entscheidender Impuls zu diesen Fahrten von einzelnen Herrschern ausging, die aus politischen, wirtschaftlichen und militärischen Gründen ein vitales Interesse daran hatten, die Welt besser kennen zu lernen und unbekannte Regionen von kundigen Persönlichkeiten erforschen zu lassen. Dabei handelte es sich allerdings auch häufig nicht um Neuentdeckungen, sondern um Wiederentdeckungen. So, wie die um 1000 erfolgte Entdeckung Amerikas durch die Wikinger eine folgenlose Episode blieb und der Kontinent erst gut 500 Jahre später durch die Reisen des Kolumbus als wirklich „entdeckt“ gelten konnte, so begegneten die Griechen Landschaften und Regionen, die nur für sie wirklich neu waren. Der westliche Mittelmeerraum etwa war den Phöniziern schon längst bekannt und vertraut, als die Griechen ihn kennen zu lernen begannen. Europa wurde, wenn man es prägnant und pauschal formulieren will, nicht von Europäern, sondern von Vorderasiaten entdeckt. Der große Vorteil der Griechen aber war, dass sie ihre Entdeckungen publik machten und daher, mehr als die Phönizier, für eine Verbreitung ihrer Erkenntnisse sorgten. Mit den Griechen beginnt also nicht die Geschichte der Entdeckungen, wohl aber die Geschichte der dokumentierten Entdeckungen.

Griechen sind es demzufolge auch gewesen, die den *Periplus* erfunden haben. Dieser ist das typische Produkt eines Volkes, das die Welt zuerst vom Meer aus entdeckt hat. Bei dem *Periplus* (wörtlich „Herumfahren“ oder „Umschiffung“) handelte es sich um eine Art Fahrtenbuch für Kapitäne. Zumindest in ihren Anfängen war die antike Schifffahrt überwiegend Küstenschifffahrt, und so galt das Interesse der Forschungsreisenden denn auch den Küsten und nicht dem offenen Meer. Die zumeist anonymen Verfasser hiel-

ten in diesen Verzeichnissen gewissenhaft fest, wie die Küsten beschaffen waren, die von den Schiffen passiert wurden. Günstige Hafenplätze wurden ebenso vermerkt wie Entfernungsangaben, problematische Stellen, die Lage von Buchten, das Vorkommen von Süßwasser und viele andere nützliche Dinge mehr. *Periploi* sind erhalten von den frühesten Zeiten bis in die Spätantike hinein und legen daher über die Jahrhunderte hinweg Zeugnis ab von den Fortschritten bei der Erfahrung und Erfassung der Welt.

Viele Kapitäne bereisten die antike Welt, deren Namen in keinem Dokument verzeichnet sind. Doch es gibt auch eine Reihe bekannter Persönlichkeiten, die sich mit ihren Pionierleistungen für immer in den Annalen der Entdeckungsgeschichte verewigt haben. Legt man eine chronologisch geordnete, nicht einmal vollständige Liste an, so hat mit an erster Stelle *Kolaios* von der griechischen Insel Samos zu stehen. Als sein Verdienst wird nichts Geringeres als die Entdeckung der Meerenge von Gibraltar genannt – oder genauer: die Wiederentdeckung, denn Kolaios, dessen Fahrten man wohl in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. datieren kann, hatte in den Phöniziern, die dort auch die Stadt Gades (Cádiz) gegründet hatten, prominente Vorgänger. Erwähnt wird Kolaios nur von dem Historiker Herodot, dort, wo er über die Gründung von Kyrene in Nordafrika berichtet (4,152). Demnach kam Kolaios eher aus Zufall in das westliche Mittelmeer. Eigentlich wollte er nach Ägypten fahren, doch Stürme trieben ihn nach Westen, und so landete er schließlich bei den „Säulen des Herakles“, wie die Meerenge von den Griechen, in Anknüpfung an das westlichste Abenteuer des Heroen Herakles, später bezeichnet wurde. Dort, in Südspanien, soll er auch die Stadt Tartessos besucht haben, nach den Worten Herodots damals ein noch ziemlich unbedeutender Handelsplatz. Nach den archäologischen Befunden wies Tartessos jedoch bereits im 8. Jahrhundert v. Chr. bemerkenswerte, auf die Phönizier zurückgehende urbane Strukturen auf. So liegt der Verdacht nahe, dass hier das nicht unbedingt faire, aber wirkungsvolle griechische Prinzip zum Tragen gekommen ist, die eigenen Entdeckungs- und Zivilisationsleistungen auf Kosten der eigentlichen Gründer stärker in den Vordergrund zu rücken. Glaubhaft ist hingegen die Information Herodots, dass Kolaios eine reiche Ausbeute an Waren mit nach Griechenland brachte, was in der Heimat sicher manche Begehrlichkeiten geweckt hat und die Stadt am Ende der Welt, an der Nahtstelle zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantik, im allgemeinen Bewusstsein präsent werden ließ.

Eine geographische Pioniertat, die auf die Initiative eines Herrschers zurückging, war eine der ersten bekannten Umrundungen von Afrika. An-

zumerken ist jedoch, dass die Einzelheiten des Berichtes, der wiederum aus der Feder Herodots stammt (4,42), in der heutigen wissenschaftlichen Diskussion nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Auch in der Antike selbst gab es bereits skeptische Stimmen. An reinen Fakten teilt Herodot mit, dass der ägyptische Pharaos, den die Griechen unter dem Namen *Necho II.* kannten, kurz nach 600 v. Chr. phönizischen Seefahrern den Auftrag erteilt haben soll, die Seepassage um Afrika (beziehungsweise Libyen, wie man zur Zeit Herodots den Schwarzen Kontinent noch nannte) herum zu erkunden. Plausibel wird diese Expedition mit dem Umstand in Verbindung gebracht, dass es Necho nicht gelungen war, durch den Bau eines Kanals das Mittelmeer mit dem Roten Meer zu verbinden. So kam er auf die Idee, prüfen zu lassen, ob man nicht mit einer Fahrt entlang der Küsten des afrikanischen Kontinents, beginnend an der Ostküste, dieses Ziel erreichen könne.

Die phönizischen Seeleute, deren Namen wiederum verschwiegen werden, bewältigten die Aufgabe offenbar mit Bravour, auch wenn dies aus der nüchternen Darstellung Herodots so nicht hervorgeht. Drei Jahre lang sollen sie unterwegs gewesen sein – für eine Strecke von knapp 25 000 Kilometern und unter Berücksichtigung der schiffstechnischen und nautischen Voraussetzungen keine zu lange Zeit. Laut Herodot fuhren die Entdecker Afrikas „durch das Rote Meer auf das südliche Meer“. Wenn es Herbst wurde, fuhren sie nicht weiter, sondern gingen an Land, bebauten es und warteten die Ernte ab. Nach der Ernte fuhren sie weiter. „Erst im dritten Jahr“, so endet der kurze Bericht des griechischen Historikers über die originäre Erkundung der Küsten des Schwarzen Kontinents durch Forschungsreisende aus dem Nahen Osten, „bogen sie um die Säulen des Herakles und gelangten (durch das Mittelmeer) wieder nach Ägypten.“ Zur Bestätigung, dass sie diese Reise wirklich unternommen hatten (bis in die Neuzeit hinein traute man den Phöniziern zu, bei der angeblichen Umrundung Afrikas nichts als Seemannsgarn verbreitet zu haben), führten die Phönizier das Argument an, sie hätten bei ihrer Fahrt um Afrika die Sonne zur Rechten gesehen, somit also den Äquator überschritten.

In der Chronologie der überlieferten Expeditionen folgt auf Kolaios und die von Necho initiierte Umrundung Afrikas an dritter Stelle das Unternehmen des *Euthymenes*, der sich ebenfalls große Verdienste um die Erweiterung des geographischen Horizontes der Antike erworben hat. Auch dieser Name ist mit der Entdeckungsgeschichte Afrikas verbunden. Euthymenes war ein kolonialer Grieche aus Massilia, dem heutigen Marseille. Etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. unternahm er, offenbar aus eigenem Antrieb und

jedenfalls nicht in offiziellem Auftrag, eine Schiffsreise, die ihn durch die Straße von Gibraltar auf den Atlantik und an die Küsten des nordwestlichen Afrikas führte. Seine Erfahrungen legte er schriftlich in Form eines *Periplus* nieder, der allerdings nicht erhalten ist. So sind die näheren Umstände seiner verdienstvollen Mission etwas unklar. Jedenfalls erreichte der Kapitän aus Massilia an der Küste des westlichen Afrika einen in Nord-Süd-Richtung fließenden Strom. Die Entdeckung von Krokodilen und Flusspferden in diesem Strom veranlasste ihn zu der Hypothese, es handele sich hier um den Oberlauf des Nil, der an dieser Stelle aus dem Ozean entspringe. Gleichzeitig glaubte er eine Erklärung für das die antike Wissenschaft kontinuierlich beschäftigende Phänomen der jährlichen Nilüberschwemmungen gefunden zu haben. Auslöser seien, so kombinierte Euthymenes, die Etesien, indem sie das Wasser des Ozeans zurückstauten.

So ganz originell war die Auffassung nicht, sie war auch bereits von dem renommierten Naturforscher Thales von Milet vertreten worden, was sie in der Substanz allerdings auch nicht richtiger machte. Doch die Nachwelt ist selbstverständlich immer klüger, als die Zeitgenossen es sein konnten. Es sollte ohnehin bis zum 19. Jahrhundert dauern, bis man endgültige Gewissheit hatte und die periodische Nilschwelle mit dem sommerlichen Hochwasser der Nebenflüsse im Süden in Verbindung brachte.

Trotz dieses Irrtums bleibt es das Verdienst des Euthymenes, den Europäern Afrika etwas näher gebracht zu haben. Er weckte beziehungsweise forcierte mit seiner Mission, die ihn vermutlich zum Fluss Senegal geführt hatte, das Interesse der Mittelmeerwelt an den Regionen jenseits der „Säulen des Herakles“ im Allgemeinen und der Küste Westafrikas im Speziellen.

Was die Phönizier und die Griechen bis dahin für die Erkundung des Südens und des Westens geleistet hatten, das vollbrachte gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. *Skylax* im Osten. Als Persönlichkeit ist er, wie die meisten seiner Entdeckerkollegen dieser Zeit, überhaupt nicht fassbar. Doch muss er, der aus der Stadt Karyanda im südwestlichen Kleinasien stammte, damals bei den Persern einen guten Ruf genossen haben. Der Großkönig Darius I., der einige Jahre später das militärische Desaster in der Schlacht von Marathon (490 v. Chr.) zu verantworten hatte, engagierte den Seefahrer aus Karien für ein kühnes Unternehmen. Hintergrund waren die Bestrebungen der Achämeniden, ihre Herrschaft in Asien zu stabilisieren. Dazu gehörte es, die Wege zu Lande und zu Wasser zu erkunden. Der Grieche Skylax, der an der westlichen Peripherie des riesigen Perserreiches lebte, schien dem König also geeignet zu sein, die geographische Exploration im Dienste der Politik zu übernehmen.

Mit seiner Fahrt setzte Skylax neue Maßstäbe, was die geographischen Kenntnisse nicht allein der Perser, sondern auch des Westens betraf. Denn auch er verfasste in bereits bewährter Tradition einen *Periplus* über seine Reise, der heute zwar nur noch fragmentarisch verfügbar ist, der aber durch seine bloße Existenz beweist, dass Skylax auch literarisch als Vermittler geographischer Vorstellungen hervorgetreten ist. Seine große Fahrt begann er in Indien, im äußersten Osten des persischen Reiches. Vom Oberlauf des Indus steuerte er sein Schiff, wie sehr viel später Alexander der Große, stromabwärts bis zur Mündung in den Indischen Ozean. Das war der erste Teil seines Auftrages. Der zweite bestand darin, vom Indischen Ozean aus weiter westwärts zu fahren – so wie es später Nearchos, der Admiral Alexanders des Großen, unternehmen sollte. Während Nearchos aber später rechts abbog und in den Persischen Golf hineinfuhr, steuerte die Crew des Skylax um die Arabische Halbinsel herum, um schließlich, nach einer Fahrt von 30 Monaten, am Nordende des Roten Meeres anzukommen. Den politisch-militärischen Charakter dieser Erkundungsreise dokumentiert lapidar, aber eindrucksvoll Herodot, wenn er bilanziert: „Nach dieser Reise unterwarf Dareios die Inder und befuhr jenes Meer“ (4,44).

Wenige Jahre nach der Expedition des Skylax, die man auf die Zeit um kurz vor 510 v. Chr. datieren kann, machte sich am anderen Ende der damals bekannten Welt ein anderer Pionier auf, um die antike Entdeckungsgeschichte um ein wichtiges Kapitel zu erweitern. Kurz nach 500 v. Chr. unternahm der Karthager *Hanno* eine wichtige Expedition nach Westafrika und knüpfte damit an die geographischen Großtaten der Phönizier an. Überhaupt hatte Karthago, die am Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. gegründete Filiale von Tyros, die phönizischen Städte im heutigen Libanon an politischer und wirtschaftlicher Bedeutung längst überholt. Diese waren inzwischen Teil des Imperiums der persischen Großkönige und hatten insofern die Möglichkeiten zu einer eigenständigen, übergreifenden Politik weitgehend eingebüßt.

Umso aktiver zeigten sich die Karthager, die zu jenem Zeitpunkt, als sich Hanno, einer der führenden Politiker in Karthago, auf seine denkwürdige Afrikareise begab, bereits zu einer Vormacht im westlichen Mittelmeerraum geworden waren. Vor allem dominierten die Karthager, nach der Ausschaltung der etruskischen und griechischen Konkurrenz, weite Bereiche des westmediterranen Handels. Sicher standen hinter dem Entschluss, von den heimatlichen Gefilden an der afrikanischen Nordküste den Sprung an die Westküste des Kontinents zu wagen, auch massive wirtschaftliche Interessen.

Vor allem ging es darum, günstige Plätze für neue Handelskolonien aufzuspüren. Aber vielleicht spielte zusätzlich auch die renommierte Forschungstradition der Phönizier eine Rolle. Die Reise erhielt auf jeden Fall die ihr zukommende Publizität. Nachdem Hanno wieder nach Karthago zurückgekehrt war, veröffentlichte er den von ihm verfassten Bericht über die Reise in einem Tempelbezirk. Später, und zwar vermutlich vor 300 v. Chr. (und nicht erst in der Zeit des Polybios [200–120 v. Chr.], wie häufig angenommen), wurde der punische Originaltext ins Griechische übersetzt. Die Übersetzung wiederum war verantwortlich für eine breite Rezeption der Fahrt des Hanno, die bis in die Neuzeit angehalten hat. Als die europäischen Kolonialmächte im 18. und 19. Jahrhundert um den Einfluss auf dem Schwarzen Kontinent wetteiferten, gehörte bei deren Exponenten Hanno zur Standardlektüre.

Trotz des vorliegenden Berichtes ist die genaue Route Hannos nur schwer zu rekonstruieren. Vermutlich aber reiste er über die Straße von Gibraltar zunächst bis zu einer Insel *Kerne*, die man wohl mit der heutigen Insel Herne in der Bucht des Rio de Oro identifizieren kann. Von dort fuhren die karthagischen Forscher den Fluss Senegal hinauf, und zwar weiter, als es zuvor dem Griechen Euthymenes gelungen war. Nach der Rückkehr nach Kerne setzten sie die Reise bis nach Gabun fort. Gegenüber der Expedition des Euthymenes zeichnete sich die Reise Hannos überhaupt dadurch aus, dass er es nicht nur bei einer Erforschung der Küsten belassen hat. Erstmals wurde auch das Innere Westafrikas genauer studiert. Und gerne verweist man in diesem Zusammenhang auch immer wieder auf die Geschichte mit den Gorillas. Hannos Leute begegneten auf ihren Streifzügen im Landesinnern Eingeborenen, die als „Gorillas“ bezeichnet wurden. Dank der intensiven Rezeptionsgeschichte, die der Bericht Hannos erfahren durfte, ging diese Information nicht verloren, sondern stand Pate, als man in der Neuzeit eine Bezeichnung für die afrikanischen Menschenaffen suchte. Schmeichelhaft war diese Namensübertragung für die „Wilden“ Hannos zweifellos nicht. In der Forschung wird es im Übrigen nicht für ausgeschlossen gehalten, dass Hannos Expedition mit den Gorillas nicht etwa Menschen, sondern auch bereits Menschenaffen meinte.

Westen, Osten und Süden konnten in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. als einigermaßen erforscht gelten, obwohl es auch dort noch, selbst für die Kreise der Spezialisten, genügend *terra incognita* gab. Der Norden aber war bis dahin noch nicht in den Fokus der mediterranen Geographie getreten. Um diesem Manko abzuhelpen, machte sich in der zweiten Hälfte des 4. Jahr-

hunderts v. Chr. der aus der Entdeckerhochburg Massilia stammende Geograph und Seefahrer *Pytheas* auf die Reise. Diese forschungsgeschichtlich höchst folgenreiche Expedition in den hohen Norden fand etwa zur selben Zeit statt, als im fernen Osten Alexander der Große den Griechen auf dem Landwege neue Horizonte erschloss. Anders als Alexander aber kam Pytheas nicht als Eroberer. Neben dem wissenschaftlichen Eifer trieb ihn wahrscheinlich, wie in vergleichbaren Fällen so häufig, ein kommerzielles Anliegen. Seine Nordlandreise war auch eine Fahrt zu den Herkunftsgebieten so begehrter Rohstoffe wie Bernstein und Zinn, mit denen Kelten und auch Griechen schon einen relativ regen Handel trieben.

Auch wenn Pytheas in der guten Tradition antiker Forschungsreisender einen Bericht über seine Tour vorgelegt hat (*Über den Ozean*), so bereitet auch in seinem Fall die exakte Rekonstruktion seiner Expedition einige Probleme. Seine Fahrt führte ihn nach der Passage durch die Meerenge von Gibraltar entlang der gallischen Küste, bevor er den Süden Britanniens erreichte. Der weitere Verlauf ist unklar. Wahrscheinlich aber fuhr der Seefahrer aus Massilia an der britischen Westküste entlang und kehrte an der Ostseite zurück. Er begründete den Mythos der Insel *Thule*, deren Identifizierung bis heute umstritten ist – diskutiert werden Island, die Färöer-Inseln, die Shetland-Inseln, auch das mittlere Norwegen. Seine weitere Route führte ihn entlang der Nordseeküste vorbei an den Mündungen von Elbe und Rhein, die somit seit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. zum geographischen Weltbild der Völker des Mittelmeerraumes zählten.

Als Verdienst durfte sich Pytheas nach seiner langen Reise nicht nur die Entdeckung der Nordländer anrechnen. Seine astronomischen Kenntnisse versetzten ihn darüber hinaus in die Lage, Berechnungen über die Breitengrade Nordeuropas bis zur Insel Thule anzustellen. Damit ist Pytheas in neue Dimensionen der antiken Geographie vorgestoßen. Gleichzeitig musste Pytheas die Erfahrung machen, dass wissenschaftliche Pioniertaten auch Konkurrenten und Neider auf den Plan rufen. Die geographisch ambitionierten Historiker Strabon und Polybios haben jedenfalls keine Gelegenheit ausgelassen, um die Forschungen des Massiloten massiv zu kritisieren.

Zeitlich steht Pytheas am Beginn der für die wissenschaftliche Erdkunde so innovativen Epoche des Hellenismus, die eingeleitet wurde mit den Eroberungen Alexanders des Großen im Orient. Daraus resultierte für die Griechen eine detailliertere Kenntnis der Länder und Völker Asiens. Nach dem Tod Alexanders gerieten sich seine unter der Sammelbezeichnung Diadochen bekannten monarchischen Nachfolger mit Begeisterung als Förderer

von Wissenschaften und Künsten. Diesem nicht zuletzt politisch motivierten Ehrgeiz verdankten auch viele Forscher und Vertrauensleute die Möglichkeit, unter königlicher Protektion auf große Entdeckungstour zu gehen. Alexander der Große persönlich hatte den Kurs vorgegeben, indem er seinen Flottenchef *Nearchos* den Seeweg vom Indischen Ozean zum Persischen Golf erkunden ließ. Im 3. Jahrhundert v. Chr. waren dann viele Reisende unterwegs, die den unschätzbaren Vorteil hatten, von den Monarchen mit üppigen Geldern ausgestattet gewesen zu sein.

Für die Seleukidenkönige war es ein Beamter namens *Patrokles*, der um 285 v. Chr. eine Inspektionsreise zum Kaspischen Meer unternahm, das bis dahin in der geographischen Exploration der Griechen nur von marginaler Bedeutung gewesen war. Patrokles, der neben seiner politischen Tätigkeit auch von Haus aus geographisch versiert war, füllte diese Lücke, indem er die Küsten des Meeres intensiv erforschte und zugleich auch neue Wege für den Handel mit Indien zu erschließen bemüht war. Allerdings erstreckte sich das Meer zu seiner Überraschung so weit nach Norden, dass er es aufgab, in dieser Richtung nach einer Küstenbegrenzung zu suchen, was wiederum der lange vorherrschenden Meinung, das Kaspische Meer sei kein Binnenmeer, sondern ein Teil des großen Ozeans, Vorschub leistete.

Ebenfalls im Dienst der Seleukiden stand ein nicht minder wissenschaftlich versierter Heerführer namens *Demodamas*. Dieser erforschte für die Monarchen die östlichen Territorien dieses hellenistischen Reiches, das bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. noch bis zum Indus reichte. Wie Plinius (6,49) mitteilt, überquerte Demodamas im Rahmen dieser Mission den Fluss Iaxartes, den heutigen Syr-Darja.

Ähnlich aktiv wie die Seleukiden waren als Förderer der geographischen Erkundung die über Ägypten regierenden Ptolemäerkönige. Unter Ptolemaios II. und Ptolemaios III. fanden im 3. Jahrhundert v. Chr. einige bedeutende Unternehmungen statt, die zu partiell spektakulären Erkenntnisgewinnen führten. Naturgemäß interessierten sie sich, als sie mit der Konsolidierung ihrer Herrschaft im Nilland beschäftigt waren, auch für die Regionen in der Nachbarschaft, zumal auch die rivalisierenden Herrscherkollegen im Seleukidenreich ein Auge darauf geworfen hatten. Aus wirtschaftlichen Gründen stand die Erkundung des Roten Meeres ganz oben auf der Agenda. Schon der erste Ptolemäer hatte seinen Admiral *Philon* auf die Reise geschickt, der dabei auch Teile der ostafrikanischen Küste erforschte. Einen weiteren Schwerpunkt bildete das südliche Ägypten, das man mit einem gut ausgebauten Straßennetz versah. Außerdem wurden an den Küsten des

Roten Meeres Häfen und Handelsstationen angelegt. Ein persönlich nicht weiter bekannter Emissär namens *Simmias* kümmerte sich um die Erforschung Äthiopiens und des südlichen Arabien.

Doch auch in fernere Gefilde zog es die geographischen Kundschafter der Herrscher von Alexandria. Beispielhaft sei hier auf die Mission des *Dionysios* verwiesen. Dieser trat in Indien offenbar in Konkurrenz zu den Forschungen der Seleukiden. Laut Plinius (6,58) hielt sich dieser Dionysios bei „indischen Königen“ auf und berichtete auf der Basis dieser Erfahrungen über Land und Leute. Auch in späteren Zeiten blieb Indien eine Domäne des geographischen Interesses der Ptolemäer. Einen außerordentlich fähigen Helfer fand Ptolemaios VIII. mit dem Beinamen Euergetes II. in dem aus dem kleinasiatischen Kyzikos stammenden *Eudoxos*. Ohne Zweifel gehört er in die erste Riege antiker Seefahrer und Entdecker, auch wenn sein Name aufgrund einer schmalen Quellenevidenz im Kontext der antiken Geographie heute nicht mehr so häufig genannt wird. Seine relative Unbekanntheit hat er auch der Tatsache zu verdanken, dass er sich wegen teilweise zwielichtiger Aktionen den Zorn der etablierten Fachwelt der Antike zuzog, worunter sein Renommee stark gelitten haben dürfte.

Zwei höchst bedeutsame, dabei in der geographischen Ausrichtung sehr unterschiedliche, letztlich aber doch miteinander in Zusammenhang stehende Unternehmungen soll dieser bemerkenswerte Eudoxos nach der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. in Angriff genommen haben: erstens die Erkundung eines Seeweges von Ägypten nach Indien, zweitens die Umfahrung Afrikas. Die erste Expedition hat nach der – freilich Eudoxos gegenüber gerade hier dezidiert skeptisch eingestellten – Tradition unter abenteuerlichen oder eher: kuriosen Begleitumständen stattgefunden. Die Informationen darüber stammen von Strabon (2,3,4), der sich seinerseits auf Angaben des großen, gewöhnlich gut instruierten Gelehrten Poseidonios beruft. Demnach war der König Ptolemaios VIII. Euergetes II. auf die Idee mit Indien gekommen, nachdem ein indischer Schiffbrüchiger an der Küste der „Arabischen Bucht“ angeschwemmt worden war. Da sich der offenkundig Verunglückte einer unverständlichen Sprache bediente und demzufolge keine Auskunft über sein Schicksal zu geben vermochte, organisierte der neugierige König einen Schnellkurs zum Erlernen der griechischen Sprache. Als der geheimnisvolle Fremde nach einiger Zeit dieser Sprache mächtig war, gab er zu Protokoll, er sei mit seinem Schiff auf der Fahrt von Indien vom rechten Weg abgekommen. Alle seine Gefährten seien ums Leben gekommen, nur er selbst sei nach Ägypten getrieben worden.

Der König, die Möglichkeit einer lukrativen Seeverbindung zwischen Ägypten und Indien vor Augen, traf auf der Stelle alle Vorbereitungen für eine Expedition. Der Fremde hatte sich für die Rolle des Wegweisers zur Verfügung gestellt, die Leitung des Unternehmens wurde Eudoxos übertragen.

Im weiteren Verlauf entwickelt sich die Erzählung ziemlich konfus, weil die angeblich betrügerische Rolle des Königs Ptolemaios VIII. und seiner Nachfolger in der Geschichte gegenüber einer exakten Beschreibung der Eudoxos-Expedition dominiert. Vor allen Dingen wird nicht ersichtlich, ob Eudoxos tatsächlich Indien erreichte und welche Route er dabei gegebenenfalls benutzt hat. Jedenfalls wurde er im Laufe der Zeit der Nachstellungen von Seiten der Herrschenden überdrüssig, und so beschloss er, sich ihrem Zugriff zu entziehen. Anscheinend ganz ernsthaft betrieb er danach das Projekt einer weiteren Umrundung Afrikas. Auch hier muss unsicher bleiben, ob nach der Unternehmung der Phönizier für den ägyptischen Pharaos Necho nun auch erstmals einem griechischen Seefahrer dieses Kunststück gelungen ist, nachdem Euthymedes immerhin schon bis an die Westküste gelangt war.

Phönizier, Perser und Griechen sind es also gewesen, die mit ihren Erkundungsfahrten und Forschungsreisen wesentlich zur Konstituierung, Erweiterung und Präzisierung des antiken Weltbildes beigetragen haben. Der Anteil der *Römer*, die später einen großen Teil dieser Welt unter ihrer Herrschaft vereinten, ist demgegenüber recht gering gewesen. Das hatte allerdings auch den einleuchtenden und auf der Hand liegenden Grund, dass die Vorgänger den Römern gar nicht mehr so viel zum eigenen Erkunden übrig gelassen hatten. Die Römer übernahmen eine weitgehend erforschte Welt, jedenfalls nach den zeitgenössischen Vorstellungen von „Welt“. Wo sie über die Grenzen des Bekannten hinausgingen, wie in Germanien oder in Arabien und im Sudan, überließen sie die Arbeit dem Militär und nicht professionellen Forschungsreisenden.

Als eine originäre Leistung der Römer zur Erfassung der Welt können jedoch die *Itinerarien* gelten, gleichsam das auf das Land bezogene Pendant zu den maritimen *Periploi* der Griechen. Diese Wegbeschreibungen mit allen nützlichen topographischen und logistischen Angaben dienten Soldaten, Händlern, Pilgern und anderen Reisenden als unentbehrliches Instrument bei der Orientierung auf den Straßen des weiten Imperium Romanum. Aus der Kaiserzeit haben sich viele solcher *Itinerarien* erhalten, so etwa das *Itinerarium provinciarium Antonini Augusti* aus der Zeit des Kaisers Caracalla (211–217 n. Chr.).

Fachautoren und Kartographen

Man musste in der Antike nicht unbedingt persönlich in die große, weite Welt hinausfahren, um bei den Zeitgenossen und der Nachwelt Meriten als Pionier der Geographie zu erwerben. Genauso wichtig waren jene Persönlichkeiten, die sich um die systematische Auswertung und Verbreitung der von den Reisenden gewonnenen Daten und Informationen kümmerten. In dieser Hinsicht waren die Griechen eindeutig führend. Sie sind mit ihrem kreativen und innovativen, auch vom immer fortschrittlichen Orient inspirierten Geist die eigentlichen Begründer der geographischen Wissenschaft gewesen. Die wichtigsten Vertreter, inklusive der wenigen nichtgriechischen Koryphäen des Faches, seien im Folgenden, wiederum in chronologischer Reihenfolge, in der gebotenen Kürze porträtiert. Auf diese Weise gewinnt man zugleich einen kompakten Überblick über die wichtigsten Fortschritte, die antiken Forschern und Experten bei der Erkundung und Erfassung der Welt gelungen sind – und über die Grenzen, an die auch antike Wissenschaftler stießen.

Thales

Viele Vertreter wissenschaftlicher Disziplinen können sich auf Thales von Milet als Protagonisten und *spiritus rector* ihres Faches berufen. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. vollbrachte er eine Reihe von Pionierleistungen auf dem Gebiet der Mathematik (der berühmte „Satz des Thales“), der Astronomie und eben auch der Geographie. Der Begründer der ionischen Naturphilosophie versah, unter dem Einfluss der wissenschaftlichen Erkenntnisse des Vorderen Orients, insbesondere der Babylonier, die Welt mit einem neuen, rationalen Zug. Für die Entwicklung des geographischen Weltbildes war seine Vorstellung von der auf dem Weltmeer, dem *Okéanos*, schwimmenden Erdscheibe von großer Bedeutung. Allerdings ist die originäre Leistung des Thales nur schwer zu ermitteln, weil die Quellenlage in dieser Hinsicht sehr problematisch ist.

Anaximander

Anaximander war ein jüngerer Zeitgenosse des Thales (Lebensdaten circa 610 bis 546 v. Chr.) und gehörte wie dieser zur berühmten Philosophenschule von Milet. Seine besondere Bedeutung für die Geschichte der antiken Geographie liegt in dem Umstand, dass er als der Produzent der ersten griechischen Weltkarte gilt. Damit ist ein schwieriges Problem aufgeworfen, dass in der heutigen wissenschaftlichen Diskussion eine herausragende

Rolle spielt. Die Ansichten sind durchaus kontrovers. Manche streiten die Existenz von antiken Karten sogar gänzlich ab. Auf der anderen Seite ist in den Quellen immer wieder von solchen Karten die Rede. Sicher gab es auch einen Unterschied zwischen Karten, die die ganze Welt abbildeten, und solchen, die sich auf bestimmte Regionen beschränkten. Einig ist man sich indes in der Einschätzung, dass man in Bezug auf die Antike nicht von einer „Kartographie“ im modernen Verständnis sprechen kann. Maßstabsgetreue, mehrdimensionale Karten haben nicht existiert, auch wenn moderne Rekonstruktionen diesen Eindruck gelegentlich vermitteln wollen. Wohl aber sind die Hinweise ausreichend, um davon auszugehen, dass man bemüht gewesen ist, die geographische Realität, in welcher Form auch immer, visuell abzubilden.

Dies wird man denn auch für die „Weltkarte des Anaximander“ voraussetzen dürfen. Die Anregung zu einer solchen Karte wird der Gelehrte aus Milet wahrscheinlich aus dem mesopotamischen Raum erhalten haben, wie überhaupt der Osten für die Griechen ein Lieferant an Ideen und Einsichten in Astronomie und Mathematik gewesen ist. Bekannt ist die auf Ton gezeichnete Darstellung einer babylonischen Weltkarte aus der Zeit um 600 v. Chr., die sich heute im Britischen Museum in London befindet. Ähnliche Versuche, die Welt in einer Art von Karte zu erfassen, kennt man auch von den Ägyptern und den Etruskern. Die „Karte des Anaximander“ weist eine mit der babylonischen Weltsicht identische Vorstellung auf, indem die Erde hier wie dort als Scheibe erscheint. Vielleicht hat hier eine direkte Beeinflussung vorgelegen. Jedoch hatten die Griechen zu Lebzeiten des Anaximander, im Rahmen der großen Kolonisation, bereits so viele geographische Kenntnisse gesammelt, dass sie selbst in der Lage gewesen sind, eine solche Karte zu entwerfen. Allerdings ist die Anaximander-Karte nur aus schriftlichen Berichten bekannt, so dass ihr exaktes Aussehen unklar bleibt.

Hekataios

Fortgeführt wurde die große geographische Tradition von Milet durch Hekataios, einem der vielseitigsten und originellsten Köpfe der frühen griechischen Geschichte. Dieser auch als Historiker hervorgetretene Gelehrte mit den ungefähren Lebensdaten 560 bis 480 v. Chr. nahm sich der Karte des Anaximander an und entwickelte sie, dem damals neuesten Kenntnisstand entsprechend, fort. Zugleich versah er sie mit einem umfangreichen Kommentar. Den literarischen Hinweisen zufolge – auch von dieser Karte kann man sich allein durch Beschreibungen ein Bild machen – behielt Hekataios

die kreisrunde Scheibengestalt der Erde bei und verteilte die Kontinentalmasse auf die beiden Erdteile Europa und Asien.

Offenbar war die Karte des Hekataios nicht allein für den akademischen Gebrauch bestimmt. Zu Recht vermuten viele moderne Forscher, dass Aristagoras, der Tyrann von Hekataios' Heimatstadt Milet, ein Exemplar dieser Karte im Gepäck hatte, als er 499 v. Chr. auf die Peloponnes reiste, um den Spartanern ein Eingreifen im Perserreich schmackhaft zu machen. Doch, wie erwähnt, schlug dieser Versuch, die neuesten Errungenschaften der geographischen Wissenschaft für die Belange der Politik nutzbar zu machen, grandios fehl, weil die Spartaner nur die großen Distanzen und nicht die zu erwartenden Einkünfte vor Augen hatten.

Herodot

Die Bedeutung Herodots (circa 485–424 v. Chr.) in seiner Eigenschaft als Vermittler geographischer Kenntnisse und Vorstellungen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Zum Glück auch für die Nachwelt interpretierte er seine Hauptrolle als Geschichtsschreiber in einer so großzügigen Weise, dass er sich nicht, wie sein großer Kollege und Rivale Thukydides, allein auf die politischen und militärischen Ereignisse konzentrierte. Vielmehr interessierte er sich in besonderem Maße auch für die Alltagsgeschichte, Ethnographie und eben auch die Geographie. So sehr beschäftigte er sich mit der Geographie, dass manche Historiker und Philologen bis heute die Auffassung vertreten, der Schriftsteller aus dem kleinasiatischen Halikarnassos (heute Bodrum) habe überhaupt ein primär geographisches Werk herausgeben wollen, das er dann noch mit einigen historischen Zutaten versehen habe. Doch führt diese Auffassung vermutlich zu weit. Herodot war ein Historiker mit einem ausgeprägten Faible für Geographie und insofern einer der profiliertesten Vertreter der antiken Historischen Geographie.

Gegenstand seines Werkes sind die Kriege der Griechen gegen die Perser zu Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. Seinem Publikum präsentiert er dabei ein buntes, zu einem beträchtlichen Teil auf eigener Anschauung beruhendes Kaleidoskop der Landschaften und Völker, die unter dem Dach des großen Perserreiches vereint waren – jeweils in der Reihenfolge, wie sie von den Persern erobert worden sind (also Kleinasien, Babylonien, Ägypten, und auch die europäischen Skythengebiete, erobert unter Dareios I., finden Berücksichtigung). Der Historiker ist dabei selbstbewusst genug, nicht ohne die bei solchen Gelegenheiten übliche Polemik in geographische Streitfragen seiner Zeit einzugreifen und klar Position zu beziehen. Da sein Werk komplett er-

halten ist, nimmt Herodot als Quelle für das geographische Wissen der Griechen im 5. Jahrhundert v. Chr. eine herausragende Position ein.

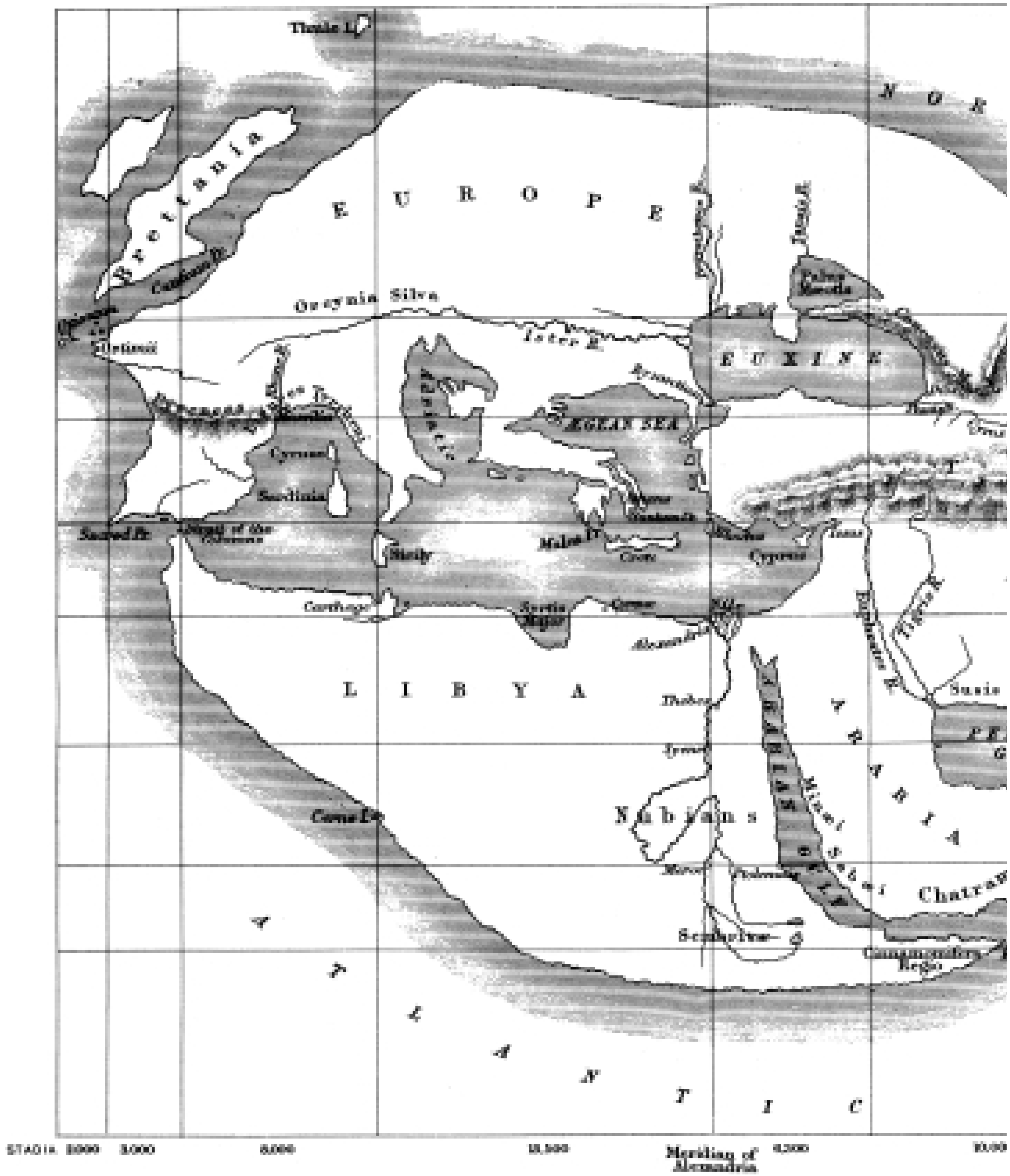
Eratosthenes

Einer der großen Gelehrten des intellektuell so produktiven Zeitalters des Hellenismus war Eratosthenes (etwa 285–194 v. Chr.), der aus der nordafrikanischen Stadt Kyrene stammte. Wie viele seiner Kollegen wollte er sich nicht auf eine Disziplin beschränken und entwickelte sich, gestützt auf das finanzielle Polster eines gut dotierten Postens als Leiter der Bibliothek von Alexandria, zu einem veritablen Universalgelehrten. Geographie und Erkundung der Welt standen bei seinen Arbeitgebern, den Ptolemäerkönigen, hoch im Kurs.

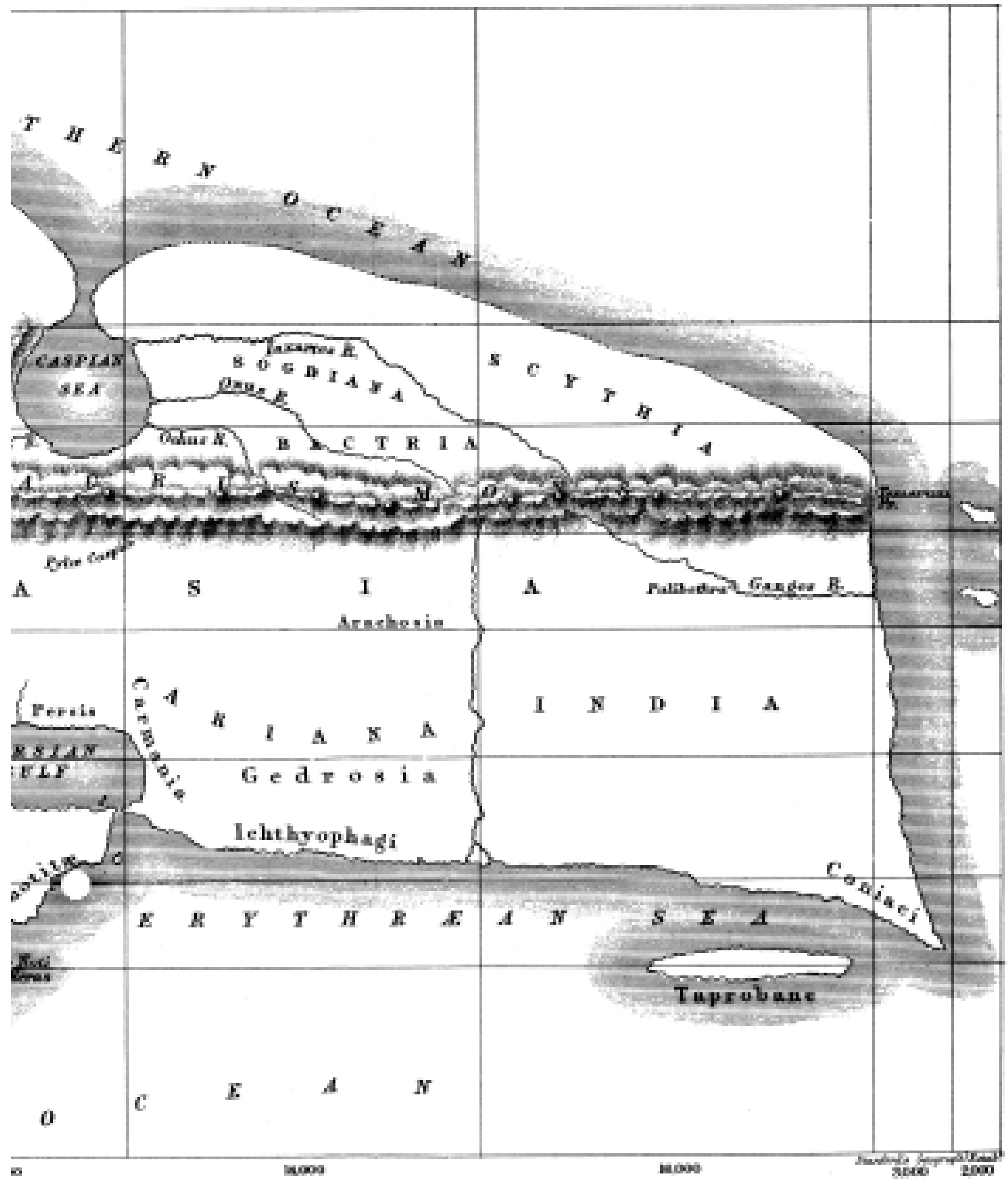
Von daher ist es verständlich, dass sich auch Eratosthenes, im Rahmen seiner umfangreichen Tätigkeiten, diesem Metier widmete. Dabei ist er nicht allein als Verfasser eines dreibändigen Werkes mit dem Titel *Geographiká* in Erscheinung getreten (das im Übrigen, wie üblich, nur von einem kleinen Expertenkreis rezipiert wurde, dort aber eine große Wirkung hatte). Und auch mit der Vorlage einer neuen Erdkarte war seine wissenschaftliche Neugier noch nicht erschöpft. Wahrlich für Furore sorgte vor allem seine erstaunlich präzise Berechnung des Erdumfangs. Sich dieser Herausforderung zu stellen, war nur möglich, weil in den Kreisen der Gelehrten inzwischen die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde die tradierte Auffassung von der Erde als Scheibe abgelöst hatte. Federführend bei diesem Meinungswechsel war offenbar der im 5. Jahrhundert v. Chr. lebende und wirkende Philosoph Parmenides aus dem unteritalischen „Forschungszentrum“ Elea, der zu dieser Erkenntnis allerdings nicht experimentell, sondern schlicht durch philosophische Spekulation gelangt war. Eratosthenes ging systematischer vor und errechnete am Tag der Sommersonnenwende mit Hilfe von in Alexandria und Syene platzierten Sonnenuhren einen Wert, der den tatsächlichen 40 077 Kilometern sehr nahe kam.

Krates

Der Grammatiker und Philosoph Krates, der aus dem kilikischen Mallos stammte, jedoch die meiste Zeit seines Lebens in der Wissenschaftsmetropole Pergamon lebte und wirkte, hat rezeptionsgeschichtlich das Pech, dass man mit ihm ein forschungsgeschichtlich an sich völlig belangloses Missgeschick in Verbindung zu bringen pflegt. Denn als Gesandter des Königs von Pergamon stürzte er 172 v. Chr. über einen defekten Deckel der Abwasser-



Rekonstruktion der Erdkarte des Eratosthenes
(aus: Olshausen 1991).



10,000 8,000 6,000 4,000 2,000 Feet above sea level

anlage von Rom. Die genesungsbedingte Zwangspause nutzte er dazu aus, den Römern, die daran interessiert waren, Lektionen in griechischer Gelehrsamkeit zu erteilen.

Später, als er längst wieder nach Pergamon zurückgekehrt war, konstruierte er ein Gerät, das als der erste Globus in die Geschichte der Geographie eingegangen ist. Sein Interesse für die Gestalt der Erde war aus seinen philologischen Studien über Homer erwachsen, und da hatten die Irrfahrten des Odysseus sein Interesse geweckt, diese in der realen Geographie zu verorten. Das Endprodukt dieser Bestrebungen war ein Globus, der offenbar von beträchtlichen Dimensionen gewesen ist – sein Durchmesser soll drei Meter betragen haben. Dem damals bereits erreichten Kenntnisstand trug diese Weltkugel nur partiell Rechnung, insbesondere gab es einige Unstimmigkeiten mit dem, was man bereits über die südliche Ausdehnung Ostafrikas wusste. Dennoch gebührt Krates ohne Frage ein Ehrenplatz unter den antiken Geographen.

Was die genaue Gestalt des Globus angeht, so ist immerhin bekannt, dass der Konstrukteur dabei von vier Welten ausging, in die er die Erde zerlegte. Die von den Menschen bewohnte *Oikumene* siedelte er in der nördlichen Hälfte an.

Polybios

Der griechische Autor Polybios (circa 200–120 v. Chr.) ist kein Fachmann in Sachen Geographie gewesen, sondern ein erfolgreicher Militär, Politiker und Geschichtsschreiber. Gleichwohl kann er, der seit 168 v. Chr. zwar als Deportierter, gleichwohl aber recht komfortabel in Rom lebte und schrieb, jedem Historiker als Kronzeuge für die Auffassung dienen, dass die Geographie ein integraler Bestandteil der Geschichtswissenschaft ist. So hat er in seiner Universalgeschichte in kompetenter Weise eine Vielzahl von Informationen präsentiert, die nicht nur für heutige Forscher von großer Bedeutung sind, sondern die auch bereits den Zeitgenossen als wichtige Quelle für die Geographie der Mittelmeerwelt gedient haben.

Die Qualität seiner Ausführungen wird noch dadurch erhöht, dass Polybios, wie zuvor bereits Herodot, größten Wert auf das Prinzip der Autopsie gelegt hat. Die Alpen kannte er beispielsweise ebenso aus eigener Anschauung wie das nördliche Afrika. Sein selbst formuliertes Credo unterstreicht diesen Anspruch, wenn er vom Historiker fordert, „sich ein Bild zu machen von den Städten, dem Gelände, den Flüssen, den Häfen und überhaupt von den besonderen Bedingungen zu Land und zur See und von den Entfernun-

gen“ (12,25e,1). Insbesondere gehört es zu seinen Vorlieben, sich an seinem Vorgänger Timaios zu reiben, der etwa 100 Jahre vorher eine Geschichte Siziliens verfasst hatte, die offenkundig nicht den strengen Qualitätsmaßstäben des Polybios entsprach. „Da würde man wirklich gerne von diesem Historiker erfahren“, führt er an einer Stelle (12,28a) aus, „ob es seiner Ansicht nach größere Kosten und Mühen macht, zu Hause zu sitzen, Literatur zu sammeln und die Sitten der Ligurer und Kelten auf diesem Wege zu erforschen, oder den Versuch zu machen, die meisten Völker und Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen.“

Da Polybios sein Geschichtswerk in erster Linie für politisches und militärisches Führungspersonal geschrieben hat, um diesem aus der Historie Orientierung und Handreichung für eigene Entscheidungen zu vermitteln, hielt er es also offensichtlich für unabdingbar, dass sich Feldherren und Staatsmänner auch in der Geographie auskannten. Ob und in welcher Form dieser Wunsch des Historikers Polybios erfüllt wurde und spätere Generationen aus seinem Werk Anregungen bezogen, ist allerdings nicht bekannt.

Agatharchides

Knidos in Kleinasien war die Heimat des seinerzeit berühmten und einflussreichen Geographen Agatharchides, der, wie es in der Antike so häufig der Fall war, auch gleichzeitig als Historiker auf sich aufmerksam gemacht hat. Seine Lebensdaten lassen sich nur ungefähr bestimmen, er dürfte vor der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. seine produktivste Phase erreicht haben. Ansässig war er in Alexandria, der Wissenschaftsmetropole im ptolemäischen Ägypten. Pionierarbeit leistete er bei der Erforschung des Roten Meeres. Darüber verfasste er ein mehrbändiges, in der Folgezeit intensiv rezipiertes Werk. Auch wenn das Rote Meer für Agatharchides von Alexandria aus gesehen sozusagen vor der Haustür lag, hat der Gelehrte auch viele bereits vorliegende Berichte in seine Darstellung eingearbeitet (zum Beispiel die Dossiers über offizielle, von den ptolemäischen Königen initiierte Expeditionen) und damit dem kompetenten Werk ein gehöriges Maß an Authentizität verschafft.

Poseidonios

Wie sein Vorgänger und Kollege Krates war auch Poseidonios (circa 135–51 v. Chr.) kein Fachgelehrter im eigentlichen Sinn. Vielmehr repräsentiert er am Ende des hellenistischen Zeitalters und bereits unter den Bedingungen der römischen Weltherrschaft den Typus des umfassend gebildeten und viel-

seitig interessierten stoischen Philosophen. Er stammte aus dem syrischen Apameia, wirkte danach zuerst in Athen und schließlich auf der Insel Rhodos. Seine geographischen Erkenntnisse verarbeitete er in einem großen Geschichtswerk, wobei ihn vor allem die Gebiete und Völker an der Peripherie des Römischen Reiches interessierten. Dank seiner überragenden intellektuellen Autorität fanden viele der geographischen Ausführungen des Poseidonios Eingang in die Werke späterer Autoren, wie zum Beispiel Strabon.

Agrippa

Streng genommen hat Marcus Vipsanius Agrippa (64–12 v. Chr.) keinen Platz in einer Liste illustrier Fachgelehrter. Vorrangig war er der unentbehrliche militärische Helfer des Kaisers Augustus, der für diesen so manche Schlacht gewann und somit wesentlich zu dessen Aufstieg an die Spitze des römischen Staates beitrug. Doch fehlt der Name Agrippa – und das völlig zu Recht – in keiner Darstellung zur Geschichte der antiken Geographie. Freilich muss man auch zugeben, dass sich der Anteil Agrippas an der Entwicklung geographischer Kenntnisse darauf beschränkt hat, die Arbeit zu organisieren und zu beaufsichtigen, die zu diesen Fortschritten geführt hat. Das Produkt dieser Arbeit ist allerdings wiederum schwierig zu charakterisieren. Gemeinhin spricht man von der „Weltkarte des Agrippa“. Die Kenntnis dieser „Karte“ beruht unter anderem auf einer Angabe des Plinius (3,17), wonach Agrippa sich das Verdienst erworben habe, der Hauptstadt Rom den gesamten Erdkreis (*orbis terrarum*) vor Augen geführt zu haben. Öffentlich präsentiert habe man das Ergebnis in einer Säulenhalle in der Via Lata auf dem Marsfeld in Rom.

Die Beschaffenheit der Agrippa-Karte ist in der Forschung besonders umstritten. Vielleicht handelte es sich hier tatsächlich weniger um eine Karte als um einen Text, der sich vor allem auf die Arbeit römischer Vermessungsingenieure stützte. Insofern würde sie die gegenüber den Griechen viel pragmatischere, primär administrativen und militärischen Zwecken dienende Einstellung gegenüber den Fortschritten bei der Erfassung der Welt reflektieren.

Strabon

Aus heutiger Sicht zählt Strabon zu den herausragenden Referenzen bei der Rekonstruktion des geographischen Weltbildes der Antike. Zu verdanken hat der Autor (circa 64 v. Chr. bis nach 23 n. Chr.) dieses Prädikat dem Umstand, dass sein voluminöses Werk zur Geographie fast komplett erhalten ist. Überliefert unter dem schlichten Titel *Geographiká*, war es allerdings nur kom-

plementärer Teil eines (weitgehend verlorenen) universal angelegten Geschichtswerkes, das die Zeit von der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. bis in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. behandelte. Insofern hat auch Strabon diese für die Antike so charakteristische Kombination von Geschichte und Geographie praktiziert.

Vorgenommen hat er sich in den *Geographiká* die Beschreibung der ganzen, zu seiner Zeit bekannten Welt. Dabei versäumt es der romtreue Grieche nicht, die Verdienste der Römer bei der Erkundung der Welt ins rechte Licht zu rücken. „Die Römer“, so sagt er ganz am Anfang des Werkes (1,2,1), „haben den ganzen Westen Europas bis zum Fluss Elbe, der Germanien in zwei Teile schneidet, und das Land jenseits der Donau bis zum Fluss Tyras enthüllt.“ Doch Strabon vergisst nicht, die Verdienste Alexanders des Großen zu würdigen, der „einen großen Teil Asiens und vom Norden Europas alles Land bis zur Donau“ erschlossen habe.

Strabons stupendes geographisches Wissen beruht zum einen auf einer detaillierten Kenntnis der geographischen Literatur der Vergangenheit und der Gegenwart. In bewährter antiker Manier schreckt er nicht davor zurück, sich mit den Meinungen und Lehren der Vorgänger in teilweise mehr als nur polemischer Form auseinanderzusetzen. Zum anderen hat er, nach dem Vorbild eines Herodot oder eines Polybios, viele Reisen unternommen, um die von ihm beschriebenen Orte und Landschaften persönlich in Augenschein zu nehmen. Aus Kleinasien (seine Heimat war die Stadt Amaseia am Schwarzen Meer) gebürtig, kannte er sich in dieser Gegend ohnehin bestens aus. Weitere Reisen führten Strabon nach Ägypten und natürlich nach Rom. Insofern konnte seine zahlreiche Leser- und Hörerschaft sicher sein, in Strabon über einen zuverlässigen Gewährsmann über das Profil der Welt zu verfügen.

Unter mangelndem Selbstbewusstsein hat Strabon nicht gelitten. Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten bei gleichzeitigem stetem Misstrauen gegenüber dem Tun der Mitforscher gehörte im Übrigen auch zur Grundausrüstung antiker Geographen. Denn immer mussten sie damit rechnen, bei den Kollegen, die in Wirklichkeit eher Gegner waren, auf Widerstand zu stoßen. Strabon beherrschte das wissenschaftliche Spiel, das sich zwischen den Polen Angriff und Verteidigung bewegte, virtuos. Vor allem achtete er darauf, immer wieder einen Vorsprung an Kompetenz zu reklamieren, weil er so viel in der Welt herumgekommen war. „Ich werde aber“, so sagte er an einer Stelle (2,5,11), „teils das beschreiben, was ich selbst zu Land und auf dem Meer auf Reisen kennen gelernt habe, teils was ich jenen glaubte, die davon geredet und geschrieben haben. Ich bin aber in Richtung Westen von

Armenien aus bis zu den etruskischen Städten gegenüber von Sardinien gekommen, in Richtung Süden vom Schwarzen Meer bis an die Grenzen Äthiopiens. Und es möchte sich wohl unter den übrigen Geographen nicht einer finden, der in den genannten Zwischenräumen viel weiter gekommen wäre als ich.“ Sätze wie der letzte waren dafür verantwortlich, dass Strabon in Expertenkreisen zwar fachlich geschätzt, menschlich aber nicht eben für sonderlich sympathisch gehalten wurde.

Wer sich mit Strabons Werk gedanklich oder auch ganz real auf die Reise machte, begab sich auf eine lange Fahrt, die nach dem folgenden Schema angelegt war: Spanien, Gallien, Britische Inseln, Italien, Germanien, Griechenland, Kaukasus-Region, Kleinasien, Persien, Indien, Mesopotamien, Syrien, Phönizien, Judaea, Arabien, Ägypten, Äthiopien, Nordafrika. Praktisch die ganze, in der frühen römischen Kaiserzeit bekannte Welt ist also im Werk Strabons porträtiert worden, was ihm bis heute den Rang einer erstklassigen Quelle verleiht.

Isidoros

Biographisch ist über den Geographen Isidoros fast nichts bekannt, außer, dass er aus der Stadt Charax in Mesopotamien stammte und ein Zeitgenosse des römischen Kaisers Augustus, der bis 14 n. Chr. regierte, gewesen ist. Falls man den bei Plinius (6,141) genannten „Dionysios“ als eine Verschreibung für „Isidoros“ ansehen darf, dann unternahm er im Auftrag des Kaisers im Orient eine Erkundungsfahrt. Ansonsten ist er vor allem hervorgetreten als der Verfasser eines Werkes mit dem Titel *Parthische Stationen*. Zur Zeit des Augustus waren die Parther, die im Iran und den angrenzenden Gebieten herrschten, unter der Dynastie der Arsakiden die großen Rivalen der Römer im Osten. 53 v. Chr. erlitt Crassus bei Carrhae (Harran) eine denkwürdige Niederlage, die bei den sieggewohnten Römern ein ähnliches Trauma hervorrief wie später das Desaster des Varus in der Schlacht im Teutoburger Wald. Erst Augustus stellte die römische Ehre einigermaßen wieder her, als er 20 v. Chr. die verlorenen Feldzeichen von Carrhae in Empfang nehmen durfte.

Vor diesem Hintergrund bestand im Westen ein dezidiertes Bedarfnis an gesicherten Informationen über die Infrastruktur dieses Reiches, deren Exponenten bestrebt waren, in die Fußstapfen der berühmten Achämeniden zu treten. Isidoros lieferte zu diesem Zweck eine detaillierte Beschreibung der wichtigen Verbindungsstraße von Zeugma am Euphrat bis zu der Stadt Alexandria im fernen Arachosien (im westlichen Afghanistan). Die Bedeutung

des Isidoros von Charax im Rahmen der antiken Erfassung der Welt liegt also im Wesentlichen darin, dass er als Einheimischer die Kenntnisse des Westens vom Vorderen und Mittleren Asien erweitert hat.

Pomponius Mela

Etwa 20 Jahre nach dem Tod Strabons brachte ein anderer Autor ein geographisches Werk heraus, mit dem er wohl kaum in Konkurrenz zu dem Kollegen treten wollte. Hatte Strabon sein breites Wissen in aller Ausführlichkeit ausgeschüttet, so bot Pomponius Mela seinen Lesern eine knapp gehaltene Darstellung der Welt oder, mit seinen eigenen Worten: der „Lage des Erdkreises“ (*orbis situs*). Das Werk für den eiligen Leser entstand in den Jahren 43 und 44 n. Chr., als in Rom Kaiser Claudius herrschte. Übertriebene Erwartungen in die literarische Qualität seines Werkes hat Pomponius Mela gleich am Anfang der Darstellung gedämpft, wohl auch in der Hoffnung, den stets bereiten Kritikern von vornherein den Wind aus den Segeln zu nehmen: „Die Lage des Erdkreises zu beschreiben unternehme ich, eine schwerfällige und für eine elegante Darstellung gänzlich ungeeignete Arbeit. Sie besteht fast nur aus Namen von Völkern und Orten sowie ihrer ziemlich komplizierten Anordnung, der nachzugehen eine eher weitschweifige als dankbare Aufgabe ist. Trotzdem verdient sie es sicher, angesehen und kennen gelernt zu werden, und lohnt, wenn schon nicht durch eine geistreiche Art des Autors, dann doch durch die Betrachtung an sich aufmerksamen Lesern die Mühe.“

Der aus Spanien stammende Verfasser hat seine Reise durch die bekannte Welt in der Form eines *Periplus* gestaltet: Der Leser oder Hörer erfährt die Welt vom Meer aus, lernt die Küsten kennen und spart nach dem Willen des seefahrenden Autors das Binnenland aus. Allerdings handelt es sich, genau genommen, nur um einen *Pseudo-Periplus*: Der Autor verzichtet auf nautische Feinheiten wie Angaben über Distanzen, Untiefen, Strömungsverhältnisse und ähnliche, für Seeleute sachdienliche beziehungsweise unabdingbare Informationen. Durch Pomponius Mela ist der *Periplus* zu einem literarischen Genre geworden. Und forschungsgeschichtlich ist die unter dem Titel *De chorographia* tradierte Schrift als ältestes bekanntes, komplett erhaltenes geographisches Werk in lateinischer Sprache bemerkenswert.

Seinen Weg durch die Welt der Küsten beginnt Pomponius Mela, wie bei den römischen Geographen üblich, ganz im Westen. Die Tour startet an den Säulen des Herakles, passiert dann die Küste Nordafrikas in östlicher Richtung bis nach Ägypten, geht weiter an Syrien vorbei bis zum Bosphorus und

zum Schwarzen Meer. Im weiteren Verlauf besucht der Leser mit Pomponius Mela die nördlichen Küsten des Mittelmeeres von der östlichen Ägäis bis nach Gades (Cádiz). Daran anschließend verlässt der Autor die Mittelmeerwelt und bereist Nordsee und Ostsee, Kaspisches Meer und den Fernen Osten mit Indien. Den Abschluss bilden der Persische Golf, die Westküste Afrikas und Mauretanien. Und in allem hält er sich an seine eigene Vorgabe, die Geographie gleichsam in tabellarischer Form zu präsentieren. So erfährt der Leser beispielsweise über Syrien nur das Folgende (1,62): „Syrien hat weithin die Küste inne und erstreckt sich noch weiter landeinwärts, wobei man es mit immer anderen Namen bezeichnet. Es heißt nämlich Koile, Mesopotamien, Damaskene, Adiabene, Babylonien, Iudaea, Kommagene und Sophene.“ In einem für seine Verhältnisse geradezu überbordenden kulturhistorischen Exkurs heißt es fast direkt im Anschluss: „Syrien war also schon lange mächtig, am bedeutsamsten aber, als Semiramis es unter ihrer Herrschaft hielt. Gewiss gibt es durch ihre Initiative viel Berühmtes, doch ragen zwei Taten am meisten hervor: die Gründung Babylons, einer Stadt von bewundernswerter Größe, und die Bewässerung eines einst trockenen Gebietes durch die Zulassung von Euphrat und Tigris.“

Aber solche Passagen werden jene Leser, die Autoren wie Herodot und Strabon in Bezug auf die Ausführlichkeit der Angaben geradezu verwöhnt hatten, kaum entschädigt haben. Geschätzt wurde Pomponius Mela auf der anderen Seite aber von Interessenten, denen an einer knappen, übersichtlichen, ganz auf das Wesentliche beschränkten Darstellung gelegen war. Und bemerkenswerterweise war seinem Werk auch durchaus Erfolg beschieden. Das kann man schon daran erkennen, dass sich der große Plinius in den geographischen Passagen seiner *Naturalis historia* mehrfach auf ihn als Autorität bezogen hat.

Plinius

Eine wahre Fundgrube geographischen Wissens ist die *Naturalis historia* des römischen Autors Plinius (mit dem üblichen Zusatz „der Ältere“, um ihn von seinem ebenfalls schriftstellerisch tätigen Neffen Plinius „dem Jüngeren“ abzugrenzen). Geboren 23 n. Chr. in Como in Oberitalien, kam er im August 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuv ums Leben. Hier, am Golf von Neapel, war er offiziell tätig als Kommandant der römischen Flotte von Misenum.

Überhaupt blickte er zu diesem Zeitpunkt auf eine bereits bewegte militärische und zivile Karriere zurück. Beispielsweise konnte er auf ein Kommando in Germanien verweisen, das ihn zu einem – heute verlorenen – Werk

über dort von Rom geführte Kriege veranlasste. Seine wahre Passion aber waren die Naturwissenschaften. Doch ist er nicht selber als Forscher in Erscheinung getreten. Stattdessen absolvierte er ein geradezu unglaubliches Pensum beim Studium der einschlägigen Fachliteratur, so dass sein Werk insgesamt vor Gelehrsamkeit strotzt. Viele Autoren sind heute überhaupt nur deswegen noch bekannt, weil sie von Plinius als Quelle herangezogen und in seine eigene Darstellung integriert wurden. Herausgekommen ist dabei ein Kompendium des naturkundlichen Wissens, wie man es in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. nicht umfassender und detaillierter zugleich anlegen konnte.

Für die antike Geographie von Bedeutung sind die Bücher 3 bis 6 des in der Summe 37-bändigen Werkes. Ins Visier nimmt Plinius dabei die gesamte zu seiner Zeit bekannte Welt – Europa im dritten und vierten Buch, Nordafrika mit Ägypten und das westliche Asien sowie die Inseln der östlichen Ägäis im fünften Buch, das mittlere und östliche Asien im sechsten Buch. Und durchwegs sind seine Angaben von großer Ausführlichkeit und dem Bemühen um Exaktheit geprägt. Dabei geht es ihm nicht allein um die Geographie. Wo ihm genügend Informationen vorliegen, versorgt er die Leserschaft auch mit kulturhistorisch, botanisch und ethnographisch relevanten Informationen. So heißt es in einer typischen Passage im Rahmen der Schilderung Mauretaniens über das Atlasgebirge (5,6): „Man erzählt, dass sich dieser Atlas mitten aus den Sandwüsten bis in den Himmel erhebt, rau und wüst dort, wo er sich zu den Küsten des Ozeans neigt, dem er den Namen verlieh [gemeint ist der *Atlantik*], aber auch schattig und bewaldet und durch das Hervorsprudeln von Quellen bewässert dort, wo er nach Afrika hinschaut. Früchte aller Art wachsen dort von selbst, so dass der Genussucht niemals die Sättigung fehlt. Tagsüber soll man keinen von den Bewohnern sehen. Alles schweigt, nicht anders als im Schauer der Wüsten.“

Tacitus

Wie seine berühmten griechischen Vorgänger Polybios und Poseidonios gehört der Römer Tacitus (55 bis circa 120 n. Chr.) literarisch primär dem Genre der Historiographie an. Hervorgetreten ist er als der kritische Chronist der Geschichte der frühen römischen Kaiserzeit. Doch debütiert hat der auch als Senator tätige Tacitus mit zwei Werken, die eine starke geographisch-ethnographische Ausrichtung aufweisen.

98 n. Chr. veröffentlichte er eine Biographie seines damals bereits verstorbenen Schwiegervaters Agricola, der in der Phase nach der römischen Eroberung

rung von Britannien dort Statthalter gewesen war (zwischen 77 und 84 n. Chr.). In der Hauptsache ein Loblied auf das angeblich segensreiche Wirken des Agricola (und gleichzeitig eine Kritik an dem zurückliegenden Regime des Kaisers Domitian, der nach dem Empfinden des Tacitus neben sich keine großen Männer duldete), enthält das schmale Buch einige grundlegende geographische Informationen über Britannien, das für die Römer so lange Zeit *terra incognita* gewesen war.

In der nur kurze Zeit später entstandenen *Germania* (exakt: *De origine et situ Germanorum – Vom Ursprung und dem Lebensraum der Germanen*) widmete er sich intensiv der weiten, von germanischen Stämmen besiedelten Landschaft, der *Germania libera*, das heißt den nicht unter römischer Herrschaft befindlichen Territorien. Konnte er sich bei Britannien auf authentische Angaben vor allem seines landeserfahrenen Schwiegervaters stützen, so hielten sich die Kenntnisse des Tacitus in Bezug auf Germanien in Grenzen. Selbst bereist hatte er die Gegenden nicht und damit im Prinzip gegen einen ehernen Grundsatz antiker Geographen wie Herodot oder Strabon verstoßen. Die meisten Informationen stammten aus zweiter Hand (Caesar, Plinius) oder waren das Resultat blanker Schreibtischimagination. Aber die *Germania* ist dennoch ein instruktives Dokument dafür, in welchen geographischen Dimensionen der hohe Norden um das Jahr 100 n. Chr. gesehen wurde. Immerhin konnte Tacitus damit rechnen, dass das angesprochene Publikum, zu dem der Autor durchaus nicht die Spezialisten – also etwa Gelehrte, Soldaten und Händler – rechnete, mit seinen Angaben etwas anzufangen wusste. Was er ganz am Anfang sagt, repräsentiert also sozusagen das römische Durchschnittswissen über Germanien in der mittleren Kaiserzeit: „Germanien in seiner gesamten Ausdehnung wird von den Galliern und den Rättern und Pannoniern durch die Flüsse Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern durch die gegenseitige Furcht oder durch Gebirgszüge abgegrenzt. Die übrigen Teile umspült der Ozean, der breite Halbinseln und Inseln von riesiger Ausdehnung umschließt.“ Auffällig ist hier die nach modernen Kategorien etwas befremdliche, für Tacitus jedoch typische Vermengung von geographischen und moralischen Gesichtspunkten („gegenseitige Furcht oder Gebirgszüge“).

Niemand wird heute die *Germania* ohne eine ganze Batterie von Warnschildern als Grundlage für die Geographie des alten Germanien verwenden. Doch kam es Tacitus in diesem Werk auch nicht auf wissenschaftliche Exaktheit an. Vor allem sollte in Gestalt der vermeintlich rauen Germanen, die sich in einer unwirtlichen, klimatisch schwierigen Landschaft ihre Urwüchsigkeit zu bewahren gewusst hatten, ein Gegenbild zu den nach Ansicht des Autors

dekadenten Römern gezeichnet werden. Trotz seiner nur limitiert wissenschaftlichen Vorgehensweise hat Tacitus eine nicht zu unterschätzende Funktion bei der Vermittlung von mediterranen Vorstellungen über den hohen Norden eingenommen. Diese Aussage darf man wagen, auch wenn das exakte Ausmaß der zeitgenössischen Rezeption, wie bei den meisten antiken Autoren, nur schwer zu indizieren ist.

Marinos von Tyros

Aus der traditionsreichen Phönizierstadt Tyros im heutigen Libanon, von der aus einst das ruhmvolle Karthago gegründet worden war, stammte ein Geograph, der sich wieder einmal – und das mit einigem Erfolg – an der Herstellung einer Erdkarte versuchte. Das Neue gegenüber den bisherigen Ansätzen der kartographischen Erfassung der Welt war bei Marinos, der zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. gelebt und gewirkt hat, die konsequente Anwendung astronomischer Methoden. Bekannt sind diese allerdings nur über die Angaben, die sich bei seinem berühmten Nachfolger Ptolemaios finden. Der Erdkugel wies der griechische Gelehrte aus der Levante 24 Längengrade zu, wobei auf die *Oikumene*, die von Menschen bewohnte Welt, 15 Längengrade und acht Breitengrade fielen.

Ptolemaios

Eigentlich war er kein Geograph, sondern ein Astronom. Doch so genau wurden in der Antike die Grenzen zwischen den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen nicht gezogen. Auch der Pionier Thales von Milet war aufgrund astronomischer Forschungen zu grundlegenden Einsichten über die Gestalt der Erde gelangt. Klaudios Ptolemaios, der zur Zeit der römischen Kaiser Hadrian (117–138 n. Chr.) und Antoninus Pius (138–161 n. Chr.) in der Wissenschaftshochburg Alexandria lebte und wirkte, bereicherte die antike Geographie um eine neue Erdkarte (wobei auch hier die Einschränkungen hinsichtlich der Tauglichkeit des Begriffes „Karte“ für antike Verhältnisse zu berücksichtigen sind). Sie beruhte weniger auf genuin geographischen Forschungen als vielmehr auf astronomischen (und nicht zuletzt Marinos von Tyros verpflichteten) Berechnungen, indem Ptolemaios die Erde von West nach Ost in 180 Längengrade, von Nord nach Süd in 90 Breitengrade einteilte. Gewissermaßen das geographische Begleitbuch zu dieser Karte war ein achtbändiges Werk, mit einer Liste aller Orte der bewohnten Welt samt deren jeweiligen Position nach Längen- und Breitengraden. Ohne Zweifel stellen die Arbeiten des Ptolemaios die bis dahin umfassendste und exaktes-

te Form der Erfassung der Welt dar. Nicht von ungefähr hat das „Ptolemäische Weltbild“ über Jahrhunderte hinweg die Vorstellungen zumindest der Europäer geprägt.

Pausanias

Während Gelehrte vom Format eine Marinus von Tyros oder Klaudios Ptolemaios der geographischen Wissenschaft im 2. Jahrhundert n. Chr. durch neue Methoden einen nachhaltigen Impuls gaben, machte sich zur etwa selben, allerdings nicht exakt bestimmbar Zeit ein griechischer Schriftsteller auf eine eher konventionelle, wenngleich ebenfalls folgenreiche Studien- und Wanderreise. So wurde Pausanias, den man gerne als den „Baedeker des Altertums“ apostrophiert, zum herausragenden Repräsentanten eines antiken *Periegeten*, also Fremdenführers. Seine Reise durch das römisch-kaiserzeitliche Griechenland führte ihn an alle berühmten Stätten des Mutterlandes, nicht allerdings zu den griechischen Siedlungen auf den Inseln und in den Westen des Mittelmeerraumes. Darüber hinaus kannte Pausanias, der wahrscheinlich selbst aus Kleinasien (Lydien) stammte, auch Ägypten, Palästina und Syrien aus eigener Anschauung.

Die Reise durch Griechenland hat Pausanias in einem vollständig erhaltenen Werk beschrieben. Detailliert macht er die Leser darin mit den topographischen und historischen Eigenarten der von ihm durchquerten Landschaften vertraut. In deskriptiver Hinsicht ist Pausanias fast ausnahmslos sehr präzise („Geht man den geraden Weg etwa sieben Stadien nach Mases und wendet sich dann nach links, so ist da ein Weg nach Halike“). Sein Werk stellt für Reisende daher einen zuverlässigen Begleiter durch Griechenland – seien es Attika, Korinth, Argolis, Peloponnes, Böotien – dar. Wer sich nicht mit dem Buch des Pausanias in Händen auf eine Tour durch Griechenland begeben wollte, der konnte das Werk daheim in den eigenen vier Wänden rezipieren und seinen geographischen Horizont vor dem geistigen Auge erweitern. Allerdings hatte Pausanias eine primär antiquarische Zielsetzung – ihn interessierte weniger die Gegenwart als die glanzvolle Vergangenheit Griechenlands, das sich zur Abfassungszeit des Werkes schon lange unter der Herrschaft der Römer befand. Aktuell war nur die Geographie, die für Pausanias den Bezugsrahmen der alten griechischen Geschichte darstellte.

Avienus

Der spätrömische Dichter Avienus, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. tätig gewesen ist, gehört eigentlich, im Vergleich zu allen anderen hier

behandelten Autoritäten, mit der geringsten Berechtigung in einer Liste wichtiger geographischer Gelehrter und Fachautoren. Eigene Forschungen hat er nicht angestellt. Er begnügte sich mit der dichterischen Bearbeitung älterer Literaturstoffe und wurde damit für konservative Kreise zum Retter der antiken Kultur in unruhigen und wechselhaften Zeiten. Die Geographie als Disziplin ist Avienus dankbar dafür, dass er auch einen alten Klassiker des Genres wieder zum Leben erweckte, der ohne seine Mithilfe womöglich nicht die Reputation gewonnen hätte, die er bis heute genießen kann. Avienus legte eine lateinische Übertragung der geographischen Versdichtung des *Dionysios* aus Alexandria, mit dem Beinamen *Periegetes*, vor. In der wissenschaftlichen Substanz hatte das Original unbestreitbar Vorteile gegenüber der Kopie. Das Opus des Alexandriners umfasste eine Beschreibung der Welt, so, wie er sie zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. sah und kannte. Inhaltliche Schwerpunkte waren der Ozean, Afrika, Europa, die Inselwelt und Asien.

Nicht genau identifizierbare Vorlagen, wahrscheinlich aber griechische und möglicherweise auch punische Berichte verwendete Avienus bei der lateinischen Adaption eines *Periplus* mit dem Titel *Ora maritima* (*Meeresküste*), mit der Schilderung des Atlantiks von der Bretagne bis zu den Säulen des Herakles und weiter durch das Mittelmeer bis zum Schwarzen Meer. Das Werk des Avienus hat insofern einen stark archaischen Charakter, als die tatsächlichen geographischen Kenntnisse seiner Zeit weitaus genauer waren als die Angaben, die er in seinen alten Vorlagen fand und zitierte. Wenn diese Vorlagen tatsächlich, wie man zuversichtlich annehmen darf, bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen, dann schrieb Avienus vergleichsweise so, als wenn man in der heutigen Zeit die geographische Vorstellungswelt des 12. Jahrhunderts referieren und publizieren würde. Wer also von den Zeitgenossen des Avienus seine Gedichte als der geographischen Weisheit letzten Schluss rezipierte, befand sich wahrlich nicht auf dem neuesten Stand.

Anonyme Autoren

Sowohl als Ausdruck der geographischen Kenntnisse als auch Medien des Transfers dieses Wissens sind abschließend einige Produktionen von hohem Rang anzuführen, die allerdings mit dem nicht unerheblichen Manko versehen sind, dass man über die Verfasser nichts weiß und man sie daher resignierend mit dem Attribut *Anonymus* etikettieren muss. Dies gilt zum einen für den Urheber eines verdienstvollen Werkes aus der Spätantike, das unter dem lateinischen Namen *Expositio totius mundi et gentium* (*Schilderung der ganzen Welt und der Völker*) kursiert. Die Schrift erhebt also schon vom Titel

her einen Anspruch auf Totalität bei der Betrachtung der Welt und hält diesen Anspruch auch zuverlässig ein. Geboten wird eine abwechslungsreiche, auch kulturhistorisch bedeutsame Beschreibung der Oikumene mit dem Ausgangspunkt Asien. Von dort geht die imaginäre Reise nach Europa, bis nach Spanien. Über Nordafrika und Ägypten kehrt der unbekannte Autor wieder nach Asien zurück.

Der heute noch vorliegende Text ist die lateinische Fassung der Schrift eines konsequenterweise ebenfalls unbekanntem griechischen Geographen. Sie stammt aus der Mitte des 5. Jahrhunderts, mithin aus unruhigen Zeiten, als sich im Abendland bereits das Ende des Weströmischen Reiches anbahnte. Zu Recht wird das Konvolut in modernen Darstellungen als eine „Handelsgeographie“ apostrophiert, denn deutlich ist das Interesse des Autors, die Kenntnis der Welt kommerziellen Interessen zuzuordnen.

Zum anderen wird die Riege der anonymen Geographieexperten der Spätantike von dem *Geographus Ravennas* repräsentiert. Der Autor ist unbekannt, doch weist der überlieferte Titel wenigstens auf den Entstehungsort dieser Schrift hin – also auf Ravenna, die berühmte Metropole im Norden Italiens. Die Abfassungszeit des Buches fällt vermutlich in das Ende des 7. oder den Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr., als Ravenna wieder unter der Kontrolle der Byzantiner stand.

Der Text selbst offenbart in Bezug auf den anonymen Autor auch noch ein weiteres Profil seiner Persönlichkeit, indem er sich als fromm und bibelfest präsentiert. Daher hat man ihn auch professionell gerne dem Klerus von Ravenna zuweisen wollen. Der erste Teil seiner Geographie bietet jedenfalls eine – verglichen mit dem bis dahin erreichten Wissensstand – reichlich archaische Darstellung der Erde als eine vom *Okéanos* umflossene Scheibe. Sodann führt er die Rezipienten auf eine Reise zu den drei Kontinenten Afrika, Asien und Europa. Beeindruckend ist der Kenntnisreichtum des Autors, was die geographischen Ortsnamen angeht – weit mehr als 5000 Bezeichnungen von Landschaften, Städten und Flüssen weiß er zu nennen.

Selbst gereist ist der gelehrte Anonymus aus Ravenna indes wohl nicht. Die Quellen seines Wissens waren offenbar dieselben, auf die sich auch der gleichfalls anonyme Urheber einer der, was die Wirkung bis heute angeht, berühmtesten Unternehmungen in der Geschichte der antiken Geographie gestützt hat. Die *Tabula Peutingeriana* hat ihre Bezeichnung von dem Augsburger Diplomaten und Antikenfreund Konrad Peutinger (1465–1547), der in den Besitz der Abschrift einer römischen Straßenkarte gekommen war und für die er seitdem als Namenspatron fungiert.

Diese Straßenkarte stellt die Forschung bis heute vor viele Rätsel. So bleibt nicht nur der originäre Hersteller dieser Karte im Dunkeln. Unklar ist auch, auf welche Phase der Geschichte des Römischen Reiches diese Karte Bezug nimmt. Die extremsten Schätzungen gehen bis auf das 2. Jahrhundert n. Chr., also die imperiale Glanzzeit des Imperium Romanum, zurück. Irritierend ist bei einer genaueren zeitlichen Fixierung der Umstand, dass die Karte sowohl das 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Vesuv verschüttete Pompeji als auch die erst 330 n. Chr. von Konstantin dem Großen eingeweihte Stadt Konstantinopel verzeichnet. Offenbar ist das Exemplar in der vorliegenden Form das Ergebnis eines vielschichtigen Entstehungsprozesses. Die Endredaktion dürfte im 4. Jahrhundert n. Chr. vorgenommen worden sein.

Überdies hat die Karte nicht den Anspruch, die geographische Realität maßstabgetreu wiederzugeben. Das entspricht im Übrigen dem, was grundsätzlich über die antike – jedenfalls die spätantike – Kartographie bekannt ist. Schon allein die gewählten Maße der aus elf Einzelblättern bestehenden Pergament-Blätter (Länge 680 cm, Höhe 30 cm) sind nicht geeignet, ein realistisches Abbild der Welt zu produzieren. Die West-Ost-Ausdehnung ist wesentlich großzügiger dargestellt als die Nord-Süd-Distanzen. Die Karte diente dem ganz praktischen Zweck, dem Benutzer eine Orientierung über das Straßennetz im Römischen Reich zu vermitteln. Reisende sollten die eingerollte Karte bei sich führen und damit gut und sicher am Zielort ankommen.

Die *Tabula Peutingeriana* ist eine erstklassige historische Quelle, wenn man wissen möchte, in welchen geographischen Dimensionen die Römer der Kaiserzeit dachten. Die Karte reicht im erhaltenen Zustand von den Britischen Inseln im Westen bis nach Indien im Osten. Auf dem heute fehlenden linken Teil war Spanien abgebildet. Ganz auf die Bedürfnisse der Reisenden zugeschnitten, lieferte die Karte auch Angaben über die Distanzen zwischen den einzelnen Orten, und größere Städte sind durch farbige Bildsymbole gekennzeichnet. Sogar auf geeignete Übernachtungsmöglichkeiten wird optisch aufmerksam gemacht. Ordnet man die *Tabula Peutingeriana* in den Kontext der antiken Geographie ein, so ist sie ein spätes Beispiel für die Gewohnheit der Römer, die Welt in Itinerarien greifbar zu machen.

3. Die Antike auf der Suche nach den Grenzen der Welt

Unterschiede im Kenntnisstand

Die Welt hat – auch in geographischer Hinsicht – ihre objektiven und ihre subjektiven Grenzen. Die objektiven Grenzen kennzeichnen den tatsächlichen Zustand und sind das Ergebnis eines Optimums an empirischer, wissenschaftlicher Forschung. Die subjektiven Grenzen sind die Grenzen, die der einzelne Mensch im Kopf hat, ohne dass diese mit den realen Grenzen übereinstimmen müssen. Im 6. Jahrhundert v. Chr. entwickelte sich in griechischen Gelehrtenkreisen, wohl auch durch den Kontakt mit dem innovativen Orient bedingt, allmählich die Vorstellung von der Erde als einer Scheibe, die umgeben ist vom Weltmeer, dem *Okéanos*. Im 5. Jahrhundert v. Chr. waren die Experten noch klüger geworden und stellten sich die *Oikumene* zwar weiterhin als eine Scheibe vor, die sie nun aber in die beiden Kontinente Europa und Asien aufteilten und überdies auch durch geographische Fixpunkte wie die Straße von Gibraltar im Westen und den Kaukasus im Osten in ihren Grenzen zu bestimmen wussten.

Ungeachtet dieser Fortschritte bei dem Abenteuer, die Horizonte der *Oikumene* zu erkunden, lebte zu dem gleichen Zeitpunkt die Masse der Griechen in einer wesentlich bescheideneren Vorstellungswelt. Der Bauer, der in einem abgelegenen Tal irgendwo auf dem griechischen Festland seinen Acker bestellte oder sein Vieh auf die Weide führte, ging voll und ganz in seinem Mikrokosmos auf. Wie es bei den Säulen des Herakles aussah, interessierte ihn ebenso wenig wie die, um ein willkürliches Beispiel auszuwählen, Gebirgslandschaft des Kaukasus. Für ihn endete die Welt am Ende seines Tales oder bei der nächsten Stadt, auf deren Markt er seine Waren abzuliefern pflegte.

Als frühe Protagonisten dieser Polarität zwischen den Grenzen der Welt in der Ferne und den Grenzen der Welt in der Nähe können zwei Schriftsteller gelten, die mit ihren Namen zugleich die Anfänge der griechischen Literatur markieren. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. beschrieb Homer, als Schlussglied einer langen Erzähltradition, in der *Odyssee* die Irrfahrten des Odysseus, die den griechischen Troja-Helden an wechselnden Schauplätzen

in diverse Abenteuer stürzte. Zwar erscheint es müßig, eine einzelne, konkrete Reiseroute des Odysseus zu konstruieren, da es sich bei der *Odyssee* aller Wahrscheinlichkeit nach um die Kombination einzelner Erlebnisse griechischer Seefahrer und Händler im Zeitalter der Großen Kolonisation (ab 750 v. Chr.) handelt. Doch ohne Zweifel reflektiert Homers Werk das Weltbild einer Gruppe von Menschen, die die engen Grenzen der Heimat überwandten und die Weiten der Fremde kennen lernten.

Homers etwas jüngerer Kollege Hesiod indes verortet seine Dichtung in der kleinen Welt der griechischen Bauern. Seine *Erga kai hemerai* (*Werke und Tage*) beschreiben in einer Art von Bauernkalender das harte Leben in Hesiods Heimat Böötien. Der Blick ist hier ganz auf die unmittelbare Umgebung gerichtet, von Seefahrt und der Erkundung ferner Gestade ist hier nicht die Rede.

Ähnlich wie bei den Griechen verhielt es sich später bei den Römern. Ihr Weltreich erstreckte sich zu seinen besten Zeiten – in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. – von Spanien im Westen bis nach Mesopotamien im Osten, von Britannien im Norden bis nach Nordafrika im Süden. Strapaziert man auch hier das Bild von dem traditionell Unbedarftheit symbolisierenden einfachen Bauern, so kann man sich diesen römischen Landmann beispielsweise in Ligurien denken, wo er seiner harten Arbeit nachging, ohne sich tief schürfende Gedanken darüber zu machen, wie es in der arabischen Wüste oder in den germanischen Sümpfen aussah, die zur selben Zeit im Blickfeld römischer Legionäre oder römischer Händler standen. Diese Polarität zwischen Weltläufigkeit und Provinzialismus verkörperte auf römischer Seite ein einzelner Autor in seiner Person. Vergil, einer der großen Dichter der augusteischen Zeit, schrieb im 1. Jahrhundert v. Chr. die *Aeneis* auf der einen, die *Bukolika* und *Georgica* auf der anderen Seite. In der *Aeneis* schickte er seinen Helden Aeneas nach dem Vorbild des Odysseus auf große Fahrt ins Mittelmeer, bis der Trojaner endlich in Italien landete und zum Stammvater der Römer werden konnte. In den beiden anderen Werken preist er, in idealisierender und dem Geist der augusteischen Zeit entsprechender Weise, das einfache Leben der Bauern und Hirten Italiens, deren geographischer Horizont nicht über die engere Umgebung hinausreicht. Grundsätzlich wird man also bei dem Unternehmen, die „Grenzen der Welt“ im Denken der Antike zu bestimmen, von einer Differenzierung zwischen dem sich in globalen Dimensionen bewegenden Wissen der Experten und dem Nichtwissen oder bestenfalls den Ahnungen der Laien auszugehen haben.

Die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde

Weiterhin bekam die Suche des antiken Menschen nach den Grenzen der Welt eine ganz neue Qualität, als man zu der revolutionären Einsicht gelangte, dass die Erde nicht, wie bisher angenommen, eine Scheibe, sondern eine Kugel war. Das Weltbild wurde dadurch viel komplexer. Bis dahin war es den Entdeckern und Forschern lediglich darum gegangen, die Grenze zwischen *Oikumene* und *Okéanos* festzustellen. Noch ein Alexander der Große war von der prinzipiellen Endlichkeit der Welt überzeugt, als er das ehrgeizige Projekt in Angriff nahm, von Indien aus den Ostrand der Welt zu erreichen. Die Erkenntnis von der Kugelgestalt führte indes zu einer neuen Betrachtungsweise.

Das Verdienst, den Weg von der Scheibe zur Kugel gewiesen zu haben, gebührt nach gegenwärtigem Forschungsstand griechischen Wissenschaftlern in Unteritalien. Eine wichtige Rolle spielte dabei der im 5. Jahrhundert v. Chr. in Elea tätige Philosoph Parmenides. Dieser verdiente Gelehrte hatte die folgenreiche Erkenntnisse allerdings nicht aufgrund empirischer Studien, sondern allein aufgrund theoretischer Spekulation gewonnen. Doch seine Kollegen und Nachfolger gingen systematischer an die Angelegenheit heran, indem sie eine Reihe von empirischen Beobachtungen mit der kühnen Theorie des Parmenides in Verbindung brachten und ihr auf diese Weise den spekulativen Charakter nahmen. Im 4. Jahrhundert v. Chr. war die neue Lehre jedenfalls in Fachkreisen etabliert. Im *Phaidon*-Dialog Platons (110 b) wird sie in aller Selbstverständlichkeit referiert, wenn der Philosoph die Gestalt der Erde bemerkenswerterweise mit einem Lederball vergleicht.

Die Vorreiterrolle übernahm hier, wie in vielen anderen Bereichen der Wissenschaft auch, der griechische Universalgelehrte Aristoteles. Er stellte im 4. Jahrhundert v. Chr. jene drei Erkenntnisse zusammen, die seitdem als Kernbeweise für die Kugelgestalt der Erde eine kanonische Bedeutung hatten. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie auch bei dem römischen Naturkundler Plinius dem Älteren aufgeführt sind. Einzelnen, für sich betrachtet, mochten sie noch keine so schwerwiegenden Schlussfolgerungen nach sich ziehen. Doch in der Summe bildeten sie eine erdrückende Evidenz für die Einschätzung, dass die lange Zeit gültige Vorstellung von der Erde als einer Scheibe nun einen Platz in der Requisitenkammer der Geographiegeschichte verdient hatte.

Erste Beobachtung: Astronomen kannten das Phänomen, dass sich bei Mondfinsternissen der Erdschatten auf dem Mond immer kreisförmig abzeichnet, und zwar unabhängig von der Höhe des Mondes über dem Hori-

zont. Einen solchen kreisförmigen Schatten konnte keine Scheibe, sondern nur eine Kugel werfen.

Zweite Beobachtung: Seefahrer und Bewohner von Hafenstädten wunderten sich schon immer über das Phänomen, dass man bei Schiffen, die den Hafen verließen, erst den Rumpf, dann den Mast und zuletzt die Mastspitze verschwinden sah. Begegnete ein Schiff auf dem Meer einem anderen Schiff, tauchte am Horizont regelmäßig zuerst der Mast auf. Die Besatzungen von Schiffen, die einen Hafen ansteuerten, erblickten zuerst die Dächer und Türme der Gebäude. Die Erdoberfläche konnte demzufolge keine flache Ebene sein. Vielmehr wies sie eine Krümmung auf, und das war ein wichtiger Indikator für die Kugelgestalt.

Dritte Beobachtung: Weitere Verdienste erwarben sich die Seefahrer und auch die Landreisenden mit der Registrierung eines anderen – wenn man von der Erdscheibe ausging: seltsamen – Phänomens. Sie wiesen darauf hin, dass sich der Sternenhimmel nicht überall auf der Welt in derselben Konstellation darbot. Auf dem Weg nach Süden oder Norden kamen am Himmel unterschiedliche Sternbilder zum Vorschein. Die Lehre, die man daraus ziehen musste, war eindeutig: Wieder ließ es sich nur mit dem Postulat der Kugelgestalt erklären, dass man nicht an allen Orten auf demselben Meridian zur gleichen Zeit einen identischen Sternenhimmel sieht.

Reichte diese Kumulation von Beobachtungen im Prinzip bereits völlig aus, so fügte Plinius der Ältere im 1. Jahrhundert n. Chr. noch einen weiteren interessanten Aspekt hinzu (2,65). Am 30. April 59 n. Chr. fand in Kamparien, wo der passionierte Wissenschaftler seinem Hauptberuf als Kommandant der in Misenum stationierten römischen Flotte nachging, eine Sonnenfinsternis statt. Plinius notierte die Uhrzeit – zwischen 13 und 14 Uhr – und stellte Nachforschungen an, zu welchem Zeitpunkt die Finsternis an anderen Punkten der Erde registriert worden war. Aus Armenien meldete ihm ein führender römischer Militär, dass die Finsternis des 30. April dort erst drei Stunden später, also zwischen 16 und 17 Uhr, beobachtet worden war. Das wäre, so erkannte Plinius völlig richtig, bei einer Scheibe nie passiert, das musste also wieder mit der Erdkrümmung zusammenhängen. Im gleichen Kontext liefert der gebildete Flottenkommandant noch weitere Belehrungen für – trotz erdrückender Beweislage – vielleicht immer noch skeptische Zeitgenossen. Diesen teilte Plinius mit, dass der Tag nicht in allen Ecken der Welt zeitlich die gleiche Dauer hat. Und weiterhin hatte er in seinem argumentativen Reservoir die Information parat, dass die Schattenlänge der Sonnenuhren nach Norden hin zunehme.

Die Menschen auf der anderen Seite der Kugel

Das waren alles sehr klare Indikatoren für die Kugelgestalt der Erde. Allerdings produzierte diese Entdeckung auch eine Menge an Stoff zum Nachdenken. Schon Platon hatte in seinem *Timaios* (83a) das Problem der „Antipoden“ thematisiert, also jener Menschen, die mit ihren Füßen auf der anderen Seite der Erdhalbkugel stehen („Wäre auch in der Mitte des Weltganzen etwas Festes, das sich in der Schwebe befindet, so würde es wohl, wegen der Gleichmäßigkeit des Umkreises, nach keiner Stelle derselben getrieben werden, sondern es würde jemand, wenn er denselben rings umwandelte, oft, als sein eigener Antipode, dieselbe Stelle desselben als oben und als unten bezeichnen“). Plinius greift dieses Thema dort auf, wo er über die Kugelgestalt der Erde reflektiert, und gibt seiner Verwunderung darüber Ausdruck, dass auf der anderen Seite der Erde, weit südlich des Äquators, Menschen leben, die das Kunststück fertig brächten, nicht herunterzufallen. Diesen Teil der Erde zählte Plinius nicht zur *Oikumene*, der den Griechen und Römern vertrauten Welt. Denn die Antipoden waren nach gängiger Vorstellung durch die als besonders heiß geltende und demzufolge nicht durchquerbare Zone des Äquators von der zivilisierten Welt getrennt. In der Spätantike hat der christliche Autor Laktanz, ein Zeitgenosse Konstantins des Großen, in einem Werk mit dem Titel *Divinae Institutiones* (*Göttliche Unterweisungen*) gegen geläufige Antipodenvorstellungen polemisiert und dabei im 3. Buch wohl allerdings auch Schwierigkeiten angesprochen, die vielen Menschen Kopfschmerzen bereitet haben dürften: „Gibt es denn wirklich jemanden, der so dumm ist, dass er glaubte, es gebe Menschen, deren Füße höher als ihr Kopf sind? Oder dass die Dinge, die bei uns am Boden liegen, dort umgekehrt hängen, die Pflanzen und Bäume in der Richtung nach unten wachsen, dass Regen, Schnee und Hagel in der Richtung nach oben auf die Erde fallen?“ Manchem mag dies so merkwürdig vorgekommen sein, dass er lieber die alte, von den Christen wiederbelebte Scheibenlehre adaptierte. Und ein Laktanz ließ sich schon gar nicht von dem Argument derjenigen Gelehrten überzeugen, die in Bezug auf die Antipodentheorie davon sprachen, dass „Gegenstände mit einem gewissen Gewicht zum Mittelpunkt hin streben und dass in der Mitte alles zusammenhänge“.

Nicht nur wegen des Problems der Antipoden sorgte die objektiv evidente Kugelgestalt der Erde für Aufsehen. Auch andere Fragen beschäftigten zumindest die Experten. Wie sollte man sich denn nun die Relation zwischen Kontinentalmasse und Wasser vorstellen? Und konnte man die alte Vorstellung retten, dass die bewohnte Welt ringsum von Wasser umgeben war? Gab

es ein Weltmeer oder eine Vielzahl von Binnenmeeren? Wo entsprangen die großen Ströme wie Nil, Euphrat und Donau? Alte Fragen wurden neu gestellt und führten zu erregten Debatten in den Kreisen der Gelehrten. Am weitesten gediehen in diesem Zusammenhang die Forschungen des in Pergamon tätigen Krates von Mallos, der sich im 2. Jahrhundert v. Chr. als Konstrukteur des ersten Globus in der Geschichte der Geographie einen Namen gemacht hat. Hier handelte es sich um den beeindruckenden Versuch, die gesamte Erdoberfläche in ein regelmäßiges Schema einzuordnen. Vier gleichgroße *Oikumenen* nahm der Gelehrte an, die durch einen Äquatorialozean und durch einen diesen im rechten Winkel schneidenden Gürtelozean zu den beiden Polen getrennt waren. Den damals bekannten Teil der Erde siedelte er in einem der beiden nördlichen Felder an.

Die Lehre von den drei Kontinenten

In der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., in einer Zeit, als das Römische Weltreich dem Gipfel seines Ruhms entgegenstrebte, schrieb der römische Naturkundler Plinius (3,1) mit großer Gewissheit und ohne jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Aussage: „Der gesamte Erdkreis (*terrarum orbis*) wird in drei Teile geteilt: Europa, Asien und Afrika. Der Anfang befindet sich im Westen und an der Meerenge von Gades (Cádiz), wo der Atlantische Ozean hereinströmt und sich in die inneren Meere ergießt. Für einen, der von hier hereinkommt, liegt Afrika zur Rechten, Europa zur Linken, zwischen ihnen Asien. Die Grenzflüsse sind der Tanais (Don) und Nil.“

In vorhergehenden Zeiten hätte der römische Gelehrte für diese Beschreibung keinen ungeteilten Beifall eingeheimst. Allenfalls hätte man ihn dafür bewundert, wie er die Kontinente aus der Sicht eines Seefahrers beschreibt, der vom Atlantik kommend durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer fährt. Doch Skepsis hätte man ihm entgegengebracht, was seine Ansicht von der Dreiteilung des Erdkreises und von den Grenzen zwischen den Kontinenten betrifft.

Konsensfähig war am ehesten noch die Zahl der Kontinente. Zum Allgemeingut geographischer Gewissheiten zählte bei den Griechen spätestens seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. die Lehre von den drei Kontinenten. Man kannte Europa, man kannte Asien, und man kannte Afrika, das die Griechen Libyen (und erst die Römer später *Africa*) nannten, zumindest in seinen nördlichen Bereichen. Nach einer älteren, von dem Pionier Hekataios von Milet ausgehenden, freilich auch noch im 5. Jahrhundert v. Chr. nachweisbaren Vorstellung gab es lediglich zwei Kontinente, wobei Afrika als ein Teil von Asien an-

gesehen wurde. Später haben römische Autoren wie Sallust (Iugurtha 17,3) Afrika dem europäischen Kontinent zugeschlagen.

Terminologisch ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung, dass sich die Benennung der drei Kontinente nach einem jeweils identischen Schema vollzog. Immer ging man dabei von einer eng begrenzten Landschaft aus, deren Name dann auf ein größeres Gebiet und schließlich auf einen ganzen Kontinent übertragen wurde. Dessen Kontingenz und geographische Zusammengehörigkeit allerdings mussten erst noch nachgewiesen werden, was nicht immer ohne Schwierigkeiten abging. Europa verdankt seinen Namen (abgesehen von der mythischen Assoziation einer von Zeus nach Kreta entführten phönizischen Königstochter) einer kleinen Landschaft in Mittelgriechenland.

Hinsichtlich der Größenordnung der Kontinente übernahm im 5. Jahrhundert v. Chr. Herodot die Meinungsführerschaft, wenn er in einer berühmten und viel behandelten Stelle seines Werkes (4,36) in gar nicht heiterer Stimmung sagt: „Ich muss lachen, wenn ich sehe, wie viele Menschen schon Erdkarten gezeichnet haben, und wie doch keiner die Gestalt der Erde sinnvoll zu erklären wusste. Sie zeichnen den Ozean rund um die Erde und diese selbst rund, wie abgezirkelt. Asien machen sie ebenso groß wie Europa. In wenigen Worten will ich die Größe der beiden Erdteile angeben und auch, wie man sie zeichnen muss.“

Die Vorstellungen Herodots von der Erde in ihrer Gesamtheit können an dieser Stelle ebenso beiseite gelassen werden wie seine Äußerungen zur Kartographie. Wiederholt und nachdrücklich unterstrichen sei nur, dass es sich bei den hier erwähnten Karten nicht um mehrdimensionale, maßstäblich exakte Darstellungen gehandelt haben dürfte. Wichtiger ist hier die Meinung, die der Autor aus dem kleinasiatischen Halikarnassos über die Größe der Kontinente Europa und Asien vertritt. Vehement nimmt er die Versuche ins Visier, Asien zu einem genauso großen Kontinent zu stilisieren wie Europa. Diese Diskussion ist ein instruktives Beispiel dafür, wie sehr die geographische Fixierung der Welt mitunter auch von politischen und ideologischen Erwägungen überlagert wurde. Seine Kritik bezieht Herodot offenbar primär auf Wissenschaftler aus Ionien, vielleicht sogar direkt auf eine Prominenz wie Anaximander, der als der Urheber einer der ersten „Weltkarten“ gilt. Diese waren bemüht gewesen, den asiatischen Kontinent größenmäßig Europa anzugleichen. Herodot, der Grieche aus dem karischen Halikarnassos, mithin ausgestattet mit kleinasiatischen Wurzeln, machte sich indes zum Sprachrohr eines griechischen Patriotismus, der die grundsätzliche kulturelle

Überlegenheit des Westens gegenüber den Barbaren des Ostens auch an einer geographischen Dominanz festzumachen bestrebt war. Ähnlich großzügig ging Jahrhunderte später der Römer Plinius (6,210) mit den territorialen Dimensionen der drei Kontinente um. So berechnete er im 1. Jahrhundert n. Chr. für Europa (das auch nach seiner Ansicht selbstverständlich der größte der Kontinente war) einen Gesamtanteil von $\frac{5}{12}$ an der Erdoberfläche.

Nicht über jeden Zweifel erhaben war unter den Geographen der Antike auch die gegenseitige Abgrenzung der Kontinente. So herrschte eine große Unklarheit darüber, welche Bereiche der Kontinentalmasse denn nun zu Europa und welche zu Asien gehörten. Grundsätzliche Einigkeit bestand zunächst nur darin, dass die Kontinente vollständig von Wasser umgeben seien. Nach dieser Auffassung standen sowohl das Mittelmeer als auch die großen Ströme wie Nil oder Tanais (Don) in direkter Verbindung mit dem *Okéanos*. Die Hekataios von Milet zugeschrieben „Karte“ hat dieses frühe Weltbild der Griechen dokumentiert. Doch im 5. Jahrhundert v. Chr., als die Griechen durch den intensiven Kontakt mit dem Perserreich und bedingt auch durch die Präsenz der Griechen in den Städten im westlichen Kleinasien kenntnisreicher wurden, ist dieses Bild bereits wieder modifiziert worden. So ist es unter anderem Herodot gewesen, der die für die meisten höchst überraschende Information verbreitete, dass es sich bei dem Kaspischen Meer nicht um einen Teil des Weltmeeres, sondern um ein Binnenmeer handele. Das Kaspische Meer, so teilte Herodot (1,202) der Öffentlichkeit mit, „steht mit dem Weltmeer in keinerlei Verbindung. Denn das ganze Meer, das die Griechen befahren, und das, welches außerhalb der Säulen des Herakles beginnt und das Atlantische Meer heißt, und weiterhin das Rote Meer sind alle nur ein einziges Meer.“ Trotz dieser klaren Auskunft gehörte praktisch bis zum Ende der Antike die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem *Okéanos* und den Binnenmeeren zum Diskussionsstoff der gelehrten Welt.

Die Grenzen der Kontinente

Wer sich in der Antike darüber informieren wollte, wo genau denn nun die Grenzen zwischen den Kontinenten lagen, musste ziemlich irritiert sein. Denn hier gaben die Fachleute durchaus unterschiedliche Antworten. Am einfachsten war die Angelegenheit bei Afrika. Von Europa war es durch das Mittelmeer und den Atlantik getrennt. „Libyen“, sagt wiederum der in diesen Fragen besonders auskunftsfreudige Herodot (4,42) mit dem impliziten Verweis auf Ägypten, „zeigt sich ringsum vom Meer umflossen, außer an der

Stelle, wo es mit Asien zusammenhängt.“ Konkret sah man den Nil als die Grenze zwischen Afrika und Asien an. Jedoch war man sich wiederum nicht ganz einig über die Zuordnung Ägyptens, das einige Autoren als zu Afrika, andere als zu Asien gehörig betrachteten. Zu Beginn der Herrschaft der hellenistischen Ptolemäerkönige, im frühen 3. Jahrhundert v. Chr., galt der Isthmos von Suez als Favorit für die Grenze zwischen Afrika und Asien. Der römische Historiker Sallust schreibt im 1. Jahrhundert v. Chr. in einer kurzen Bilanz der geographischen Aufklärungsarbeit vergangener Zeiten: „Bei der Einteilung der Erde haben die meisten Afrika als dritten Erdteil bezeichnet. Nur wenige haben behauptet, es gebe nur Asien und Europa, Afrika aber gehöre zu Europa. Seine Grenzen sind im Westen die Meerenge zwischen unserem Meer [dem Mittelmeer] und dem [Atlantischen] Ozean, im Osten eine breite Senke, eine Gegend, welche die Einwohner Katabathmos nennen [Grenzort zwischen der Kyrenaika und Ägypten, heute Sollum]“ (Iug. 17,3).

Ist sich Herodot bei der Positionierung Afrikas noch einigermaßen sicher, so meldet der ansonsten so kundige Autor in Bezug auf Europa eine erhebliche Wissenslücke an. „Von Europa“, gibt er freimütig zu (4,45), „weiß offenbar niemand etwas Genaueres, weder über den Osten noch über den Norden, etwa, ob es dort vom Meer umgeben ist.“ Tatsächlich rückte der Norden erst viel später und da vor allem durch die militärischen und wirtschaftlichen Aktivitäten der Römer in das Blickfeld der mediterranen Welt.

Als Grenze zwischen Europa und Asien fungieren in den literarischen Quellen unterschiedliche geographische Fixpunkte. Offenbar herrschte hier zwischen den Gelehrten kein Konsens, was auch durchaus verständlich ist, konnte man sich doch trefflich darüber streiten, welche Faktoren als konstitutiv für diese Grenze zwischen den Kontinenten angesehen werden sollten. Im 3. Jahrhundert v. Chr. kam eine von Strabon (1,4,7) referierte Diskussion unter den Gelehrten über die Grenzen zwischen den Kontinenten auf, an der sich auch der prominente Eratosthenes beteiligte. Kern der Auseinandersetzung war die Frage, ob dafür Flüsse (wie der Nil und der Don) oder Landengen (wie die zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer) herhalten sollten.

Tatsächlich dienten in der Antike auch bei der Feststellung politischer Grenzen bevorzugt Flüsse, Berge und Meere als Orientierungspunkte. Die Römer sahen ihr Imperium durch Rhein, Donau und Euphrat begrenzt. Vor der Eroberung Galliens und Germaniens galten die Alpen als der Schutzwall Italiens. Die Pläne des Augustus bei der Expansion in den Norden Europas sahen die Elbe als Zielpunkt vor.

Diese gleichsam implantierte Strategie bei der Grenzziehung kam nun auch bei der Ermittlung der Grenze zwischen Europa und Asien zum Tragen. Für Herodot war bereits der Tanais (Don) ganz wesentlich, aber er kannte auch die Alternative Phasis, den Fluss im südwestlichen Kaukasus (heute Rioni), der die Nordwestgrenze des persischen Achämenidenreiches markierte. Weitere mögliche geographische Begrenzungen waren der Kaukasus selbst und das Kaspische Meer.

Bei der Frage nach den kontinentalen Grenzen spielte auch ein anderer Aspekt eine wichtige Rolle, der für das geographische Weltbild der Antike von einiger Bedeutung gewesen ist. So unterschied man einerseits eine West-Ost-Achse mit den Fixpunkten Mittelmeer, Hellespont (Dardanellen), Phasis und Kaspisches Meer, andererseits eine Nord-Süd-Achse mit dem Tanais (Don), dem Schwarzen Meer, dem Mittelmeer und dem Roten Meer. Der nördliche Teil der West-Ost-Achse bestand nach dieser Vorstellung aus Europa, der südliche aus Asien inklusive der nordafrikanischen Küste bis zu den „Säulen des Herakles“. Die Nord-Süd-Achse gewann im allgemeinen Bewusstsein in dem Maße an Bedeutung, wie die Vorstellung von einer länglichen Gestalt der *Oikumene* dominant wurde und insofern das alte, von den ionischen Geographen geprägte, an der West-Ost-Richtung orientierte Bild von den Erdhälften verblasste.

Eine Grenze mitten durch Europa

Diese Verschiebung der geographischen Perspektive hatte auch eine wichtige politische Wirkung. Durch die Nord-Süd-Achse wurde die Welt gewissermaßen in zwei große Bereiche geteilt. Die Römer verschoben den Verlauf dieser Achse dann aus politischen Gründen weiter nach Westen. Das Geburtsjahr dieser neuen Demarkationslinie mitten durch Europa war 40 v. Chr. Damals schlossen die beiden römischen Politiker Octavian, der nachmalige Kaiser Augustus, und sein Kontrahent Marcus Antonius den sogenannten „Vertrag von Brundisium“, in dem sie die jeweiligen Einflussbereiche innerhalb des riesigen Imperium Romanum festlegten. Der griechische Historiker Appian weiß in diesem Zusammenhang zu berichten (bell. civ. 5,65): „Octavian und Antonius aber teilten das gesamte Römerreich unter sich auf. Die illyrische Stadt Skodra, die, wie man annahm, etwa in der Mitte des Ionischen Golfes liegt, sollte die Grenzlinie für sie bilden.“

Unglücklicherweise geben die Quellen keine Auskunft, aus welchen Gründen man sich damals exakt für diese Grenzziehung entschieden hat. Und da Octavian im weiteren Verlauf der Ereignisse seinen Rivalen Antonius aus-

schaltete und zum Alleinherrscher im Römischen Reich wurde, hatte diese Grenze durch den Balkan mit dem Fixpunkt der heute in Albanien liegenden Stadt Skodra (modern: Skutari) auch keine große Bedeutung. Das sollte sich allerdings über 400 Jahre später grundlegend ändern. Denn abermals wurde genau diese Linie aktiviert, als es im Jahre 395, nach dem Tod des römischen Kaisers Theodosius darum ging, die Herrschaft über das Imperium möglichst gerecht auf seine beiden Söhne Honorius und Arcadius zu verteilen. So hatte es der verstorbene Herrscher jedenfalls in seinem Testament bestimmt. Man erinnerte sich an die alte Octavian-Antonius-Linie und vergab den Bereich westlich davon an Honorius, während der Osten an seinen Bruder Arcadius ging. Wie damals verlief die (gedachte) Grenzlinie wieder von der Donau durch den Balkan, entlang des Flusses Drina, dann weiter durch das Ionische Meer bis zur Großen Syrte im heutigen Libyen.

Diesmal aber waren die Folgen weitreichender als vier Jahrhunderte zuvor. Denn hatte diese durch Europa und Nordafrika führende Grenze zunächst nur den rein organisatorischen Sinn, die Kompetenzbereiche zweier ansonsten auch weiter kooperierender Kaiser anzuzeigen, so wandelte sie sich im Laufe der Zeit zu einer politischen, kulturellen, religiösen und sprachlichen Grenze mit wichtigen Konsequenzen. Die lateinische Kultur trennte sich von der griechisch geprägten Kultur des Ostens. Spürbar war diese Entwicklung besonders an der Schnittstelle zwischen West und Ost. Der größte Teil der seit dem 7. Jahrhundert in die Balkanregion einwandernden slawischen Völker wurde dadurch griechisch-orthodox und nicht römisch-katholisch geprägt. Überträgt man diese Grenze in eine moderne politische Landkarte, so stellt man fest, dass Bosnien-Herzegowina westlich, der größte Teil Serbiens östlich dieser Achse liegt. Die längerfristigen Folgen hat der aktuell scheinbar in eine Ruhephase eingetretene, in Wirklichkeit aber virulent weiter unter der Oberfläche schwelende Balkankonflikt zum Ende des 20. Jahrhunderts in aller Deutlichkeit gezeigt.

Der Ferne Osten im Visier des Westens

Waren sich die antiken Geographen und Politiker halbwegs einig, was die Grenzen des asiatischen Kontinents im Westen anging, so hing die Bestimmung der Grenzen im Osten Asiens von dem jeweiligen Kenntnisstand der Europäer ab. Der Bezugspunkt für die mediterrane Welt war dabei das Reich der Perser. Das Weltreich der Achämeniden erstreckte sich in seiner Blütephase, also zwischen dem 6. und 4. Jahrhundert v. Chr., von der kleinasiatischen Ägäisküste bis nach Indien. Allerdings hatten die griechischen Geogra-

phen zunächst keine klare Vorstellung von den Verhältnissen im Osten des persischen Reiches. Erst die Feldzüge Alexanders des Großen sind hier insofern von bahnbrechender Bedeutung gewesen, als sich nun dem Westen die Möglichkeit der direkten Anschauung eröffnete. Jetzt wusste man auch etwas genauer, wohin der Mythos den Gott Dionysos und sein orgiastisch orientiertes Gefolge aus Mänaden und Satyrn alljährlich hatte reisen lassen. In dem auf die Eroberungen Alexanders folgenden Zeitalter des Hellenismus erlebte die geographische Wissenschaft eine äußerst fruchtbare Phase. Zugute kam den Gelehrten die intensive Förderung von Seiten der Herrschenden. Die Seleukidenkönige und auch die Ptolemäer kümmerten sich intensiv um die Erforschung ihrer Reiche und der weiten Welten des Ostens.

Als die Römer, durch die Siege gegen die Karthager inzwischen zur neuen Führungsmacht im westmediterranen Raum avanciert, ziemlich genau gegen 200 v. Chr. begannen, die hellenistischen Königreiche im Osten zu unterwerfen, brach auch für die geographische Exploration eine neue Ära an. Zwar reichte insbesondere der handelspolitische Radius weit über Indien hinaus bis nach China, doch insgesamt blieb der Osten den Römern verschlossener als den Griechen und Makedonen. Denn zuerst waren es die Parther unter der Führungsdynastie der Arsakiden und dann, ab dem 3. Jahrhundert n. Chr., die mächtigen Sassaniden, die, in Anknüpfung an die alte Macht und Pracht der Achämeniden, fast ganz Asien bis nach Indien kontrollierten. Zeitgenössische westliche Autoren sahen in dem Antagonismus der Großmächte Rom und Persien sogar eine „Teilung der Welt“ vollzogen, mit dem Euphrat als Grenzlinie. Der Orient wurde in der Sicht des Okzidents zu einem *alter orbis*, zu einer „anderen Welt“.

Dieser Zustand blieb prinzipiell erhalten, auch nachdem durch den Untergang des Römischen Reiches im Westen (476 n. Chr.) Ostrom beziehungsweise wie man korrekter sagen muss: Byzanz als nunmehriger römischer Alleinvertreter fungierte. Weiterhin hatte man sich militärisch und diplomatisch mit den Sassaniden auseinanderzusetzen, bis sich schließlich durch die arabische Expansion nach dem Tod des Propheten Mohammed (632 n. Chr.) die politische Situation grundlegend wandeln sollte.

4. Segmente des geographischen Weltbildes der Antike

Das geographische Weltbild der Antike war das Ergebnis des unermüdlichen und dauerhaften Forschens von Pionieren, Abenteurern, Seefahrern, Wissenschaftlern, Soldaten und vielen anderen, die es sich professionell oder quasi im Nebenberuf zur Aufgabe gemacht hatten, nähere und fernere Horizonte zu erschließen und über diese angemessen zu informieren. Davon ist oben bereits ausführlich die Rede gewesen. Doch wie sah die Welt im Zusammenhang aus? Wie stellte man sich zu unterschiedlichen Zeiten aus der Sicht der mediterranen Kulturvölker die *Oikumene*, ihre einzelnen Regionen und speziell deren äußere Begrenzungen vor?

Um sich in dieser Hinsicht ein Bild zu verschaffen, bieten sich als übersichtliches Gliederungsprinzip die Himmelsrichtungen an. Damit nimmt man im Übrigen auch exakt jene Perspektive ein, die auch für die antiken Menschen von besonderer Relevanz gewesen ist. Denn grundsätzlich orientierten sich die Völker des Mittelmeerraumes bei der Einteilung der Welt an diesen Himmelsrichtungen. Selbstverständlich kannten sie daher auch die grobe Einteilung in Norden, Süden, Westen und Osten, mit entsprechenden, allerdings variierenden Bezeichnungen. Der Stand der Sonne oder die Richtung, aus welcher der Wind wehte, standen bei dieser Einteilung Pate. Seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. waren griechische Astronomen auch in der Lage, Windrosen zu konstruieren, mit denen man die nach dem Meridian, der Mittagslinie, ausgerichteten aus Süden und Norden wehenden Winde mit jenen aus Richtung Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang kommenden Winden kombinierte. Daneben waren es die speziellen Bedürfnisse und Anforderungen der Seefahrt, die dazu führten, dass man sich um eine möglichst exakte Markierung der Himmelsrichtungen bemühte. Die Himmelsrichtungen halfen dem antiken Menschen nun aber auch ganz wesentlich bei dem Unternehmen, sich in der Welt zurechtzufinden und sie mehr oder weniger systematisch einzuteilen. Tatsächlich verbanden Griechen und Römer, aus der Perspektive der Bewohner der Mittelmeerwelt, mit den Ländern und Völkern im Norden, Süden, Westen und Osten ganz bestimmte Vorstellungen. Präsentiert man daher das geographische Weltbild von Griechen und

Römern nach exakt jenen Kategorien, so begeht man also keinen Anachronismus, indem man Maßstäbe an die Antike anlegen würde, die ihr selbst fremd gewesen sind. Es ist in diesem großen Kapitel zweierlei zu zeigen: erstens, wie sich das Bild der Griechen und Römer von diesen Teilen der Welt entwickelt hat, zweitens, wie dieses Bild ausgesehen hat. Und drittens muss bei diesen Gebieten besonders auf jene Regionen geachtet werden, die am Rande der *Oikumene* lagen – es geht also quasi um die „Welt am Ende der Welt“.

Geographie als Instrument politischer Propaganda

Charakteristisch ist in diesem Zusammenhang, dass die antiken Kulturvölker des Mittelmeeres den Norden, Süden, Westen und Osten nicht allein nach geographischen Gesichtspunkten klassifiziert haben. Etwa seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. lässt sich in der griechischen Ethnographie, aber auch in der Historiographie eine Ideologisierung der Auseinandersetzung mit den einzelnen Teilen der Welt, speziell aber mit dem Orient feststellen. Der Osten ist seitdem nicht nur ein geographischer, sondern auch ein politisch-kultureller Begriff, verbunden mit im Wesentlichen negativen Konnotationen wie Dekadenz und Despotie. Zweifellos stand bei dieser Propaganda der seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. vorhandene Gegensatz zwischen den Griechen und dem Perserreich Pate, der durch die Eroberungszüge Alexanders des Großen später noch eine besondere Qualität erhielt.

Teil dieser Propagandaoffensive gegenüber dem Orient ist eine dem berühmten, aus dem Heilzentrum Kos stammenden Arzt Hippokrates zugeschriebene, in Wirklichkeit aber wohl eher aus dessen Umfeld oder Schülerkreis stammende Schrift mit dem Titel *Über Luft, Wasser und Orte*. Dieser Text ist der Versuch einer umfassenden, transkontinentalen Klima- und Umwelttheorie. In Asien, behauptet der Verfasser, gibt es keinen Wechsel zwischen den Jahreszeiten, daher ist das Klima dort immer gleichförmig. Das aber bleibt nicht ohne Folgen für die physische Konstitution und für die Gesundheit. Asiaten sind also nicht widerstandsfähig, sie sind unkriegerisch, weich, anfällig – ganz im Gegensatz zu den Europäern und vor allem im Gegensatz zu den Griechen, die dieser Theorie zufolge das Glück hatten, klimatisch und geographisch genau die richtige Gegend zu bewohnen.

Nicht in der gleichen Intensität, aber doch auch signifikant wurden ebenso der Norden und der Süden in dieses Gedankengebäude eingebunden. Der Norden symbolisierte aus der Sicht der mediterranen Menschen eine raue, unwegsame Landschaft mit einem entsprechenden Menschenschlag. Der

Süden, für den primär der afrikanische Kontinent stand, war hingegen, abgesehen natürlich von den Wüstengebieten, fruchtbar und heiß, mit entsprechenden Auswirkungen auf die Charaktereigenschaften der Bewohner.

Geographie und Ethnographie hatten also bei den Griechen, ebenso aber auch bei den Römern gerade in Bezug auf den Osten immer gleichzeitig eine politische Implikation, was wiederum auf das geographische Bild nicht ohne Rückwirkungen geblieben ist. Man muss grundsätzlich mit der Möglichkeit rechnen, dass man die Geographie dazu instrumentalisiert hat, politische oder ideologische Botschaften zu verbreiten. Auf Kosten der Exaktheit wurde die Landschaft ideell so gestaltet, dass sich daraus ein erwünschter politischer Effekt ergab.

Mythische Geographie

Doch nicht nur Politik, Ideologie und Propaganda konnten einem exakten Bild von den geographischen Verhältnissen in der großen weiten Welt im Wege stehen. Probleme bereitet bei der Rekonstruktion des geographischen Weltbildes der Antike auch die vor allem bei den Griechen verbreitete Tendenz, die Realität mit Mythos, Spekulation und Utopie zu vermengen. In der modernen Forschung hat dies sogar gewichtige Stimmen aufkommen lassen, die, wie James S. Romm in seinem bemerkenswerten Buch *The Edges of the Earth in Ancient Thought* (1992), bezweifeln, dass die Geographie für Griechen (und weniger ausgeprägt für Römer) überhaupt von wissenschaftlicher Bedeutung gewesen sei. Vielmehr habe es sich um ein literarisches Genre mit fiktiven und utopischen Komponenten gehandelt. Nun darf man diese Sicht gewiss nicht verallgemeinern. Politikern, Militärs und Entdeckungsreisenden erschloss sich die Welt in einem durchaus sehr realen Sinn. Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, dass in der Literatur der Griechen zumal mythologische Szenarien eine wichtige Rolle spielen. Es genügt dabei, auf herausragende Beispiele wie Indien als dem exotischen Wunderland und jährlichen Reiseziel des Gottes Dionysos samt seinem orgiastischen Gefolge, den hohen Norden als Wohnsitz des friedliebenden Volksstammes der Hyperboreer und Äthiopien mit seinen dunkelhäutigen Bewohnern als einem idealisierten Barbarenvolk des Südens hinzuweisen.

Und auch das sagenhafte Atlantis gehört in diesen mythisch-utopischen Kontext. Platon hat dieses Inselreich zwar ausdrücklich „jenseits der Säulen des Herakles“, also außerhalb der Straße von Gibraltar und damit im Atlantischen Ozean verortet. Das hat neugierige Geister und findige Touristikmanager jedoch bis heute nicht davon abhalten können, sich im Mittelmeer auf

die Suche nach der versunkenen Stadt zu machen. Die Kykladeninsel Santorin (Thera) wirbt aktuell ganz unverblümt mit der Behauptung, das wirkliche Atlantis zu sein. Als Referenz kann man immerhin darauf verweisen, dass die Insel, mutmaßlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts v. Chr., durch den Ausbruch eines Vulkans buchstäblich in die Luft gesprengt wurde. Doch wird man besser daran tun, Platons Erzählung von den Bewohnern eines hybriden Inselreiches, das schließlich mit dem durch eine Naturkatastrophe bewirkten Untergang bestraft wurde, als ein fiktives Gleichnis zu betrachten. Für den mythologischen Umgang mit der Geographie ist der Atlantisstoff freilich insofern von Bedeutung, als das Szenario, aus der Sicht der Griechen, quasi ans Ende der Welt platziert wird (so, wie Prometheus sein trauriges Dasein im Kaukasus zu fristen hatte, der zu der Zeit der Entstehung oder der Fixierung dieses Mythos geographisch das Ende der Welt im Osten symbolisierte).

Der griechische Mythos hatte seine eigene Geographie und Topographie. Er war darüber hinaus eine Möglichkeit, sich ein vermeintlich konkreteres Bild über entfernte Regionen zu verschaffen, über die keine oder nur unklare Vorstellungen herrschten. Dabei lässt sich das Prinzip erkennen, dass die bewohnte Welt an den Rändern immer unzivilisierter wird. Um das Barbarische und Unheimliche der die Welt begrenzenden Landschaften hervorzuheben, sind die diesbezüglichen griechischen Mythen angefüllt mit allerlei Ungeheuern. Im Mythos konnte man zudem Reisen unternehmen, die in der Praxis noch nicht denkbar waren. Ein Beispiel sind die berühmten Fahrten der Argonauten, die sich unter ihrem Führer Jason auf die Suche nach dem Goldenen Vlies machten. Ursprünglich war die Sage primär in der Region des Schwarzen Meeres, in der Gegend von Kolchis, angesiedelt. Doch je weiter man an der Geschichte strickte, desto größer wurde der geographische Radius, innerhalb dessen die Argonauten agierten. So ließ man sie vom Fluss Phasis durch den nördlichen Ozean und die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer zurücksegeln. Als die Griechen die Welt noch besser kennen lernten, tauchten die Seefahrer um Jason in einer späteren Version sogar noch weiter im Nordmeer auf. Zeitweilig befand sich in ihrer Begleitung der omnipräsente Herakles, der gerade mit der Erledigung anderer Arbeiten in der großen weiten Welt beschäftigt war, sich aber aus Gründen der mythischen Verbundenheit vorübergehend der Gesellschaft des Jason anschloss.

Doch sind es nicht diese Komponenten der antiken Geographie, die hier im Mittelpunkt des Interesses stehen, auch wenn, wie gerade die Argonautengeschichte beweist, die mythische Geographie selbstverständlich einen

Reflex realer Erfahrungen darstellt und sie insofern einen Ansatz bietet, von dieser Seite her die geographischen Vorstellungen der Antike zu rekonstruieren. Vielmehr geht es darum, die ganz konkreten beziehungsweise die in der Antike für konkret gehaltenen Erkenntnisse und Vorstellungen darzulegen, geordnet nach den einzelnen Himmelsrichtungen und unter besonderer Beachtung der jeweiligen Grenzregionen. Das antike Weltbild war kein Bild aus einem Guss. Vielmehr bedurfte es vieler Erkundungen und Forschungen, um zu dem zu gelangen, was Fachleute wie Strabon und Plinius dann in der frühen römischen Kaiserzeit in übersichtlichen Kompendien als geographischen Wissensschatz ihrer Zeit präsentieren konnten. So orientiert sich auch die folgende Übersicht im Wesentlichen an dem elaborierten Kenntnisstand der römischen Kaiserzeit. Jedoch existierten auch in dieser wissenschaftlich fortgeschrittenen Phase noch eine Reihe von Irrtümern, Unsicherheiten und konkurrierenden Auffassungen, die nicht übergangen werden dürfen.

Der Westen

Sizilien, Iberische Halbinsel, westliches Afrika,
Atlantik, Kanarische Inseln

Im Jahre 415 v. Chr. herrschte in Athen eine gespannte Atmosphäre. Nicht nur in den politischen Versammlungen, auch in der breiten Öffentlichkeit diskutierte man erregt über ein bevorstehendes kühnes Unterfangen. Auf Betreiben des ehrgeizigen Aristokraten Alkibiades und seiner Anhänger sollte die athenische Flotte eine Expedition Richtung Westen mit dem Ziel Sizilien starten. Andere Politiker wie der ebenfalls sehr populäre Nikias mahnten zur Besonnenheit und warnten vor den militärischen Unwägbarkeiten eines solchen Abenteuers. Doch schließlich setzten sich die Befürworter durch, nicht zuletzt deswegen, weil sie in der Bevölkerung einen breiten Rückhalt hatten. Das behauptet zumindest der griechische Biograph Plutarch, der über ein halbes Jahrtausend später in seiner Biographie des Nikias (12) Folgendes schrieb: „Alkibiades hatte die Menge durch Worte und Vorspiegelungen so betört, dass die jungen Leute auf den Turnplätzen, die Alten in den Werkstätten und auf den öffentlichen Ruhebänken beisammensaßen und den Plan von Sizilien und des Meeres um die Insel herum, die Häfen und die Örtlichkeiten, die auf der Afrika zugekehrten Seite liegen, in den Sand zeichneten. Denn sie betrachteten Sizilien nicht als den Preis des Kampfes, sondern als das Sprungbrett, von dem aus sie die Karthager bekämpfen und zugleich

Afrika und das Meer diesseits der Säulen des Herakles in ihre Gewalt bringen wollten.“

Im Nachhinein werden die Athener ihre Euphorie bereut haben, denn die sizilische Expedition endete mit einem grandiosen Fehlschlag. Aufgrund der hohen Verluste, welche die athenischen Flottensoldaten auf der traditionsreichen Insel im westlichen Mittelmeer hinzunehmen hatten, war die politische, militärische und demographische Substanz der Athener so sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, dass die große Auseinandersetzung mit Sparta (der „Peloponnesische Krieg“) ein paar Jahre später zugunsten des Rivalen ausging.

Erstaunlich ist an der Erzählung Plutarchs, dass die normale Bevölkerung Athens offenbar bestens unterrichtet war, was die geographischen Verhältnisse im westlichen Mittelmeerraum betraf. Man konnte die Umrise der Insel in den Sand zeichnen, kannte die wichtigsten Städte an der Südseite der Insel und war auch orientiert über die nordafrikanische, von Karthago kontrollierte Küste. Die Vollendung der Träume war die athenische Herrschaft über das westliche Mittelmeer bis zu den „Säulen des Herakles“, also der heutigen Straße von Gibraltar. Kann man dem „Mann auf der Straße“ im Athen des Jahres 415 v. Chr. solch genaue Kenntnisse zutrauen?

Sizilien

In Bezug auf Sizilien kann man diese Frage getrost positiv beantworten. Die Insel war den Griechen seit der Großen Kolonisation, die in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. eingesetzt hatte, wohlbekannt. Gleich in der ersten Phase dieser Kolonisation wurden mit Naxos (735 v. Chr.) und Syrakus (734 v. Chr.) zwei Städte an der Ostküste Siziliens gegründet. In rascher Folge entstanden weitere Siedlungen im Osten, aber auch im Süden und Norden der Insel. Im Westen allerdings dominierten die Karthager, die ebenfalls sehr früh vom nahen Nordafrika aus auf Sizilien übergegriffen hatten. In der *Odysee* Homers haben die frühen Erfahrungen griechischer Seeleute und Kolonisten Eingang gefunden, ohne dass sich mit absoluter Gewissheit sagen ließe, welche der zahlreichen Abenteuer des listigen Trojakriegers – als Chiffre für ganz unterschiedliche Unternehmungen griechischer Kapitäne – wirklich auf Sizilien zu lokalisieren sind. Immerhin hat die Theorie einiges für sich, dass die Episode mit den beiden Ungeheuern Skylla und Charybdis ein mythologisches Sinnbild der Gezeiten in der Straße von Messina darstellt.

Es ist auch nicht unwahrscheinlich, dass die einfachen Menschen im Athen des Jahres 415 v. Chr. die Fähigkeit hatten, die Umrise der Insel in den

Sand zu Füßen der Akropolis zu malen. Vermutlich waren es Dreiecke, die sie zeichneten, denn in Griechenland kannte man Sizilien auch unter dem Namen *Trinakria* (wörtlich etwa „die Dreizackige“). Diese Bezeichnung bezog sich wahrscheinlich auf die drei großen Vorgebirge der Insel. Allerdings kannte man selbst in späterer Zeit Sizilien nicht so gut, dass man einen bemerkenswerten Fehler hätte vermeiden können. Sogar der kundige Plinius verdrehte bei seiner Beschreibung (3,87) Sizilien um fast 90 Grad nach rechts, so dass die Westspitze irrtümlich nach Süden und die Südspitze ebenso irrtümlich nach Osten wies.

Straße von Gibraltar

Auch die nordafrikanische Küste und die „Säulen des Herakles“ waren für einen durchschnittlich gebildeten Athener des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., sofern er sich denn für derlei Dinge interessierte, kein unbekanntes Terrain. Kurz vor 600 v. Chr. soll nach Berichten der Griechen der Seefahrer Kolaios aus Samos, allerdings eher aus Versehen, in den Westen des Mittelmeerraumes gekommen sein, die Straße von Gibraltar passiert und die von den Phöniziern gegründeten Städte Gades (Cádiz) und Tartessos inspiziert haben.

Herodot (1,163) rühmt auch den entdeckungsgeschichtlichen Anteil der griechischen Phokaiern, deren Heimat an der ionischen Westküste Kleinasiens lag. Weite Seereisen sollen sie mit ihren Schiffen unternommen haben, sie passierten die Adria und das Tyrrhenische Meer und erreichten schließlich die Iberische Halbinsel mit der viel umworbenen Stadt Tartessos. Hier schlossen sie, wie Herodot weiter erzählt, Freundschaft mit Arganthonios, dem König von Tartessos. 80 Jahre lang soll er damals bereits über Tartessos geherrscht und dabei das fast biblische Alter von 120 Jahren erreicht haben. Vergeblich versuchte der König, die Fremden aus dem Osten dazu zu bewegen, sich in Tartessos anzusiedeln. Sie wollten aber lieber die Heimreise antreten.

Spanien

Die legendären Züge dieser Erzählung sind evident. Doch reflektiert sie den realen Hintergrund einer seit dem ausgehenden 7. Jahrhundert v. Chr. zunehmenden Bekanntschaft der Griechen mit dem westmediterranen Raum und dabei auch mit Spanien. Dafür steht auch der Name des Seefahrers Euthymenes, der, wie in dem Überblick über das Zustandekommen des antiken Weltbildes gezeigt, einige Meriten bei der Erkundung und Erforschung des westlichen Mittelmeeres und darüber hinaus der westafrikanischen Küste er-

worben hat. Diese wiederum hatte auch bereits im Fokus des Interesses der Karthager gestanden, und man kann getrost davon ausgehen, dass hier auch ein Wissenstransfer in Richtung Griechen stattgefunden hat.

Der kaiserzeitliche Schriftsteller Plutarch hat also nicht übertrieben oder gar geographische Informationen der eigenen Zeit in eine ferne Vergangenheit zurückprojiziert, wenn er der athenischen Bevölkerung des 5. Jahrhunderts v. Chr. gediegene geographische Kenntnisse über den westlichen Mittelmeerraum zutraute. In Plutarchs Zeiten, also um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert n. Chr., kannte man sich dort indes noch weit besser aus. Inzwischen hatten die Römer den Westen militärisch erobert, sowohl Spanien als auch das nördliche Afrika gehörten längst zum Imperium Romanum (wobei der Norden Spaniens erst in der Zeit des Kaisers Augustus unter die römische Herrschaft kam). Und Sizilien, das quasi vor der römischen Haustür lag, war ohnehin bereits nach dem Ersten Punischen Krieg als erstes außeritalisches Untertanengebiet (Provinz) konstituiert worden.

Als zentraler Orientierungspunkt des Westens fungierten die „Säulen des Herakles“, in dieser Terminologie eine Reminiszenz an das westlichste Abenteuer, das der mythische griechische Heros Herakles einst zu überstehen hatte. Seitdem phönizische und griechische Schiffe die westliche Ecke des Mittelmeeres erreicht hatten, galt die Straße von Gibraltar im allgemeinen Bewusstsein als die Westgrenze der *Oikumene*. Nicht umsonst pflegten geographische Schriftsteller wie Pomponius Mela ihre Weltreise exakt dort zu beginnen, und der kaiserzeitliche Autor gibt über dieses Verfahren auch bereitwillig Auskunft (1,24b): „Will man nun genauer die Küsten und Orte besprechen, ist es am bequemsten, dort anzufangen, wo unser Meer (*mare nostrum*) in die Ländermasse eindringt.“ Und er fährt fort: „Begeben wir uns von hier aus in unser Meer, dann liegt links Spanien, rechts Mauretanien, jenes der erste Teil von Europa, dieses der erste Teil von Afrika.“

Der Raum westlich der „Säulen des Herakles“ war Griechen und Römern also wohlbekannt. Das gilt auch für die Inseln im westmediterranen Gebiet, also neben Sizilien auch Sardinien, Korsika sowie die Balearen, die von den Griechen *Gymnesiai* genannt wurden, weil man der Ansicht war, dass sich die Bewohner in der Öffentlichkeit unbekleidet zu bewegen pflegten.

Westliches Nordafrika

Die Geographie der afrikanischen Nordküste war spätestens seit den Kriegen der Römer gegen Karthago eine *terra cognita*. In Bezug auf das Landesinnere waren die Kenntnisse naturgemäß nicht mehr so ausgeprägt, bot hier doch

die Wüste Sahara eine natürliche Barriere. Dennoch trieben römische Kaufleute hier, wie auch im östlichen Afrika in der Kyrenaika, mit den einheimischen Stämmen Handel, so dass auf diese Weise auch einige Informationen über die Regionen südlich der Küste vorlagen. Insbesondere gilt dies für Mauretanien, über dessen Landschaften und Städte Plinius am Anfang des 5. Buches seiner *Naturalis historia* recht detaillierte Angaben liefert. Im Rahmen der Erschließung Mauretaniens, die sich in der frühen römischen Kaiserzeit vollzog, geriet auch das Atlas-Gebirge als prominentes naturräumliches Merkmal des nördlichen Afrika in den Horizont der Römer. Wie Plinius hervorhebt, rühmten sich römische Militärführer aus der Zeit des Kaisers Claudius (41–54 n. Chr.), bis zum Atlas vorgedrungen zu sein. Konkret meinte er die Operationen unter dem Kommando des Suetonius Paullinus, als man 42 n. Chr. bis tief ins Atlas-Gebirge vorstieß. Freilich hatte der kritische Naturkundler wenig Zutrauen in deren Angaben, und so versieht er seine Ausführungen über das Gebirge mit einem unsichtbaren, aber deutlichen Fragezeichen. „Wenn es angesehene Persönlichkeiten verdrießt, die Wahrheit zu erforschen“, artikuliert Plinius seine Bedenken und gewährt damit gleichzeitig einen instruktiven Einblick in seinen Umgang mit den Quellen (5,12), „scheuen sie sich nicht, aus Scham über ihre Unwissenheit zu lügen, und man ist nicht anders geneigter, sich in die Irre führen zu lassen, als wenn ein wichtiger Gewährsmann eine Unwahrheit behauptet.“ Das östlich an Mauretanien grenzende Nubien indes war den Römern seit den Tagen der Kriege mit den Karthagern so gut bekannt, dass Plinius hier keine Bedenken hat, eine detaillierte Landeskunde zu liefern. Begeistert war er indes von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Numidiens nur in sehr begrenztem Maße: „Außer dem Vorkommen des numidischen Marmors und der wilden Tiere bringt das Land nichts Besonderes hervor.“

Das Innere der westlichen Teile des Schwarzen Kontinents hatten die Karthager und vermutlich sogar bereits vor diesen der unermüdliche Grieche Euthymenes erkundet. Vom Mündungsgebiet des Senegal aus startete man zu Expeditionen ins Landesinnere. Aufs Ganze gesehen aber waren die Unternehmungen im östlichen Afrika intensiver, vor allem, als römische Kaiser im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen offizielle Explorationen durchführten (siehe Kapitel 4: Der Süden).

Kanarische Inseln

Dass man vom Atlantik aus den Senegal und andere Küsten des westlichen Afrika erreichte, impliziert notwendig maritime Aktionen außerhalb der

„Säulen des Herakles“, die also keine hermetische geographische Grenze darstellten. Solche Fahrten wurden insbesondere von karthagischen Seefahrern unternommen. Mit Sicherheit erreichten sie bei ihren Reisen entlang der westafrikanischen Küste die Kanarischen Inseln. Das lässt sich allein schon an dem Umstand ablesen, dass die Insel Ferro den westlichsten Punkt auf der Weltkarte des Ptolemaios markierte – durch Ferro wurde im Übrigen im Jahr 1634, als dem westlichsten Punkt der Alten Welt, der Nullmeridian gezogen. Ob die in der griechischen Literatur seit Homer gerne thematisierten und jedenfalls konsequent in den äußersten Westen platzierten „Inseln der Seligen“ (*Makaron Nesoi*) mit den Kanaren identisch sind, mag dahingestellt bleiben. Andere Kandidaten für ein Paradies, in dem es nach den Worten Homers (Odyssee 4,563 ff.) keinen Schnee, keinen Sturm, keinen Regen, sondern nur das „ewige Gesäusel des leise atmenden Westens“ gibt, „welches der Ozean sendet“, sind Madeira und Porto Santo.

Das Verdienst, sich intensiv um die Erforschung der Kanarischen Inseln gekümmert zu haben, kommt Juba II., dem König von Mauretanien, zu, der zwischen 25 v. Chr. und etwa 23 n. Chr. regierte. Zum Glück für die geographische Wissenschaft hatte er auch ausgeprägte publizistische Ambitionen. Er studierte nicht nur die Berichte der Phönizier über die Inseln vor der Westküste Afrikas, sondern schickte auch selbst eine Expedition auf die Reise. Plinius beruft sich bei der Beschreibung der Kanarischen Inseln mehrfach auf den nordafrikanischen Dynasten, wie zuvor bereits auch Pomponius Mela, dessen Darstellung allerdings nicht frei ist von anekdotenhaften Zügen (3,102): „Gegenüber [dem afrikanischen Festland] sind die Glücklichen Inseln (*Fortunatae insulae*), überreich an Früchten, die von selbst entstehen, und da diese immer hintereinander nachwachsen, so ernähren sich die Menschen, ohne sich um etwas kümmern zu müssen ... Eine dieser Inseln ist hochberühmt wegen der einzigartigen Eigenschaft zweier Quellen: Wer aus der einen kostet, lacht sich zu Tode; für die davon Betroffenen dient es als Heilmittel, wenn man aus der anderen trinkt.“

Diese Beschreibung erinnert stark an die Gewohnheit der antiken Ethnographie, an den Rändern der Welt kuriose Gebräuche und Verhältnisse anzusiedeln. Plinius weiß von der heiterkeitsfördernden Qualität kanarischer Quellen jedenfalls nichts. Dafür zählt er, sicher aufgrund der Forschungen Jubas, gewissenhaft die Namen der Kanarischen Inseln auf, von denen ihm immerhin acht bekannt sind. Von den heutigen Inseln lassen sich dabei Gran Canaria, Fuerteventura, Teneriffa und Lanzarote identifizieren. Auch Plinius vergisst nicht, auf das außerordentlich angenehme Klima der Inseln hinzuweisen.

Ob auch Plutarch in der Vita des Römers Sertorius (8), der 80 v. Chr. in Spanien mit den Lusitaniern einen Aufstand anzettelte, von den Kanarischen Inseln spricht, kann nicht als sicher gelten. Könnte man dies nachweisen, würde es sich um erstklassige Informationen handeln. In Spanien traf Sertorius demnach Seeleute, die kurz davor von den „Atlantischen Inseln“ abgesehelt waren. Sie sprachen von zwei durch eine schmale Meerenge voneinander getrennten Inseln, 10 000 Stadien von Afrika entfernt, genannt die „Inseln der Seligen“. Ein Schlaraffenland, in dem alles dank eines glücklichen Klimas und dank günstiger Winde auf das Beste gedeiht, malten die Zeugen dem Sertorius aus. „Daher“, so resümiert Plutarch, „hat sich bis zu den Barbaren der feste Glaube verbreitet, dass dort das Elysische Gefilde und die Wohnung der Seligen liegt, die Homer besungen hat.“ Sertorius nahm sich fest vor, dieses Eiland der Glückseligkeit selbst aufzusuchen. Doch der römische Bürgerkrieg holte ihn ein, und er musste auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten. Vielleicht hätte er im anderen Fall herausbekommen, welches denn nun wirklich die „Inseln der Seligen“ gewesen sind. So aber hält die Suche nach dem Paradies im Atlantischen Ozean weiter an.

Der Norden

Britannien, Nordsee, Ostsee, Skandinavien,
Germanien, Gallien

Mit dem hohen Norden hatten die Griechen und die Römer die meisten Schwierigkeiten. Aus der Sicht der mediterranen Völker musste diese Gegend a priori fremd und unwirtlich erscheinen. Was die klimatischen Bedingungen, den kulturellen und zivilisatorischen Standard und nicht zuletzt auch die Mentalität der dort lebenden Menschen anging, konnte der Kontrast zur Mittelmeerwelt nicht größer sein. Noch bevor man eigene, praktische Erfahrungen sammelte, war der Norden mit einem fast unerschütterlichen Vorurteil versehen, das partiell auch dann noch Bestand hatte, als man sich besser auskannte. Als ein Kronzeuge für diesen Sachverhalt kann der griechische Historiker Herodot gelten, der im 5. Jahrhundert v. Chr., in sympathischer Offenheit und in Ermangelung von auch nur vager Kenntnis, sein Unbehagen und seinen geringen Grad an Informationen über diesen Teil der Welt zum Ausdruck gebracht hatte: „Von Europa weiß offenbar niemand etwas Genaueres, weder über den Osten noch über den Norden“ (4,45). Der Norden galt demzufolge schlicht als eine äußerste Randzone der bewohnten Welt, der

allenfalls eine mythische Bedeutung, etwa in der Funktion als Heimat der Hyperboreer, hatte.

Britannien

Als der römische Geograph Pomponius Mela in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. die geographischen Grenzen Europas aufführt, nennt er (1,15) für den Osten den Tanais (Don), für den Süden „die übrigen Teile des *mare nostrum* („unseres Meeres“, das Mittelmeer), für den Westen den Atlantischen Ozean und für den Norden den „Britannischen Ozean“. Britannien selbst, auch Skandinavien zählten demnach nicht zu Europa. Jedoch gehörten damals auch jene Nordregionen längst zum geographischen Horizont der Griechen und der Römer. Der südliche Teil Britanniens stand seit den Eroberungen in der Zeit des Kaisers Claudius (41–54 n. Chr.) unter direkter römischer Herrschaft. Erstmals hatten römische Soldaten unter dem Kommando des Julius Caesar britannischen Boden betreten (55/54 v. Chr.). In seinem *Bellum Gallicum* gibt Caesar offen zu (4,20), vor der Überquerung des Kanals wenig bis nichts über die Geographie und Ethnographie Britanniens gewusst zu haben. Als er wieder nach Gallien zurückkehrte, war er erheblich klüger. Im *Bellum Gallicum* (5,12–14) beschreibt er nun genau die Gestalt der Insel, die von ihm als dreieckig charakterisiert wird, geht auf *Hibernia* (Irland) ein, erwähnt auch die Insel *Mona* (Anglesey). Als pragmatisch eingestellter Römer versäumt es Caesar in diesem Zusammenhang nicht, seine Berechnungen für die Längen der einzelnen Inselteile zu präsentieren. Deren Fehlerhaftigkeit darf man dem Umstand zuschreiben, dass Caesar während seines Aufenthaltes in Britannien nicht alle Teile der Insel kennen lernen konnte und er überdies auch nicht viel Zeit für geographische Studien hatte.

Wie sich das Wissen durch die römische Eroberung Britanniens vermehrt hat, kann man bei Tacitus nachlesen, der seinem Schwiegervater *Agricola*, einem der ersten römischen Statthalter Britanniens, 150 Jahre später eine Biographie widmete und dabei auch viele Informationen über dieses Land, das er selbst allerdings nie gesehen hatte, lieferte (10–17). Britannien ist demnach die „nach römischer Kenntnis größte Insel“, sie „erstreckt sich in ihrer Ausdehnung und geographischen Lage im Osten nach Germanien und im Westen nach Spanien, ist im Süden von Gallien aus sichtbar und wird im Norden, da kein Land gegenüberliegt, vom unermesslichen, offenen Meer umbrandet“ (10). Der Autor erwähnt in diesem Zusammenhang auch von Agricola veranlasste Flottenerkundungen im Norden und Osten, die den Beweis erbracht hätten, dass Britannien eine Insel sei.

Thule

Eine weitere Aussage des Tacitus hat für einige Verwirrung gesorgt. Man habe bei der Eroberung Britanniens auch die Inselgruppe der *Orcades* okkupiert, also die ganz im Norden gelegenen Orkney-Inseln. Von dort aus habe man in der Ferne *Thule* gesehen. Seitdem in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Pytheas von Massilia (Marseille) aus zu seiner großen Nordland-Erkundungsfahrt aufgebrochen war und er über diesen Ort des Polarlichts und der Mitternachtssonne berichtet hatte, geisterte der Name Thule durch die geographische Literatur der Griechen und der Römer, ohne dass ein Konsens über die Lokalisierung dieser mysteriösen Insel gefunden werden konnte. Wenn Tacitus mit der Behauptung recht hat, dass man sie von den Orkneys aus sehen konnte, kommen eigentlich nur die Shetland-Inseln in Frage. Auch Ptolemaios hat später diese Identifizierung durchgeführt (2,3,32). Hier allerdings liegt der Verdacht auf der Hand, dass die aus dem mediterranen Raum stammenden Menschen jener Insel den Namen Thule geben wollten, die sie in ihrem Weltbild als die nördlichste aller Inseln kannten. Außerdem hatte Tacitus noch ganz persönliche Gründe, Thule mit Britannien zu verbinden. Schließlich wollte er in der Schrift seinem Schwiegervater Agricola ein Denkmal setzen, und indem er ihn am „Ende der Welt“ agieren ließ, rückte er ihn in die Nähe der Entdeckerlegende Pytheas und ließ ihn sogar in die Fußstapfen Alexanders des Großen treten, der im Orient die Grenzen der bewohnten Welt erreicht haben wollte.

Der Fall Thule zeigt exemplarisch die Tücken und Fallstricke auf, mit denen man in der antiken Überlieferung rechnen muss, wenn man sich auf die Suche nach den „Grenzen der Welt“ macht. Vielleicht haben am Ende jene Forscher recht, die empfehlen, Thule gar nicht als eine reale geographische Entität anzusehen, sondern als eine Chiffre für den hohen, fremden, rätselhaften Norden. Dies würde auch der verbreiteten Praxis in der antiken Geographie entsprechen, die Ränder der Welt möglichst geheimnisvoll und exotisch, auf jeden Fall aber in völligem Kontrast zu den vertrauten Kategorien der Mittelmeerwelt zu porträtieren. Wenn dies zutreffend ist, könnte man sich die weitere Suche (auch Orte in Skandinavien werden diskutiert) sparen. Allerdings wäre man dann um eine attraktive Möglichkeit des Rätsellösens ärmer. Schließlich enden ja auch nicht die Bestrebungen, das untergegangene Atlantis zu identifizieren (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine *Utopie* im reinsten Sinne des Wortes) oder die Irrfahrten des Odysseus zu rekonstruieren (sehr wahrscheinlich eine Kombination aus einzelnen Fahrten während der Zeit der großen griechischen Kolonisation).

Es sind die Römer gewesen, die durch ihre militärischen Aktivitäten Britannien in den antiken Kanon der geographischen Gegebenheiten integriert haben. Das bedeutet allerdings nicht, dass die Insel nicht schon zuvor in den Fokus der mediterranen Welt geraten wäre. Die Reise des Pytheas, in etwa zeitgleich zu den das antike Weltbild revolutionierenden Feldzügen Alexanders des Großen im Osten, ist dafür ein herausragendes Beispiel. Britannien war den Griechen (und auch den Phöniziern) indes schon vor Pytheas als Land des Zinns bekannt. Beteiligt waren an dem Handel mit dem begehrten Metall die griechischen Kolonien in Südfrankreich, wie Massilia (Marseille), die Heimat des Pytheas. Herodot berichtete als Erster (3,115) von den „Zinninseln“ (*Kassiteriden*) als einer griechischen Bezugsquelle von Zinn, wobei deren Identifizierung jedoch Schwierigkeiten bereitet. Es liegen aber ausführliche Berichte darüber vor, wie das Metall aus der Gegend des Ärmelkanals quer durch Gallien nach Massilia oder Narbo (Narbonne) transportiert wurde (die genaueste Beschreibung liefert Diodor 5,22). So waren es auch in diesem Fall primär wirtschaftliche Interessen, die zu einer Erweiterung der geographischen Kenntnisse führten.

Die Nordsee

Iulius Caesar hatte als erster römischer Feldherr eine Flotte nach Britannien geführt. Das war der Auftakt zu einer intensivierten Erkundung jenes Meeres, das sich zwischen dem Kontinent und der Insel befand. Pomponius Mela nannte die heutige Nordsee das *mare Britannicum*. Plinius (4,109) reserviert diesen Begriff für das Meer zwischen den Mündungsgebieten von Rhein und Seine (die Meere „rund um die Küste“ Galliens bis zum Rhein sind für ihn in ihrer Gesamtheit der *septentrionalis Oceanus*, also der Nördliche Ozean). Verbreiteter war für die Nordsee bei den Römern die Bezeichnung *mare Germanicum* („Germanisches Meer“), ein Name, den dann auch bereits Plinius an anderer Stelle (4,103) verwendet. Als der römische Kaiser Augustus den Ehrgeiz entwickelte, große Teile Germaniens zu okkupieren, operierten römische Flottenverbände häufig in der Nordsee und verschafften der Mittelmeerwelt dabei genauere Kenntnisse von diesem Teil des Atlantiks. 4 und 5 n. Chr. umfuhr die Flotte des Tiberius Jütland, die Heimat des germanischen Volkes der Kimbern, was der Kaiser gewissenhaft in seinem Tatenbericht notierte: „Meine Flotte“, so konnte die stadtrömische Bevölkerung nach dem Tod des Augustus auf den vor seinem Mausoleum aufgestellten Bronzetafeln nachlesen, „segelte über den Ozean von der Mündung des Rheins in östliche Gegenden bis zu den Ländern der Kimbern, wohin weder

zu Lande noch zu Wasser irgendein Römer bis zu diesem Zeitpunkt gelangt war.“ Auf diesem Weg lernten die beteiligten Römer auch die Ostfriesischen und die Westfriesischen Inseln kennen und vielleicht auch Helgoland, von dem man annimmt, es könne sich hinter dem bereits von Pytheas erwähnten *Abalus* verbergen.

Die Ostsee

Die nautische Expedition des späteren Kaisers Tiberius beschränkte sich nicht allein auf die Nordsee. Auch die Ostsee erlebte zu dieser Zeit die Premiere des Auftritts der Flotte des Kaisers Augustus, der währenddessen im fernen Rom auf gute Nachrichten aus dem hohen Norden wartete. Der tiberiusfreundliche Historiker Velleius Paterculus, immerhin von Bedeutung als unmittelbarer Zeitzeuge, spricht (2,106) von einer Weiterfahrt entlang den Meeresbuchten durch dieses „zuvor völlig unbekanntes Meer“, von wo aus man sodann in die Mündung der Elbe (Albis) eingefahren sei. „Völlig unbekannt“ war die Ostsee den Römern bis dahin tatsächlich, und auch die ansonsten so emsige hellenistische Geographie und Ethnographie hatten der Ostseeregion zuvor keine Aufmerksamkeit geschenkt. Das mag etwas überraschend sein, denn eigentlich pflegten die Griechen auch hier Handelskontakte. So bezog man von der Ostsee den Bernstein, der allerdings ausschließlich auf dem Landwege nach Süden transportiert wurde. Immerhin ist vorstellbar, wenn auch kaum nachweisbar, dass durch solche merkantilen Beziehungen die Kunde von einem großen Meer im Norden auch bis in den Mittelmeerraum vordrang.

Doch definitiv ist es die römische Eroberungspolitik gewesen, die der Geographie im Norden Europas neue Räume und neue Perspektiven erschloss. Das *mare Suebicum*, wie die Ostsee bei Tacitus (Germania 45) nach dem Anrainerstamm der Sueben erstmals genannt wird, wurde für die Römer zwar kein *mare nostrum*. Aber man beschäftigte sich nun mit diesem Meer. Zum führenden Nord- und Ostsee-Experten der Antike entwickelte sich der griechische Geograph Philemon. Zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt, der jedenfalls nach der – seiner Darstellung als Voraussetzung dienenden – Expedition des Tiberius und vor der Publikation der *Naturalis historia* des Plinius (also circa 77 n. Chr.) lag, veröffentlichte er eine heute nicht mehr erhaltene Schrift über die Nordsee und die Ostsee. Vereinzelt Referenzen bei späteren Geographen (außer Plinius noch Marinus von Tyros) deuten den großen Radius seiner Forschungen an. Sie erstreckten sich

auf jeden Fall auf Irland, den skandinavischen Raum und auf Jütland. Wenn Tacitus in der *Germania* (45) von skandinavischen Gewässern spricht, so mag er seine diesbezüglichen Informationen, wenn auch aus zweiter oder dritter Hand, von diesem verdienten Geographen Philemon bezogen haben. Er erwähnt an dieser Stelle ein „anderes Meer, träge und beinahe ohne Bewegung, das den Erdkreis abrundet“.

Skandinavien

Mit den erhöhten Aktivitäten im Nord- und Ostseeraum rückte auch Skandinavien näher ins geographische Visier der Mittelmeerwelt. Freilich sind hier die Aussagen rar und auch wenig präzise. Diese Region am Ende der Welt hat sich weder Griechen noch Römern richtig erschlossen. Selbst ein Plinius ist relativ hilflos, wenn er in Bezug auf den skandinavischen Norden feststellt (4,94): „Die übrigen Küsten des Nördlichen Ozeans sind nur durch ein unverbürgtes Gerücht bezeugt.“ Ein Pomponius Mela wusste immerhin – vielleicht dank der Arbeiten eines Philemon – einiges über das Skandinavien umspülende Meer mitzuteilen (3,31): „Oberhalb der Elbe liegt der riesige Codanus-Golf [die Ostsee], voller großer und kleiner Inseln. Dadurch bildet das Meer, das im Schoß dieser Küsten aufgenommen wird, nirgendwo gleiche Flächen und gleicht daher auch an keiner Stelle einem Meer. Da vielmehr seine Fluten an vielen Orten eindringen und das Land überspülen, erscheint es ohne Regel und weitschweifig, eher zerlegt wie Ströme. Wo es an Küsten stößt, wird es durch die Gestade von Inseln, die nicht weit entfernt überall fast im gleichen Abstand liegen, eingeengt und es wird einem Meeresarm gleich. Danach vollzieht es eine Krümmung und bildet eine langgeschweifte Einbuchtung.“

Pomponius Mela präsentiert an dieser Stelle Kenntnisse, wie sie von der Schifffahrt vermittelt werden konnten. Die Landmasse Skandinaviens aber bleibt nicht nur für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. Einige Mühe investieren moderne Forscher, um bestimmte geographische Begriffe in der einschlägigen antiken Literatur mit Örtlichkeiten in Skandinavien in Verbindung zu bringen. Indes muss dabei vieles hypothetisch bleiben. Das gilt insbesondere für eine Passage bei Plinius (4,96f.), bei der viele Historiker und Geographen erhebliche Energien aufgebracht haben, um sie zu entschlüsseln und zu interpretieren. Hier spricht der römische Autor von dem Inselreichtum der Ostsee, und als die berühmteste dieser Inseln bezeichnet er *Scatinavia*, „von nicht erforschter Ausdehnung, da nur einen Teil davon, soweit dies bekannt ist, das Volk der Suionen in 500 *pagi* (Gauen) bewohnt. Deshalb nennen sie

die Insel auch einen zweiten Erdkreis (*alter orbis terrarum*). Nicht geringer an Ansehen ist *Feningia*.“

Ohne an dieser Stelle auf Details einzugehen und die Probleme, die sich im Einzelnen ergeben, diskutieren zu können, ist auf jeden Fall festzuhalten, dass sich der Autor (beziehungsweise seine Quelle) hier recht kenntnisreich mit der Geographie der Ostseewelt auseinandersetzt. Der Radius, den er beschreibt, erstreckt sich von den dänischen Inseln über das Skagerrak bis hin zum südlichen Schweden. Dabei ist zu betonen, dass man grundsätzlich weiter von dem Inselcharakter Skandinaviens ausgegangen ist.

Germanien

Voraussetzung für die geographischen Explorationen im Raum von Nordsee und Ostsee waren die militärischen Unternehmungen der Römer im germanischen Raum, die mit Iulius Caesar einsetzen und die am Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. und zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. unter Kaiser Augustus intensiviert wurden. Bevor die Römer Rhein und Donau überquerten, die Weiten Germaniens aus eigener Anschauung kennen lernten und bald darauf auch Britannien und Skandinavien ins Visier nahmen, stellte Germanien mit seinen Ausläufern des großen Weltmeeres den Nordrand der *Oikumene* dar.

Donau

Kennen gelernt haben die Mittelmeervölker den germanisch-keltischen Raum jedoch über die großen Flüsse Donau und Rhein. Zuerst kam die Donau, welche die Griechen *Istros* und die Römer *Hister* oder *Danuvius* beziehungsweise *Danubius* nannten, ins Blickfeld. Kennt „bereits Herodot“ einen Ort, eine Landschaft oder eine geographische Formation, so ist dies immer ein zuverlässiges Indiz dafür, dass sich die Griechen damit in einer frühen Phase beschäftigt haben. Eine Vorreiterrolle bei der Entdeckung der Donau spielten zweifellos wieder Händler und Kaufleute, vor allem solche aus den griechischen Kolonien im Schwarzmeergebiet. Demzufolge war es zunächst der untere Lauf der Donau, den die Griechen ins Visier nahmen. Aber Herodot spricht bereits in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. von der Donau als von dem „größten aller Ströme, die wir kennen“ (4,48). Dies kann nur bedeuten, dass man jetzt über den Fluss in seiner ganzen Länge Bescheid wusste. Und tatsächlich erwähnt Herodot explizit auch die Quellen der Donau: „Der Istros durchfließt ganz Europa. Er entspringt im Land der Kelten, die nach den Kyneten [Volk im Westen der Iberischen

Halbinsel] das westlichste Volk Europas sind. So bewegt er sich durch ganz Europa und kommt endlich in das Nebengebiet des Landes der Skythen.“ Kenntnisreichtum in Bezug auf die Donau dokumentiert Herodot auch dadurch, dass er in der Lage ist, eine ganze Reihe von Nebenflüssen zu nennen.

Die Römer kamen mit der Donau im Zuge der augusteischen Expansionspolitik nördlich der Alpen in Berührung. Strabon ist über sie schon gut informiert, wohl eher durch römische Autopsie als durch die Rezeption der griechischen Berichte. 15 v. Chr. erreichte Tiberius die Quellen der Donau, und zwar, wie Strabon vermerkt (7,1,5), in der Entfernung einer Tagesreise vom Bodensee, den die Römer unter der Bezeichnung *Lacus Brigantinus* kannten. Der Geograph charakterisiert die Donau als „den größten unter den Flüssen Europas“ und zeichnet ebenfalls ein Bild von dessen Verlauf: „Er beginnt an den westlichen Grenzen Germaniens, aber auch nahe am Winkel des Adriatischen Meeres, von dem er etwa 1000 Stadien [circa 185 Kilometer] entfernt ist, und endet in den Pontus [Schwarzes Meer], nicht sehr weit entfernt von den Mündungen des Tyras [Dnjestr] und Borysthenes [Dnjepr].“ Bei Ptolemaios ist im 2. Jahrhundert n. Chr., was die Beschreibung des Donaulaufes betrifft, ein hoher Grad der Exaktheit erreicht, als Ergebnis kontinuierlicher Präsenz der Römer an der nun auch als Reichsgrenze fungierenden Donau.

Rhein

Der Rhein steht bis heute – allerdings eher außerhalb Deutschlands – in dem Ruf, der „deutsche“ aller deutschen Flüsse zu sein. Das hat keine antike Tradition, aber immerhin hat Iulius Caesar, der sich während seines Gallischen Krieges (58–51 v. Chr.) mit dem großen Strom vertraut machte, ihm den Charakter einer ethnischen Grenze zugeschrieben, als er (wie man heute weiß, in nicht korrekter Weise) links des Rheins die keltischen und rechts des Rheins die germanischen Völker ansiedelte. Jedenfalls gebührt Caesar das Verdienst, dem Rhein einen festen Platz im geographischen Repertoire der Römer gesichert zu haben. Über Jahrhunderte hinweg bildete der Strom die politische Ostgrenze der beiden Provinzen *Germania Inferior* und *Germania Superior*.

Kaum war der Rhein in das Weltbild integriert, bemühten sich die römischen Geographen um nähere Informationen. Über seine Quellen kursierten unterschiedliche Versionen, aber immerhin bestand Konsens darin, dass er aus den Alpen kam. Das Wissen, das in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. über den Verlauf des Rheins von den Quellen bis zum Mündungsgebiet vor-

lag, fasst Pomponius Mela zusammen (3,24): „Der Rhein fließt von den Alpen herab. Nicht weit von seinen Quellen bildet er zwei Seen: den Venetischen See und den Acronischen See [Obersee und Untersee des Bodensees]. Bald fließt er wieder lange ohne Teilung in einem Bett dahin, doch nicht weit entfernt vom Meer spaltet er sich in zwei Arme. Die linke Seite heißt auch jetzt noch bis zur Mündung Rhein, auf der rechten Seite ist der Fluss erst schmal und seiner alten Gestalt ähnlich. Dann aber treten seine Ufer weit und breit zurück, und nicht mehr in seiner Eigenschaft als Strom, sondern als gewaltiger See heißt er, wo er die Ebenen überflutet, *Flevo*. Er umströmt eine Insel gleichen Namens [Vlieland], wird darauf erneut schmaler und mündet schließlich wieder als Fluss.“ Gerade die präzisen Angaben über das Mündungsgebiet, die auch bei anderen antiken Autoren Erwähnung finden, dürften das Resultat der intensiven militärischen Erkundung des Nordseeraumes in der Zeit des Augustus gewesen sein.

Gallien

Auch Gallien, das in seinen südlichen Teilen unter starkem griechischen Einfluss stand und später zu jenen Provinzen des Imperium Romanum gehörte, in denen der Grad der Romanisierung am höchsten war, hatte in einem früheren Stadium der historischen Entwicklung den Status einer Grenzregion. Doch diesen sollte es sehr schnell verlieren. Um 600 v. Chr. waren es Griechen aus Phokaia, die mit Massilia (Marseille) eine wichtige Handelsstadt in der Nähe der Rhône-Mündung gründeten. Von hier aus unterhielten die griechischen Kaufleute intensive Handelskontakte bis in den Norden Galliens. Dies führte naturgemäß auch zu genauerer Kenntnis der Geographie und Ethnographie Galliens. In den Jahren zwischen 58 und 51 v. Chr. eroberte Iulius Caesar das damals noch freie Gallien und kam in seinen *Commentarii de bello Gallico* zu der klassischen, Generationen von Lateinschülern bestens vertrauten Eingangsformel, wonach Gallien in seiner Gesamtheit in drei Teile zerfällt (*Gallia est omnis divisa in partes tres*) – nämlich in die Gebiete der Belgier, der Aquitaner und der Kelten (Gallier). Diese Einteilung hat später auch Strabon bei seiner Beschreibung des Landes übernommen (4,1).

Der Osten

China, Indien, Kaukasus, Kaspisches Meer,
Schwarzes und Rotes Meer, Arabien

Im Jahre 53 v. Chr. erlitten die römischen Legionen eine herbe Niederlage. Schauplatz des Geschehens war ein Ort, den sie selbst Carrhae nannten. Die Griechen kannten ihn unter dem Namen Karrhai. Bei den Einheimischen hieß er Harran(nu). Die moderne Bezeichnung ist Harran. Heute befindet sich der Ort in der Türkei, ganz in der Nähe der syrischen Grenze. Nach der Genesis (11,31) war Harran eine Station Abrahams auf dem Weg von seiner mesopotamischen Heimat ins Gelobte Land.

An diesem geschichtsträchtigen Ort erlebte der römische Kommandant Marcus Licinius Crassus 53 v. Chr. sein antikes Waterloo, als er mit seinen Soldaten der Armee der Parther unterlag. Der Traum des Crassus, auf den Spuren eines Alexander des Großen für Rom die Weiten Asiens zu erobern, war geplatzt. Die Repräsentanten der parthischen Arsakidendynastie glaubten indes, nun an die glorreichen Zeiten der alten Achämeniden anknüpfen zu können. Viele Römer waren bei Harran ums Leben gekommen, unter ihnen auch der Befehlshaber Crassus. Andere gerieten in parthische Kriegsgefangenschaft. Die Parther siedelten diese Römer – es soll sich um 10 000 gehandelt haben – ganz im Osten ihres Reiches, in der Margiana, dem heutigen Turkmenistan mit der Metropole Merv, an. Dann verliert sich ihre Spur. Doch gibt es ernstzunehmende Anzeichen dafür, dass einige dieser zwangsangesiedelten Römer später noch weiter Richtung Osten gezogen sind, in chinesische Dienste traten, Söldner wurden und sogar eine Stadt (Li-jien) gründeten.

China

Es gibt noch ein weiteres historisches Beispiel, das es legitim erscheinen lässt, sich, wie das gelegentlich und in jüngster Zeit auch häufiger geschieht, in wissenschaftlichen Büchern oder Aufsätzen dem Thema „Rom und China“ (beziehungsweise „China und Rom“) zu widmen. Die Reichsannalen der chinesischen Han-Dynastie verzeichnen für das (umgerechnete) Jahr 166 n. Chr. den Besuch einer Delegation aus dem Westen, die sich mit einem wichtigen Anliegen in das Reich der Mitte begeben hatte. Es soll sich bei den Gästen aus der Fremde um griechische Kaufleute gehandelt haben, die im Auftrag des römischen Kaisers Marcus Aurelius, den die Chinesen „An-tun“ nannten, gekommen waren. China hatten sie auf dem Seeweg erreicht (aus-

gehend entweder vom Roten Meer oder vom Persischen Golf), von dort waren sie in die damalige chinesische Metropole Lo Yang weitergereist. Offiziell überbrachten die Fremden aus dem Fernen Westen dem chinesischen Kaiser Huan-ti eine Protestnote, in der sie sich darüber beklagten, dass die Parther den West-Ost-Handel durch eine Blockade der Landwege sabotierten. Der Besuch war allem Anschein nach erfolgreich, denn in der Chronik heißt es, dass es danach regelmäßige wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Römern und den Chinesen gegeben habe.

China (genauer gesagt: das westliche China) gehörte demnach spätestens in der römischen Kaiserzeit zum Weltbild der Römer und markierte dabei die Ostgrenze der *Oikumene*. Das wird auch durch die Tatsache bestätigt, dass die *Tabula Peutingeriana*, die berühmte spätantike Straßenkarte, im Osten bis an die Grenzen Chinas reicht. Auch Taprobane, das nachmalige Ceylon und heutige Sri Lanka, ist auf dieser Karte verzeichnet.

Die Einbeziehung des Fernen Ostens in das Weltbild der mediterranen Kulturen war das Ergebnis umfangreicher Handelsaktivitäten, die in massiver Form in der Zeit des Kaisers Augustus (27 v. Chr.–14 n. Chr.) einsetzten. Das kommerzielle Engagement der Römer wurde durch eine gesteigerte Nachfrage nach Luxus- und Konsumgütern aus dem Orient hervorgerufen. Insbesondere schätzten die reichen Aristokraten die „serische“ Seide. Schon Iulius Caesar hatte als Attraktion bei öffentlichen Spielen dem beeindruckten stadtrömischen Publikum Seide aus China präsentiert. Vielleicht schon in die Zeit des Augustus, wahrscheinlich aber erst in die Phase um 100 n. Chr. gehört die denkwürdige Reise eines makedonischen Kaufmanns namens Maes Titianus bis an die chinesische Grenze, die allerdings einzig von Ptolemaios (1,11,6) bezeugt wird. Ganz offenbar wurde dieser Titianus von Nachrichten aus dem Fernen Osten angelockt, die davon sprachen, dass die südliche Route der Seidenstraße sichere Bedingungen für den Warenaustausch bot.

Bald bildeten sich für den Fernhandel mit Indien und China bestimmte Routen heraus. So gab es eine nördliche Verbindung, die sich vom Schwarzen Meer über den Kaukasus und das Kaspische Meer zum Oxus und von dort über Baktrien (Afghanistan) nach Indien und China erstreckte. Zweitens existierte eine Landroute mitten durch das iranische Reich der Parther, die, wie die chinesische Chronik zeigt, von den Arsakiden gesperrt wurde. Isidorus von Charax hat diese Route in seinen *Parthischen Stationen* beschrieben. Demnach führte der Weg von Zeugma, dem traditionellen Übergang über den Euphrat, der als politische Grenze zwischen dem Imperium

Romanum und dem Reich der Parther fungierte, zunächst nach Seleukia und Ktesiphon, den Residenzstädten der Arsakidenkönige. Von hier aus führte die Strecke weiter bis nach Ekbatana, der alten Achämeniden-Metropole. Weiter ging es durch die Kaspischen Pforten nach Hekatompylos und in die Margiana, wo die unglücklichen Gefangenen der Harran-Schlacht zunächst angesiedelt worden waren. Nicht nur wegen der restriktiven Transitpolitik der Parther war dieser Landweg jedoch recht unbeliebt. Schwierigkeiten machten den Händlern aus dem Westen auch immer wieder lokale Dynastien und Stammeshäuptlinge, die hohe Zölle verlangten und dadurch für eine erhebliche Verteuerung der Waren sorgten.

So bevorzugten die Händler aus dem Westen für den Fernhandel mit dem Osten die Seeroute durch das Rote Meer und den Indischen Ozean. Die anhaltenden und im 2. Jahrhundert n. Chr. noch intensivierten Kontakte sorgten daher im Westen für präzisere geographische Kenntnisse. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. hatte Pomponius Mela noch einige Schwierigkeiten, über die Serer mehr als ein paar Allgemeinplätze zu verbreiten (1,11): „In Asien, so erfahren wir, sind die ersten Menschen von Osten aus die Inder, Serer und Skythen. Die Serer wohnen etwa in der Mitte des Ostteils, die Inder und Skythen an dessen Außenrändern.“ Wirkliche Kennerschaft liest sich anders. Eine Generation später ist ein Plinius auch nicht viel schlauer, wenn er schreibt: „Das erste Volk hier, welches man kennt, sind die Serer ... Sie sind zwar ein sanftes Volk, insofern aber den Wilden ähnlich, als sie den Umgang mit den übrigen Sterblichen vermeiden und den Warentausch abwarten.“ Doch im 2. Jahrhundert n. Chr. machten sich die engeren Kontakte auch bei den geographischen Vorstellungen bemerkbar. Westliche Berichte erwähnen eine Stadt *Thinai* im Norden der Insel *Chryse*, die man wohl mit Malakka in Verbindung bringen darf. Um 100 n. Chr. waren es griechische Seefahrer gewesen, welche die „Straße von Malakka“ durchfuhren und die Küsten des heutigen Vietnam erreichten. Im Mekong-Delta stießen Archäologen auf Gegenstände, die sich als Handelswaren im West-Ost-Handel interpretieren lassen. Auch von dieser Seite her kann der mit dem intensiven Handel einhergehende Kenntniszuwachs in Bezug auf den Fernen Osten bestätigt werden.

Sri Lanka

Die Einordnung von Taprobane, dem nachmaligen Ceylon und heutigen Sri Lanka, in das Weltbild der Antike war nicht so sehr das Ergebnis von Handelskontakten als vielmehr von – oben bereits ausführlich dargestellten – di-

plomatischen Beziehungen in der Zeit des Kaisers Claudius. Allerdings lagen den Geographen der frühen römischen Kaiserzeit (wie Strabon) bereits Informationen aus der Feder von hellenistischen Autoren vor, die sich im Gefolge der Eroberungen Alexanders um den geographischen Ertrag der Unternehmungen des Königs von Makedonien gekümmert hatten. Plinius (6,81) referiert die ältere Auffassung, wonach man Taprobane lange Zeit für einen „zweiten Erdkreis“ (*orbis terrarum*) gehalten habe. Erst durch die Taten Alexanders des Großen sei klar geworden, dass es sich um eine Insel handelte. Auf den neuesten Stand der Dinge sei man dann durch die Gesandtschaft aus Taprobane gebracht worden, die Kaiser Claudius einen Besuch abgestattet hat.

Indien

Ungleich enger waren freilich die Verbindungen zu Indien, das seit den Feldzügen Alexanders des Großen in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zum konkreten geographischen Horizont der Griechen gehörte. Gefördert wurde das Wissen auch durch den Kontakt mit indischen Kaufleuten, die ihrerseits Dependancen in Mittelmeer-Metropolen wie Alexandria einrichteten. Wie groß in der römischen Kaiserzeit der Zuwachs an Informationen war, lässt sich ermessen, wenn man die Vorstellungen der römischen Kaiserzeit mit denen vergleicht, die im 5. Jahrhundert v. Chr. bei den Griechen vorherrschten. Hier hegte und pflegte man das Bild von einem Wunderland am östlichen Ende der Welt. Selbst ein so gewissenhafter und kritischer Geist wie der mit einem ausgesprochenen Interesse an geographischen und ethnographischen Themen ausgestattete Schriftsteller Herodot vermochte seinen Zeitgenossen nicht mehr mitzuteilen, als von den Persern zu erfahren war, deren Imperium zu seiner besten Zeit direkt an Indien grenzte. Auch bei ihm wird der exotische Charakter des Landes in den Vordergrund gestellt (3,106): „Das äußerste Land im Osten ist Indien. Dort sind nicht nur Tiere, Vierfüßler wie auch Vögel, viel größer als in anderen Ländern ..., sondern man findet auch eine Unmenge Gold ... Dort tragen wilde Bäume Wolle als Frucht, die die Schafwolle an Schönheit und Qualität übertreffen.“

Wenn man in Griechenland in dieser Zeit darüber hinaus der Meinung sein konnte, Indien sei ein Nachbarland von Äthiopien, so zeigt dies im Übrigen auch an, wie bedeutsam die Verdienste Alexanders bei der geographischen Erschließung Asiens gewesen sind. Die Entdeckung des Seewegs von Indien zum Persischen Golf durch Alexanders Admiral Nearchos versetzte die europäischen Seefahrer seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert

v. Chr. in die Lage, ihre Kenntnisse von Indien zu erweitern. Abschied nehmen konnte man nun auch dank besseren Wissens von der lange Zeit vorherrschenden Auffassung, der Indus und der Nil seien identische Flüsse.

Merkwürdigerweise aber pflegte man sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern weiter das vertraute Bild vom Fabel- und Wunderland Indien. Hier entwickelte sich eine beträchtliche Diskrepanz zwischen dem Wissen der Spezialisten, also der Händler, Politiker und Gelehrten auf der einen Seite, und den Vorstellungen der Allgemeinheit, die sich lieber weiterhin an den gewohnten exotischen Geschichten aus dem Fernen Osten ergötzte. Nicht immer scheinen, wenn man daraus eine anthropologische Grundregel ableiten will, die Menschen also bereit zu sein, sich zugunsten handfester wissenschaftlicher Informationen von vertrauten Weltbildern zu verabschieden. Ein ähnliches Schicksal erlebte in der römischen Kaiserzeit Ägypten. Zwar war das Land am Nil den Römern geographisch und kulturell bestens vertraut. Indes erfreuten sich die reichen Aristokraten gerne an dem tradierten Bild eines exotischen Landes, dessen wirkliche Verhältnisse sie nicht übermäßig interessierten. Es gab also neben dem geographischen Weltbild immer auch ein, von diesem gegebenenfalls deutlich abweichendes romanisierendes, idealisierendes Weltbild – das jedoch nicht das Thema dieses Buches ist.

Nördliche Abgrenzungen Asiens

Der Osten Asiens war durch China und Indien klar abgegrenzt. Im Süden markierten der Indische Ozean und der Persische Golf eine natürliche Grenze. Was die westliche Grenze des Kontinents Asiens angeht, so hatten sich die antiken Geographen, wenn auch nicht unisono, auf den *Tanais* (Don) geeinigt, der in die *Maiotis* (das Asowsche Meer) mündete. Wie aber sah es im Norden Asiens aus? Wäre Alexander der Große nicht einem Irrtum aufgesessen, so hätte man sich wenigstens im Nordosten Klarheit verschaffen können. In der Landschaft Sogdien, am Fluss *Iaxartes*, gründete der Eroberer aus dem Westen im Jahre 329 v. Chr. eine Stadt, die den Namen *Alexandreia Eschate*, also das „äußerste Alexandria“ (heute Leninabad in Tadschikistan) erhielt. Angeblich soll Alexander, wie Arrian und Plinius wissen wollen, den Iaxartes mit dem Tanais (Don) verwechselt haben, dem traditionellen Grenzfluss zwischen Europa und Asien. Die Verwechslung soll auf dem skythischen Namen *Silis* für den Tanais beruht haben. Auch der Perserkönig Kyros hatte nach der Angabe des Plinius (6,49) den Grenzcharakter des Flusses Iaxartes erkannt und genutzt.

Abgesehen vom Iaxartes boten sich aber einige andere naturräumliche Gegebenheiten als sinnvolle geographische Entitäten Asiens und als Faktoren für Grenzräume an. Das gilt insbesondere für den Kaukasus, das Kaspische Meer, das die Griechen unter der Bezeichnung Hyrkanisches Meer kannten, und das Schwarze Meer, von den Griechen *Pontos Euxeinos*, das „Gastfreundliche Meer“, tituliert.

Kaukasus

Der Kaukasus, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer gelegen, hat in der Geschichte immer wieder die Rolle einer geographischen, kulturellen und politischen Grenze gespielt. So bildete er gleichermaßen die Nordgrenze des Reiches der persischen Sassaniden wie auch die der asiatischen Besitzungen der Araber. Bei den Griechen und Römern gab es die Vorstellung vom Kaukasus als der kontinentalen Grenze zwischen Asien und Europa. Insbesondere konkurrierte der Fluss *Phasis* mit dem Tanais um das Privileg, die beiden Kontinente voneinander zu separieren. Allerdings herrschte hier gelegentlich einige Konfusion über den „richtigen“ Phasis, weil antike Geographen unter dieser Bezeichnung unterschiedliche Flüsse kannten. Der Grenzcharakter des Kaukasus im antiken Denken kommt auch darin zum Ausdruck, dass man dort eine ethnische Barriere zwischen den Kulturvölkern Asiens und den „Barbaren“ der skythischen Steppe konstruierte.

Kaspisches Meer

Das Kaspische (oder Hyrkanische) Meer sorgte bei den antiken Geographen für manche Verwirrung. Unklarheit herrschte nämlich über die Frage, ob es sich dabei um einen Teil des Weltmeeres, des *Okéanos*, oder um ein Binnenmeer handele (heute weiß man, dass das Kaspische Meer sogar das *größte* Binnenmeer der Erde ist). Herodot hatte im 5. Jahrhundert v. Chr., in Kenntnis der Europa und Asien verbindenden Kontinentalmasse nördlich des Kaspischen Meeres, klar Stellung bezogen (1,202f.). Für den Historiker und Geographen aus Kleinasien war das Kaspische Meer ein Binnenmeer, das mit dem Weltmeer keinerlei Verbindung aufweise. Eine solche Festlegung hatte allerdings nur Sinn, wenn es auch konkurrierende Auffassungen gab. Greifbar werden solche Gegenpositionen bei Größen wie Eratosthenes und Strabon. Ihnen galt das Kaspische Meer als eine „Ausbuchtung“ des nördlichen „Skythischen Ozeans“, war also demnach ein Teil des großen Weltmeeres. Auch Plinius schloss sich dieser Auffassung an: „Das Kaspische Meer erhält aus dem Ozean seine Zuflüsse und ist ganz von den kaukasischen Bergen

umgeben“ (6,28; vgl. 6,36). Die Verantwortung für diesen lange tradierten geographischen Irrtum trug Patrokles, der Pionier der Erforschung des Kaspischen Meeres. Als er zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. per Schiff zu einer Forschungsreise startete, unterließ er es, bis ganz nach Norden zu fahren, wo er selbstverständlich eine Küste erreicht hätte.

Für Missverständnisse und Irritationen sorgten in dieser Frage auch Aussagen wie die einiger Inder, die der römische Statthalter der Provinz *Gallia Cisalpina*, Metellus Celer, im Jahre 62 v. Chr. als Geschenk von dem Stammesfürsten der keltischen Boier in Empfang nehmen durfte. Wie Pomponius Mela mit Referenz auf den lateinischen Alexanderhistoriker Curtius Rufus berichtet (3,45), habe man die Inder gefragt, wie sie überhaupt in dieses Land gekommen seien. Dabei erfuhr man, dass es sie durch Stürme aus den indischen Gewässern verschlagen habe. Sie seien dann durch die dazwischen liegenden Meere gesegelt und schließlich an den Küsten Germaniens an Land gegangen. Sogar ein kluger Kopf wie Plinius sah in dieser Geschichte den Beweis, dass die Inder auf direktem Wege das Kaspische Meer erreicht hätten. Und doch müssen sich die Besucher aus dem Fernen Osten getäuscht haben. Dass das Kaspische Meer indes tatsächlich ein Binnenmeer und kein *sinus* (Golf) war, wie es zum Beispiel auch Pomponius Mela (3,39), nach dem Vorbild zahlreicher Kollegen vermutet hatte, erwies sich erst in der mittleren römischen Kaiserzeit durch die Forschungen des Ptolemaios.

Schwarzes Meer

Manche Gelehrten hielten es in der Antike für eine wichtige Frage, ob das Kaspische Meer größer sei als das westlich benachbarte Schwarze Meer. Doch hat dieses Thema nicht wirklich im Zentrum der geographischen Forschung gestanden. Das Schwarze Meer, von den Griechen im Rahmen der Kolonisation seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. als Gebiet der Ansiedlung entdeckt, hat hingegen als solches immer das Interesse antiker Geographen und Händler gefunden. Nahezu alle relevanten antiken Geographen haben in ihren Werken dem Schwarzen Meer Aufmerksamkeit geschenkt. Die Sage von den Argonauten ist ein mythischer Reflex früher kolonisatorischer Aktivitäten der Griechen im Gebiet des Schwarzen Meeres. Damals galt der Nordosten des Schwarzen Meeres auch als der Nordostrand der bewohnten Welt, hinter dem sich nur noch die barbarischen, in ständiger Dunkelheit lebenden Kimmerier befunden haben sollen. Herodot (4,85f.) glaubte das Schwarze Meer recht gut zu kennen, doch zeigt seine irrtümliche Angabe, die *Maiotis* (das

Asowsche Meer) sei fast so groß wie das Schwarze Meer, dass im 5. Jahrhundert v. Chr. der Prozess des Forschens noch nicht abgeschlossen war. Gleichwohl zeigen seine Ausführungen über den nordpontischen Raum, dass sich der Kenntnisstand gegenüber der archaischen Zeit erheblich verbessert hatte. So kann er, dank der Berichte von Händlern und Kolonisatoren, das Siedlungsgebiet der Skythen, die auch lange Zeit als Inbegriff eines Volkes „am Ende der Welt“ herhalten mussten, einigermaßen präzise in den Landschaften zwischen *Tanais* (Don) und *Ister* (Donau) lokalisieren.

Aufschlussreich auch für das Ausmaß und die Richtung der geographischen Studien ist die Etymologie des Begriffs „Schwarzes Meer“. Pate stand dabei allem Anschein nach die iranische Bezeichnung *achshaenas*, „dunkel“. Als die Griechen ins Schwarzmeergebiet kamen und sie diesen Namen hörten, machten sie daraus das Griechische *axeinos*, was so viel wie „ungastlich“ bedeutet und was eher auf den häufig rauen Seegang Bezug nehmen dürfte als auf einen unfreundlichen Empfang der griechischen Seeleute durch die einheimische Bevölkerung. Dann aber hielten die Griechen diesen Begriff für zu negativ, und so machten sie aus *axeinos* das Gegenteil *euxeinos*, und schon war das „Schwarze Meer“ zu einem „Gastfreundlichen Meer“ geworden.

Der Vordere Orient

In der historischen Entwicklung entdeckten die Griechen von Asien zunächst den Westen des Kontinents, und entsprechend fungierten anfangs Kleinasien und der Vordere Orient als die Ostgrenze der ihnen bekannten Welt. Ist der sogenannte Trojanische Krieg ein Reflex für gelegentliche maritime Unternehmungen mykenischer Griechen an der kleinasiatischen Westküste im 12. Jahrhundert v. Chr., so schuf die dauerhafte Präsenz von Griechen in den ioni-schen Städten die Voraussetzungen für eine intensivere Kenntnisnahme des Kontinents. Hier kam man auch in Kontakt mit den kulturell überlegenen Völkern des Orients, und es ist kein Zufall, dass sich Milet bald zur führenden intellektuellen Metropole der griechischen Welt entwickelte, in der viele Wissenschaften und so denn auch die Geographie zu einer ersten Blüte gelangten. Im Dienste der persischen Großkönige waren ionische Griechen entscheidend an der Erkundung Asiens beteiligt. 499 v. Chr. war das Wissen der Griechen von den iranischen Gebieten bereits so weit entwickelt, dass der Milesier Aristagoras bei einem Besuch in Sparta eine Bronzetafel vorlegen konnte, auf der, nach Herodot (5,49f.), der „ganze Erdkreis“ eingezeichnet war, wozu auch insbesondere die persischen Zentralgebiete bis Susa gehörten.

Im Zuge dieser Entwicklung rückten nicht allein Kleinasien und die persischen Territorien in den geographischen Horizont der Griechen. Vielmehr richtete sich die Aufmerksamkeit auch bald auf den Vorderen Orient mit Syrien und Palästina sowie auf die arabische Halbinsel. Herodot nennt Arabien im 5. Jahrhundert v. Chr. „das äußerste bewohnte Land im Süden“. Den eigentlichen Durchbruch brachten aber auch hier die Eroberungen Alexanders des Großen. Bevor er sich nach Persien aufmachte, nahm er Ägypten ins Visier und passierte auf dem Weg dorthin Syrien, Phönizien und Palästina. Arabien ließ er aus, doch gehörte die Eroberung der arabischen Halbinsel zu seinen „letzten Plänen“, die von seinem frühen Tod im Jahre 323 v. Chr. durchkreuzt wurden. Seine Nachfolger, die Diadochen, sicherten sich die Herrschaft über das große Alexanderreich. Die Ptolemäer regierten in Ägypten, konkurrierten aber mit den Seleukiden, die anfangs auch über den gesamten von Alexander eroberten Osten Asiens herrschten, um den Besitz von Palästina und Syrien. Seit dieser Zeit, ab dem 3. Jahrhundert v. Chr., war der Vordere Orient für die Griechen eine flächendeckende *terra cognita*.

Das Rote Meer

Interessiert waren die Griechen, schon aus handelspolitischen Gründen, an dem Roten Meer, das seinen Namen wenn nicht von der persischen Bezeichnung der Himmelsrichtungen, so wohl doch von den roten Korallenbänken im Persischen Golf geerbt hatte. Diese Benennung zeigt bereits an, dass die Griechen unter dem Roten Meer nicht allein das heutige, so bezeichnete Meer verstanden. Vielmehr erstreckte sich für sie das Meer, das sie als das Rote Meer kannten, bis nach Indien. Das heutige Rote Meer war, wie der Persische Golf, im allgemeinen geographischen Bewusstsein lediglich ein Teil dieses großen Meeres. Ein Beweis für die intensive Erforschung dieses Meeres ist der im 2. Jahrhundert v. Chr. entstandene *Periplus Maris Erythrae* mit einer Beschreibung der Küsten vom heutigen Roten Meer bis zum Indischen Ozean.

Arabien

Als die Römer sich seit dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. militärisch und politisch im hellenistischen Osten engagierten, konnten sie direkt an die Fortschritte der hellenistischen Geographie anknüpfen. Was Strabon, Pomponius Mela, Plinius und andere Fachgelehrte über den Vorderen Orient mitzuteilen haben, ist dank griechischer Tradition, aber auch dank eigener römischer Forschungen, durchweg kompetent. So heißt es bei Plinius am

Anfang seiner Beschreibung Arabiens (5,65): „Jenseits der Mündung von Pelusion liegt Arabien, das sich bis zum Roten Meer und bis zu jenem gewürztragenden und reichen Land erstreckt, das unter dem Beinamen *Beata* [das Glückliche] bekannt ist.“

Wie im östlichen Afrika, so unternahmen die Römer auch in Arabien eine ganze Reihe von Expeditionen, die für die Platzierung dieser Region in das zeitgenössische geographische Weltbild nicht ohne Bedeutung gewesen sind. Denn bis in den Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. hinein war ein großer Teil der arabischen Halbinsel praktisch noch unerschlossen. Der römische Einfluss reichte zunächst nicht weiter als bis zu den nördlichen küstennahen Regionen einschließlich der wohlhabenden Karawanenstadt Palmyra. So unternahm im Jahre 25 v. Chr., sicher nicht ohne Billigung des Kaisers Augustus, Aelius Gallus, der Präfekt von Ägypten, einen Feldzug in das südliche Arabien. Der Plan, die dortigen Stämme zu unterwerfen, scheiterte jedoch. Immerhin kam das Invasionsheer des Gallus bis zum heutigen Jemen, wo man die Stadt Mariba, das Zentrum des Reiches der Sabäer, belagerte und damit einen neuen äußeren Fixpunkt im geographischen Horizont der Römer geschaffen hatte. Plinius (5,160) berichtet, Gallus habe während des Feldzuges eine Reihe von Städten eingenommen, die von früheren Autoren nicht genannt worden seien. 1 v. Chr. schickte Augustus seinen Adoptivsohn Gaius Caesar zu einer weiteren Expedition nach Arabien, die diesen bis zum Golf von Akaba führte. Nach Plinius (5,160) soll er aber Arabien nur aus der Ferne erblickt haben.

Der Süden Äthiopien, zentrales Afrika

„Wo sich der Mittag neigt, erstreckt sich gegen Sonnenuntergang zu Äthiopien am Rande der bewohnten Welt.“ Mit dieser apodiktischen Mitteilung klärte Herodot (3,114) im 5. Jahrhundert v. Chr. seine Zeitgenossen über die großräumigen geographischen Verhältnisse in diesem Teil der Erde auf. Originell war seine Auffassung nicht. Schon Homer hatte die dunkelhäutigen Äthiopier an den fernsten Grenzen der *Oikumene* platziert. Äthiopien war für ihn das Land am *Okéanos*-Strom (Il. 1,423f.: „Zeus ist nämlich hinab zum Okeanos zu den Aithiopen gestern speisen gegangen, von allen Göttern begleitet“). In der *Odyssee* (1,23) bezeichnete Homer die Bewohner Äthopiens als die „äußersten Menschen“, vermochte sie dabei aber immerhin bereits in eine östliche und eine westliche Gruppe zu unterscheiden.

Äthiopien

Die Kenntnis dieser Landschaften südlich von Ägypten verdankten die Griechen sicherlich zunächst den Forschungen, die von ägyptischen Pharaonen initiiert worden waren. Weitere Kenntnisse erwarben die Griechen durch eine seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. zunehmende Präsenz im östlichen Teil des Schwarzen Kontinents, wie etwa in der Kyrenaika. Griechische Söldner aus Kleinasien begleiteten 592 v. Chr. den ägyptischen König Psammetich II. auf eine militärische Expedition nach Äthiopien. Graffiti auf den Statuen im Tempel von Abu Simbel zeugen bis heute von dem Bestreben der fremden Söldner, den Tatbestand ihrer Anwesenheit für alle Zeiten zu dokumentieren.

Wichtige Impulse erhielten die geographischen Forschungen in diesem Teil Afrikas durch den Ehrgeiz, die Quellen des Nils zu entdecken und gleichzeitig eine Erklärung für das Phänomen der jährlichen Nilschwelle zu finden. Heute weiß man, dass dafür die sommerlichen Regenfälle im Hochland von Äthiopien verantwortlich sind. Durch ein ausgeklügeltes System von Kanälen hatten es die ägyptischen Pharaonen verstanden, die zerstörerische Kraft der Überschwemmungen in eine segensreiche Quelle der Fruchtbarkeit des Landes zu verwandeln.

Natürlich machte sich auch der stets wissbegierige Herodot bei seinem Aufenthalt in Ägypten auf die Suche nach der Lösung des Rätsels, warum der Nil mit schöner Regelmäßigkeit jedes Jahr im Juli über die Ufer trat. Doch das Ergebnis seiner Umfrage im Land der Pharaonen war enttäuschend: „Noch kein Ägypter, Libyer oder Grieche, die mit mir ins Gespräch kamen, wollte sich dazu bekennen, die Quellen des Nils anzugeben, außer einem Mann aus Sais in Ägypten, ein Schreiber im heiligen Schatzhaus der Athene. Von ihm aber hatte ich den Eindruck, dass er sich über mich lustig machte“ (2,28). Herodot reiste zwar danach persönlich bis zum ersten Katarakt nach Elephantine, konnte aber letztlich auch nach diesem Besuch nur Spekulationen über den wahren Sachverhalt anstellen.

Intensiviert wurde das Bemühen um die Enträtselung von Quellen und Schwellen des Nils in der römischen Kaiserzeit. Es waren die Kaiser selbst, die wiederholt Expeditionen losschickten, nicht nur aus reiner Entdeckerfreude, sondern auch in der Hoffnung auf wirtschaftlichen Ertrag. So drangen im 1. Jahrhundert n. Chr. römische Soldaten in ihnen bis dahin unbekannte Regionen am Südostrand der bewohnten Welt vor. Augustus entsandte seinen Legaten Gaius Petronius in einen Krieg mit den Äthiopiern, um deren expansiven Kurs Richtung Ägypten (sie hatten bereits Syene, Elephantine und Philae besetzt) zu stoppen. Es gelang der römischen Armee,

die Äthiopier nicht nur zu vertreiben, sondern sie auch bis tief in den Sudan hinein zu verfolgen. Petronius erreichte bei dieser Expedition, die nach römischem Verständnis eine Reise ans Ende der Welt sein musste, sogar die Stadt Napata, wo sich die Residenz der damaligen Königin von Äthiopien befand. Kaiser Augustus versäumte es nicht, in seinem Tatenbericht, wenn auch in reichlich lapidarer Form, die Leistungen seines militärischen Führungspersonals im fernen Afrika zu würdigen: „In Äthiopien gelangte man bis zur Stadt Nabata, der Meroe benachbart ist“ (*Res gestae* 26). Der griechische Historiker Cassius Dio behauptet sogar (54,5), Cornelius habe bei dem Unternehmen gegen die „südlich von Ägypten wohnenden Äthiopier“ die Residenzstadt Napata zerstört. Das allerdings lässt sich archäologisch nicht nachweisen. Noch weiter nach Süden zu ziehen, verbot sich laut Cassius Dio „wegen des Sandes und wegen der Hitze“.

Noch wichtiger für die Kenntnis dieses entfernten Teiles der Welt war eine Expedition in der Regierungszeit des Kaisers Nero. Offenbar zur Vorbereitung eines größeren Feldzuges schickte er 61 n. Chr. Kundschafter los, die auch gleich noch die Gelegenheit wahrnehmen sollten, sich um die Quellen des Nils zu kümmern, über deren Lokalisierung in europäischen Gelehrtenkreisen nach wie vor kein Konsens bestand. Viel weiter als die Leute des Augustus zogen Neros Männer den Nil aufwärts und kamen dabei mutmaßlich bis zum heutigen Bahr el-Djebel. Nach ihrer Rückkehr waren sie sich nicht ganz sicher, ob sie wirklich die Quellen des Nils gefunden hatten. Seneca, Berater des Kaisers, stoischer Philosoph und in dieser Eigenschaft auch Naturforscher, nahm ihre Berichte jedenfalls mit vornehmer Skepsis auf. Ungeheure Sümpfe behaupteten sie nach den Worten Senecas (*Naturales Quaestiones* 6,8) südlich von Äthiopien entdeckt zu haben: „Die Bewohner der Gegend wussten nicht, wie sie entstanden waren. Und niemand darf hoffen, das jemals herauszubekommen, denn das Wasser ist so von Pflanzen durchzogen, dass man es weder zu Fuß noch mit einem Boot durchqueren kann ... Dort haben wir, sagte einer von ihnen, zwei Felsen gesehen, aus denen eine riesige Masse Wasser in den Fluss stürzte. Aber ob das nun die Quelle des Nils oder nur ein Zufluss war – sollte man nicht, was immer das sein mag, trotzdem glauben, dass er aus einem großen See in der Erde entspringt?“

Die Antike hat ungeachtet aller Bemühungen das Rätsel der Nilquellen nicht lösen können. Deren tatsächliche Lokalisierung (Blauer und Weißer Nil, die im Tanasee in Äthiopien beziehungsweise im Viktoriasee in Uganda entspringen) gelang nicht. Erfolgreicher war man bei der Produktion geo-

graphischen Wissens weiter westlich auf dem afrikanischen Kontinent. Die nordöstliche Küste zwischen dem heutigen Libyen und Ägypten war den Griechen und mehr noch den Römern ebenso gut bekannt wie die Küstenlandschaften im Westen des Kontinents. Das zentrale Afrika und der Süden blieben Griechen und Römern (anders als den Ägyptern und den Karthagern) verschlossen und gehörten demzufolge nicht zum geographischen Weltbild. Strabon (2,131) hat diesen Sachverhalt in aller Deutlichkeit artikuliert. „Libyen“, so heißt es bei dem Geographen der augusteischen Zeit, „bewohnen größtenteils unbekannte Völkerschaften. Denn dort weite Distanzen zurückzulegen, gelingt weder Feldherren noch einzelnen Fremden. Von den Einheimischen aber kommen teils nur wenige so weit her zu uns, teils sind ihre Erzählungen unzuverlässig und unvollständig.“

Das Innere Afrikas

Doch blieb das Wissen trotz dieser ungünstigen Bedingungen nicht allein auf die Küsten beschränkt. Wie man im Westen bestrebt war, das Hinterland zu erkunden, und im Osten, wie eben gezeigt, viel versprechende Versuche unternahm, sich im südlichen Ägypten und in Äthiopien kundig zu machen, so beschäftigte sich auch in Bezug auf die Mitte der Forscher- und Entdeckungsgeist mit dem afrikanischen Kontinent. Allerdings waren die entsprechenden Unternehmungen nicht allein und nicht einmal so sehr von wissenschaftlichen Interessen geleitet. Vielmehr ging es den Römern, die hier Pionierarbeit leisteten, auch darum, die fruchtbare, urbanisierte Nordküste vor dem Zugriff einheimischer Stämme zu schützen. Schließlich suchte man, aus wirtschaftlichen Gründen, den Anschluss an den Transsahara-Handel.

Einen Fixpunkt für die geographische Einordnung des mittleren Hinterlandes stellte die Stadt Garama, das heutige Djerma, dar. Sie war der Hauptort des Berberstammes der Garamanten, der den Römern häufig zusetzte. Bekannt war dieses Volk bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. den griechischen Schriftstellern. Bei Herodot heißt es (4,174): „Landeinwärts, ... im Land der wilden Tiere, wohnen die Garamanten, die sich dem Umgang mit allen Menschen entziehen. Sie besitzen keine Waffen und verstehen es auch nicht, sich zu verteidigen.“

In dieser Hinsicht hatte sich die Situation in der römischen Zeit grundlegend geändert. Um weitere Angriffe zu verhindern, unternahmen die Besatzer vom Tiber in der frühen Kaiserzeit eine Reihe von Vorstößen nach Süden. Die Züge in die Wüsten liefen allerdings nicht ohne Schwierigkeiten ab. 21 v. Chr. rückte der römische Kommandant Cornelius Balbus gegen die

Garamanten vor. 69 n. Chr. beantworteten die römischen Truppen unter der Führung des Septimius Flaccus einen Angriff der Berber auf die Küste Tripolitaniens mit einer mehrmonatigen Militäraktion im inneren Libyens. Willkommener Nebeneffekt dieser beiden Aktionen waren klarere Vorstellungen über die dortige Geographie und Ethnographie, auch wenn ein Pomponius Mela in seinem geographischen Werk, das zwischen diesen beiden Unternehmungen verfasst wurde, immer noch die alten Vorstellungen bedient, indem er (1,23) über die Nachbarn der Garamanten ausführt: „Im Binnenland haben, wenn man das glauben will, Wesen, die kaum noch Menschen, sondern halbe Tiere sind, nämlich die Aegippanen, Blemyer, Gamphasanten und Satyrn, ohne Haus und Wohnsitz überall umherschweifend, die Landschaften mehr inne als dass sie sie bewohnten.“

Einige Jahre später ist ein Plinius in der Lage, die militärischen Erfahrungen mit den Garamanten in konkreteres geographisches Wissen umzusetzen. Nicht mehr profitieren konnte er allerdings von dem Ertrag einer dritten Expedition, verbunden mit dem Namen des römischen Offiziers oder Kaufmanns Iulius Maternus, der wohl etwas später als Septimius Flaccus Djerma erreichte (zu spät, um den 79 n. Chr. beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben gekommenen Plinius noch mit Nachrichten aus dem Herzen Afrikas versorgen zu können). Wie Ptolemaios (1,8,4) unter Berufung auf Marinos von Tyros bekundet, verbündeten sich die Römer und die Garamanten zu einem Angriff gegen „die Äthiopier“, wie es etwas undifferenziert heißt. Nach über vier Monaten erreichten die Angehörigen der europäisch-afrikanischen Allianz eine Landschaft namens Agisymba, die man gemeinhin und wohl auch zutreffend in der Gegend nördlich des Tschadsees lokalisiert. Weiter südlich als bis hier, „wo sich die Nashörner versammeln“, war bis dahin kein Europäer gekommen. Und auch in der nachfolgenden Zeit blieb Maternus Rekordhalter der römischen Afrikaforschung. Jedenfalls ist nicht bekannt, dass ein anderer Römer sich weiter ins Landesinnere vorgewagt hätte.

Plinius aber konnte der interessierten Öffentlichkeit schon vor der bemerkenswerten Maternus-Expedition wichtige Neuigkeiten über die Geographie und Topographie der Wüstenregionen des afrikanischen Binnenlandes mitteilen. „Der Weg zu den Garamanten war bis jetzt nicht zugänglich“, erzählt der römische Naturkundler (5,38), „da Räuber dieses Stammes die Brunnen mit Sand zuschütteten, nach denen man nicht tief graben muss, wenn man Ortskenntnisse hat.“ Nach dem letzten Wüstenkrieg der Römer aber habe man eine neue, bequemere Route entdeckt. Einer Intensivierung des Karawanenhandels stand damit nichts mehr im Wege.

5. Auf großer Tour

Die antike Gesellschaft war eine mobile Gesellschaft. Reisen und Ortswechsel hatten vielfältige Ursachen. Soldaten, Diplomaten, Händler, Pilger, Forscher oder Angehörige anderer Bevölkerungsgruppen waren ständig auch über große Distanzen unterwegs. Sie sind es gewesen, die sich in der Welt umsahen, die dabei das Weltbild und den geographischen Horizont mitbestimmten und die auf der Suche nach neuen Grenzen waren.

Die weitaus größte Zahl solcher Fahrten ist aus den Quellen allerdings nicht mehr oder nur unzureichend zu rekonstruieren. Dafür gibt es einige spektakuläre Unternehmungen über große Distanzen hinweg, die aufgrund der mit ihnen verbundenen äußeren Umstände eine reiche Evidenz in den antiken Quellen gefunden haben. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang natürlich in erster Linie an klassische Entdeckerfiguren wie Hanno aus Karthago oder Pytheas aus Massilia. Doch entdeckt wurde auch, ohne primär entdecken zu wollen. Gemeint sind zumeist militärisch oder politisch, gelegentlich auch wirtschaftlich motivierte Aktionen, die aufgrund des großen geographischen Radius, innerhalb dessen sie sich vollzogen, bereits in der Antike eine intensive Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Es waren Unternehmungen, die einerseits für eine erhebliche Erweiterung der geographischen Kenntnisse gesorgt haben und die andererseits nur deswegen durchführbar gewesen sind, weil sie sich ihrerseits an bereits vorliegenden geographischen Vorstellungen orientieren konnten.

Sieben solcher für das antike Weltbild beispielhafter Missionen sind im Folgenden dokumentiert. Sie waren allesamt nicht primär als Entdeckungsfahrten angelegt. Und doch sind es am Ende Fahrten gewesen, die vorhandene Vorstellungen und Kenntnisse geradezu revolutioniert haben. Der zeitliche Bogen der vorgeführten Fälle erstreckt sich über einen Zeitraum von fast eineinhalb Jahrtausenden: von den als Einzelpersonen unbekannt, nur als Kollektiv geläufigen Phöniziern, dem ersten großen Handels- und Seefahrervolk im Mittelmeerraum, über die unzähligen Griechen, die den westmediterranen Raum kolonisierten, bis hin zu den großen Völkerwanderungen des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr., als zum Beispiel die berühmten Vandalen ihre Heimat in Skandinavien verließen und schließlich im fernen Nordafrika

landeten. Dazwischen platzieren sich zeitlich der berühmte „Zug der Zehntausend“ vom heutigen Irak zum Schwarzen Meer, der Orientfeldzug Alexanders des Großen, der Alpenübergang des Karthagers Hannibal und die unglücklichen Operationen der Römer in Germanien, die 9 n. Chr. mit der demoralisierenden Niederlage in der „Schlacht im Teutoburger Wald“ endeten. Nimmt man all diese ausgewählten Fälle näher unter die Lupe, erschließen sich im historischen Kontext und im historischen Kontinuum wesentliche und folgenreiche Kapitel der antiken Entdeckungsgeschichte.

Vom Libanon nach Spanien Die Fahrten der Phönizier

Ihre individuellen Namen sind nicht bekannt. So muss man sich mit der Sammelbezeichnung „Phönizier“ (oder auch „Phöniker“) begnügen, wenn man von den unumstrittenen Pionieren der maritimen Entdeckungsgeschichte im Mittelmeerraum sprechen will. Als sie sich vor gut 3000 Jahren auf die Reise machten und von den heimatlichen Küsten des östlichen Mittelmeeres bis nach Spanien gelangten, hätten sie mit Fug und Recht behaupten dürfen, bis an das „Ende der Welt“ gelangt zu sein. Jedoch muss offen bleiben, ob die Phönizier bereits über eine solche Vorstellung und eine solche Begrifflichkeit verfügten. Zwar haben sich eine Reihe von originären Schriftzeugnissen erhalten. Schließlich sind es die Phönizier gewesen, von denen die Griechen vermutlich noch im 9. Jahrhundert v. Chr. die Buchstabenschrift übernommen haben. Über die geographischen Kenntnisse aber geben sie keine Auskunft. Angewiesen ist man bei der Rekonstruktion der phönizischen Fahrten zum einen auf die archäologischen und siedlungsgeographischen Befunde, zum anderen auf die Berichte anderer Völker, insbesondere der Griechen. Diese waren gewissermaßen die Erben der Phönizier bei der Kolonisation des mediterranen Raumes, und so haben sie, freilich in nicht immer verlässlicher Weise, auf die Entdeckungen und Leistungen ihrer großen Vorgänger Bezug genommen. Vorherrschend ist in diesen Quellen die Tendenz, die frühe Präsenz der Phönizier in allen Teilen des Mittelmeeres geradezu gewohnheitsmäßig zu postulieren. Davon ist selbst der nüchterne Historiker Thukydides nicht frei, der in Bezug auf Sizilien ganz pauschal mitteilt (6,2): „Es lebten auch Phönizier rings um Sizilien herum, auf Vorgebirgen, die sie befestigt hatten, und auf den kleinen vorgelagerten Inseln.“ Das ist historisch korrekt, doch kann man sich des Eindrucks nicht erweh-

ren, dass sich der Gründervater der politischen Historiographie hier einer bloßen Chronistenpflicht entledigt hat. Auf jeden Fall haben ihn die näheren Umstände der phönizischen Kolonisation auf Sizilien nicht sonderlich interessiert – oder er hat darüber nicht viel gewusst.

Sieht man einmal von den Schwierigkeiten der Quellensituation ab, so bietet die Geschichte der Phönizier im Rahmen der Entwicklung des antiken Weltbildes viel Erstaunliches. Bemerkenswert ist im Zusammenhang mit den geographischen Explorationen der Phönizier schon der Umstand, dass diese Bewohner von Städten, die im heutigen Libanon liegen, überhaupt auf die Idee gekommen sind, vom einen Ende des Mittelmeeres zum anderen zu reisen. Dabei wird man nicht davon auszugehen haben, dass es sich bei den Fahrten der Phönizier – jedenfalls nicht in der ersten Phase – um eine planmäßige Erschließung ferner Welten gehandelt hat. Das ist selbst bei dem hohen Grad an innerer Organisation, der Stadtstaaten wie Sidon, Byblos und Tyros auszeichnete, unwahrscheinlich. Eher ist anzunehmen, dass sich die Phönizier langsam an den Zielpunkt Spanien herangearbeitet haben, die Iberische Halbinsel also nicht von Anfang an Teil ihres geographischen Horizontes gewesen ist. In dieser Hinsicht können sie auch nicht von den Erfahrungen der minoischen Kreter profitiert haben. Diese übten zu ihrer Glanzzeit, vor der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., eine *Thalassokratie* aus, wie es in den späteren griechischen Quellen heißt – eine „Seeherrschaft“, die sich zwar bis nach Sizilien hin erstreckte, nicht aber bis zur Iberischen Halbinsel.

Grundlage und Voraussetzung der phönizischen Westwanderung waren auf jeden Fall ausgeprägte wirtschaftliche Interessen auf der einen und nautische Fähigkeiten auf der anderen Seite. Das Meer vor Augen und Schiffbauholz in Hülle und Fülle zur Verfügung – das waren ideale Bedingungen, um den Blick fast automatisch in die Ferne schweifen zu lassen. Die nächste Ferne aber war zunächst einmal das relativ Nahe. Die archäologisch nachweisbaren Spuren, die die Kaufleute aus Sidon, Byblos, Tyros und den anderen Hafenstädten Phöniziens hinterlassen haben, deuten darauf hin, dass man sich bei seinen überregionalen Aktivitäten, das heißt seit dem 11. Jahrhundert v. Chr., zunächst auf den östlichen Mittelmeerraum konzentrierte. Geographisch geradezu auf dem Weg lag die Insel Zypern. Funde phönizischer Keramik dokumentieren frühe Präsenz auf der Insel der Aphrodite. Seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. entstanden hier auch phönizische Siedlungen wie in der Stadt Kition. Ohne Zweifel diente Zypern den Kaufleuten aus dem Libanon primär als ein Handelsstützpunkt. Gleiches gilt für Rhodos und

auch für Kreta, wo die Spuren phönizischer Anwesenheit allerdings deutlich dünner sind.

Vermutlich wurde der Drang der Phönizier, noch weiter westwärts zu ziehen, dadurch geweckt, dass man in den Inseln der östlichen Ägäis über sichere Ausgangspunkte für größer angelegte Unternehmen verfügte. So tasteten sich ihre Schiffe allmählich auch in die zentrale und nördliche Ägäis vor. Nach und nach erweiterte sich dabei der geographische Horizont. Und je lukrativer sich diese Reisen vom wirtschaftlichen Standpunkt her gestalteten, desto stärker wurde der Wunsch, auch den westlichen Gestaden des Mittelmeers Besuche abzustatten.

Es ist nicht bekannt, zu welchem Zeitpunkt und bei welcher Gelegenheit die phönizischen Kapitäne erstmals auf Spanien als neuem und ehrgeizigem Ziel der Expansion gestoßen sind. Auf jeden Fall dürften die Nachrichten von den legendären Metallreichtümern die Begehrlichkeiten der Händler aus der Levante geweckt haben. Bald fassten sie, wie neben Thukydides auch viele andere Quellen bezeugen, Fuß auf Sizilien. Für den Weg dorthin standen ihnen prinzipiell zwei Seerouten zur Verfügung, und wahrscheinlich orientierten sie sich dabei an den Erfahrungen, die frühere Seefahrervölker wie die Kreter bereits gemacht hatten. Von Kreta aus bestand zum einen die Möglichkeit, direkt die Ostküste von Sizilien anzusteuern. Zum anderen konnte man an der Küste der Peloponnes entlangfahren und von dort weiter nach Italien und zur Straße von Messina. Die Küste Nordafrikas wurde allem Anschein nach zuerst ausgespart. In diese Region stießen die Phönizier erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. vor. Nach der antiken Tradition war es im Jahre 814 v. Chr., als Seeleute aus Tyros an der schmalsten Stelle des Mittelmeeres die Stadt Karthago (punisch *Qart-Hadasht*, „Neustadt“) gründeten, die später zu einer der wichtigsten Metropolen der mediterranen Welt werden sollte.

Ganz offensichtlich stand hinter der Gründung von Karthago die Absicht, dem phönizischen Westhandel – und insbesondere dem Handel mit Spanien – eine geeignete Zwischenstation zur Verfügung zu stellen. Zunächst aber wählten die Phönizier, um das Traumziel Spanien zu erreichen, die Route über Sizilien, wobei sie auch auf Sardinien Stützpunkte errichteten. Im Süden Spaniens gründeten sie die Stadt Gades, das heutige Cádiz. Die antike Überlieferung versetzt diesen Akt bereits in die Zeit um 1100 v. Chr. Nach der archäologischen Evidenz vollzog sich die Gründung allerdings nicht vor dem 8. Jahrhundert v. Chr. Indes hatten die Phönizier nun nicht allein den unmittelbaren Zugang zu den lukrativen spanischen Metallminen. In geo-

graphischer Hinsicht hatten sie auch insofern eine Pionierleistung vollbracht, als sie, wenn auch über Zwischenstationen, als erstes Volk der Antike das Mittelmeer in seiner ganzen Ausbreitung durchquert hatten – vom Libanon bis nach Spanien.

Phönizische Quellen schweigen sich über diese Taten aus. Dafür haben die griechischen Geographen das Erreichen des Atlantiks und damit nach ihrem Verständnis des „Endes der Welt“ durch Händler aus dem Vorderen Orient hinreichend gewürdigt. Allerdings konnten es die Griechen nicht mit ihrem Stolz vereinbaren, den Phöniziern entdeckungsgeschichtlich den Vortritt zu lassen. So schickten sie nachträglich ihren mythischen Helden Herakles an die Straße von Gibraltar und ließen ihn dort noch vor den Phöniziern sein westlichstes Abenteuer erleben, indem er sich mit dem Riesen Geryoneus und dessen Rinderherde herumplagte. Herakles ist es nach der Version der Griechen auch gewesen, der die nach ihm benannten Säulen zur Markierung der Grenze zwischen dem Mittelmeer und dem Ozean anlegte.

Freilich gab es unter den Griechen einige Divergenzen über die genaue Lokalisierung und über die Gestalt dieser Säulen. Strabon (3,5,5) hat sich dieses Themas eingehend angenommen und dabei gleich seine Version von der Ankunft der Phönizier in Südspanien mitgeliefert. Demzufolge habe ein Orakel die Bewohner von Tyros aufgefordert, „eine Kolonie nach den Säulen des Herakles zu schicken“. Weiter führt er aus: „Als die Kundschafter in die Meerenge bei Kalpe kamen (*das ist der Felsen von Gibraltar*) und glaubten, dass die die Meerenge bildenden Vorgebirge das Ende der bewohnten Welt und der Züge des Herakles wären und dass das Orakel eben diese Säulen genannt habe, landeten sie an einem Ort diesseits der Meerenge.“ Einige Zeit später erschienen weitere Boten aus Tyros, weil die Opfer der ersten Delegation nicht günstig ausgefallen waren. Sie versuchten es an einer anderen Stelle, aber wieder war ihr Gott nicht bereit, das Opfer zu akzeptieren. Offenbar war man immer noch nicht an der richtigen Stelle. Nun nahm noch eine dritte Gruppe die Suche nach dem richtigen „Ende der Welt“ auf: „Die bei einer dritten Seereise Angekommenen aber gründeten Gades und erbauten den Tempel auf der Ostseite der Insel, die Stadt hingegen auf der Westseite. Daher hielten einige die Vorgebirge des Sundes für die Säulen, andere hingegen Gades.“ Nachdem er dies geschildert hat, lässt sich der gelehrte Strabon auf eine Diskussion über die unter den Griechen nicht geklärte Streitfrage ein, was man denn nun genau unter den „Säulen des Herakles“ zu verstehen und wo man sie zu verorten habe: Waren diese Säulen Säulen im engeren architektonischen Sinn, also Teile eines Heiligtums, oder handelte es

sich vielmehr um natürliche Formationen wie Klippen und Vorgebirge? Vage entscheidet sich Strabon schließlich für die folgende Variante: „Wenn man aber sagt, dass kleine Inseln oder Berge keinen Säulen gleichen, sondern vielmehr die Grenzen der Erde oder des Heerzuges des Herakles bei eigentlichen Säulen sucht, so hat dies freilich einen gewissen Sinn.“

Die Phönizier werden sich nach ihrer Ankunft in Spanien nicht derlei tief schürfende Gedanken gemacht haben. Ihnen dürfte es in erster Linie darum gegangen sein, die Bodenschätze Spaniens auszubeuten. Dafür spricht auch die topographische Situation der neuen Stadt Gades: Sie wurde von den phönizischen Siedlern direkt gegenüber der Mündung des Flusses Guadalete angelegt, die sich wiederum an das Tal des Guadalquivir anschloss. Damit war der direkte Zugang zu den andalusischen Bergbaugebieten gewährleistet.

Spuren phönizischer Präsenz finden sich auch noch in anderen Gegenden des westlichen Mittelmeerraumes. Die Archäologie hat hier gerade in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Und doch reicht die Evidenz nicht aus, um die geographische Pionierarbeit der Phönizier im Einzelnen zu rekonstruieren. Das gilt zum Beispiel für die Balearen und Marokko. Unbestritten aber bleibt der enorme Beitrag, den die rührigen Händler aus den Städten der Levante vor nun gut 3000 Jahren leisteten, um das Mittelmeer zu einer globalen kulturellen Einheit werden zu lassen. Dass sie hauptsächlich deswegen unterwegs waren, um gute Geschäfte zu machen, kann dieses Verdienst nicht im Mindesten schmälern.

Die „Große Kolonisation“ Die Griechen im westlichen Mittelmeerraum

In der Antike nannte man Süditalien mit den Landschaften Kampanien, Apulien und Kalabrien das „Große Griechenland“ (*Megále Hellás* im Griechischen, *Magna Graecia* im Lateinischen). Der Erfinder dieser Bezeichnung ist nicht bekannt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gehörte er aber zu den vielen griechischen Siedlern in Italien, die so stolz auf die Fruchtbarkeit der Region, das günstige Klima, die Vielzahl der Städte, die grandiosen Tempelanlagen und auch auf die vielen hier tätigen Künstler und Gelehrten waren, dass sie ihre neue Heimat für größer und bedeutender hielten als das alte Hellas. Und nicht viel zurückhaltender dürfte die Selbsteinschätzung jener Griechen ausgefallen sein, die in anderen Teilen des westlichen Mittelmeerraumes neue Wohnsitze gefunden hatten – auf der Insel

Sizilien vor allem, aber auch in Südfrankreich, wo Griechen um 600 v. Chr. Massilia, das heutige Marseille, gründeten, oder in Spanien, wo sich Griechen beispielsweise in Emporion, dem heutigen Ampurias, festsetzten. Die Fahrten der Griechen Richtung Westen sorgten nicht allein dafür, dass der griechisch geprägte Kulturraum erheblich umfangreicher wurde. Es erschlossen sich den Hellenen auch im geographischen Sinn ganz neue Welten.

Über die Gründung von Massilia liegt bei dem antiken Autor Iustin (43,3) ein ausführlicher Bericht vor, der zwar viele legendäre Züge aufweist, aber in der Substanz einen instruktiven Einblick in die Bedingungen der Kolonisation und deren geographisch-topographische Implikationen erlaubt. Dies gilt insbesondere für die Kernaussagen über den Verlauf der Fahrt, die die Siedler aus dem kleinasiatischen Phokaia Richtung Westen unternahmen: „Sie fuhren (von Italien kommend) mit ihren Schiffen in die tiefste Meeresbucht Galliens ein, gründeten dort Massilia im Gebiet zwischen den Ligurern und den noch wilden Stämmen der Gallier und vollbrachten dort ... große Taten.“ Im selben Kontext ist auch von weiteren, bis zur Straße von Gibraltar ausgreifenden Unternehmungen die Rede: „Sie wagten es auch, bis an die äußerste Küste des Ozeans vorzudringen, und sie gelangten zum Gallischen Meerbusen und zur Mündung der Rhône.“

Die sich häufig einstellende Freude über eine neue Heimat in der Fremde kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten Griechen durchaus nicht freiwillig nach Westen gezogen waren. Auch in dieser Hinsicht ist der Bericht Iustins über die Gründung von Massilia aufschlussreich. Als Motiv für die Auswanderung der Phokäer nennt der Autor die „Kleinheit und Kargheit ihres Ackerbodens“. In der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. war das griechische Mutterland in eine schwere, langwierige Krise geraten. Ein rapider Anstieg der Bevölkerung sorgte damals in vielen Städten für erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten. Gleichzeitig erlebten die Bauern auf dem Lande eine harte Zeit. So kam es immer wieder zu politischen und sozialen Unruhen. Für viele Menschen blieb nur der Ausweg, die Heimat zu verlassen und sich nach neuen Siedlungsplätzen umzuschauen. Aber wohin sollten sie gehen? In der unmittelbaren Nachbarschaft waren die besten Plätze schon besetzt, nachdem bereits über 200 Jahre vorher Griechen die kleinasiatische Ägäisküste besiedelt hatten. Manche zog es daher an die Dardanellen und an den Bosphorus, wo sie die nachmals so berühmte Stadt Byzanz gründeten, oder noch weiter an die Küsten des Schwarzen Meeres. Doch längst hatte man auch schon mehr oder minder klare Kenntnisse von den Gebieten im Westen des Mittelmeerraumes. Seefahrer und Händler berichte-

ten von fruchtbaren Küsten und günstigen Häfen, widerstanden dabei nicht der Versuchung, manche abenteuerlichen Geschichten zu erfinden, die den fernen Westen für die Griechen aber nur noch interessanter machten. Homers Erzählungen in der *Odysee* reflektieren solche frühen maritimen Erfahrungen der Griechen in den westmediterranen Regionen. Bis heute fehlt es nicht an durchaus seriösen Versuchen, die Irrfahrten des Odysseus genau zu lokalisieren und beispielsweise die Geschichte von Skylla und Charybdis in der Meerenge von Messina anzusetzen. Allerdings beweist die Menge der sich im Angebot befindlichen Theorien, dass hier noch viel Arbeit zu leisten ist.

Man hat sich daran gewöhnt, diese Auswanderungswelle in Richtung Westen, die immerhin gut 200 Jahre, also bis etwa zur Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., andauerte, als die „Große griechische Kolonisation“ zu bezeichnen. Jedoch ist es empfehlenswert, sich dabei von den modernen Implikationen des Begriffs „Kolonie“ zu lösen. Hinter der griechischen „Kolonisation“ stand keine zentrale, steuernde Organisation und Konzeption, und es fehlte hier auch an der aus der Neuzeit bekannten imperialen Zielsetzung. Es handelte sich um Einzelaktionen griechischer Städte, indem sich in den meisten Fällen nicht mehr als 200 unverheiratete, jüngere Männer unter der Führung eines Adligen zusammentaten, ein Schiff ausrüsteten und in die Ferne segelten, um den wirtschaftlichen Zwängen und politischen Turbulenzen der Heimat zu entkommen, in der Fremde ihr Glück zu suchen und eine neue Existenz aufzubauen.

Die Reise war zwar keine Fahrt ins Blaue, doch mehr als eine ungefähre Vorstellung von dem Platz, an dem man sich niederlassen wollte, hatten die Auswanderer nicht. Immerhin gab es einige unabdingbare Vorgaben. Es musste ein natürlicher, geschützter Hafen vorhanden sein, um Handel zu ermöglichen und die Verbindung zum Mutterland zu gewährleisten. Außerdem brauchte man fruchtbaren Boden, um Landwirtschaft betreiben zu können. Und schließlich war man darauf bedacht, nicht mit der bereits ansässigen Bevölkerung in Konflikt zu geraten. Auch aus diesem Grund blieb man bevorzugt an der Küste und siedelte nach Möglichkeit nicht im Binnenland.

Hatte man einen geeigneten Platz gefunden, ging es ganz elementar darum, zunächst einmal eine bewohnbare und lebensfähige Siedlung aufzubauen. Welche Prioritäten man dabei setzte, hat Homer in der *Odysee* (6,8–10) prägnant zusammengefasst, wenn er beschreibt, wie der König des Volkes der Phaiaken eine Stadt gründete: „Er zog eine Mauer um die Stadt und baute Häuser und schuf Tempel der Götter und verteilte die Äcker.“

Der Tempelbau war alles andere als eine bloße Formalität. Die Religion war für die Kolonisten ein wichtiger Faktor der Identität, und in der Regel brachte man den Kult auch aus der Heimat mit. Überhaupt pflegten die Siedler, obwohl die neuen Gründungen politisch autonom waren, enge persönliche und soziale Beziehungen zu den Mutterstädten, die sie hatten verlassen müssen.

Mit der von Homer erwähnten Verteilung der Äcker wurden die wirtschaftlichen Grundlagen der Kolonie gelegt. Um nicht gleich wieder eben jene sozialen Ungerechtigkeiten hervorzurufen, deretwegen man Griechenland den Rücken gekehrt hatte, war man um eine möglichst gerechte Parzellierung der Grundstücke bemüht. So wurde das zur landwirtschaftlichen Nutzung vorgesehene Land zu gleichen Teilen an die Siedler verlost. Dadurch verfügten diese über ein beachtliches Startkapital, wenn sie nicht gerade so unvernünftig waren wie ein gewisser Aithiops aus Korinth, von dem der Dichter Archilochos berichtet, er habe auf der Überfahrt nach Syrakus sein Landlos für einen Honigkuchen verkauft. Ganz automatisch entstand aus der gleichmäßigen Verteilung der Güter ein sehr exakter und regelmäßiger Stadtplan. Ausgrabungen in Megara Hyblaia auf Sizilien oder in Metapont in Italien (am Golf von Tarent) wiesen ein System paralleler Straßen nach, das Grundstücke für die einzelnen Häuser samt Gärten einteilte. Somit waren die Griechen im Kolonialgebiet die Begründer jener rechtwinkligen Stadtanlage, die später von dem berühmten Architekten Hippodamos aus Milet perfektioniert und von den Römern bei ihren Städtegründungen imitiert worden ist. Die paritätische Behandlung der Siedler konnte allerdings nur in den ersten Einwanderergenerationen gewährleistet werden. Viele der Siedlungen blühten rasch auf und zogen weitere Auswanderer an, die sich dann mit kleineren Gütern an der Peripherie der Städte begnügen mussten. Die Nachkommen der Erstsiedler mit ihren großen Besitztümern bildeten daher eine auch politisch führende Aristokratie. In Syrakus auf Sizilien waren dies die *gamoroi*, was so viel heißt wie „die sich das Land aufgeteilt haben“.

Seit langem beschäftigt diejenigen Forscher, die sich mit den griechischen Kolonien befassen, die Frage: Was war mit den Frauen? Unmittelbar einsichtig ist, dass eine Siedlung, die nur aus 200 Männern besteht, auf Dauer nicht lebensfähig bleiben kann. Kamen also die Frauen aus Griechenland nach, wenn sich das Leben in den neuen Städten einigermaßen stabilisiert hatte? Oder haben sich die Kolonisten mit einheimischen Frauen verheiratet? Die Lösung der Frage ist nach wie vor offen, wenn auch die Tendenz zu der zwei-

ten Annahme geht. In der erwähnten Erzählung Iustins über die Gründung von Massilia nimmt der Anführer der Kolonisten die Tochter eines einheimischen Fürsten zur Frau. Ansonsten freilich haben die kolonialen Griechen weitgehend in ihrer eigenen Welt gelebt und blieben lieber unter sich. Sie haben erst gar nicht den Versuch unternommen, sich mit der nichtgriechischen Kultur auseinanderzusetzen. Im Gegenteil ist zu beobachten, dass die Einheimischen in der Mehrzahl bestrebt gewesen sind, an der ja auch durchaus attraktiven Kultur der Zuwanderer Anteil zu nehmen, sie also griechisch zu sprechen bemüht gewesen sind und sie auch religiöse und andere Praktiken übernahmen. Eher die Ausnahme bildeten gegen die Griechenstädte gerichtete Aktionen, wie sie etwa von den einheimischen Sikulern auf Sizilien bekannt sind. Die neue Welt war also ganz und gar eine griechisch geprägte Welt.

Die Geschichte des „großen Griechenlands“ begann um 770 v. Chr. mit der Gründung von Pithekussai auf der Insel Ischia. Diese früheste griechische Kolonie im Westen wurde allerdings später wegen der Gefahr von Erdbeben und Vulkanausbrüchen wieder aufgegeben. Kurz darauf gründeten Griechen aus Chalkis und Eretria mit Kyme die erste Siedlung auf dem italienischen Festland. Noch im 8. Jahrhundert v. Chr. folgten, als Gründungen achäischer Griechen, Sybaris und Kroton am Golf von Tarent, im 7. Jahrhundert v. Chr. dann Metapont und um 600 v. Chr. Poseidonia (Paestum) am Golf von Salerno. Poseidonia, wegen seiner imposanten archäologischen Monumente heute eine der berühmtesten Ausgrabungsstätten in Süditalien, war im Übrigen von Sybaris aus gegründet worden. Dieser Umstand dokumentiert die in der griechischen Kolonialgeschichte typische Praxis, dass die neu entstandenen Städte ihrerseits als Gründer von Kolonien in Erscheinung getreten sind. So ist auch die heutige Großstadt Neapel als koloniale Filiale entstanden, als um 680 v. Chr. Kyme und Syrakus in einer Gemeinschaftsaktion diese Siedlung am Vesuv installierten und ihr den sachlich zutreffenden, allerdings wenig einfallsreichen Namen *Neapolis* (= „neue Stadt“) gaben. Tarent, das antike Taras, nimmt in der *Magna Graecia* insofern eine Sonderrolle ein, als es die einzige von den Spartanern vorgenommene Gründung gewesen ist (706 v. Chr.). Offenbar wollten die Spartaner die sozialen Probleme, die durch die erbitterten Auseinandersetzungen mit den Heloten entstanden waren, in das Kolonialgebiet exportieren. Der Gründungslegende nach, über die jede der neuen Städte verfügte, bestanden die ersten Kolonisten aus den Kindern illegitimer Verbindungen spartanischer Frauen mit Heloten.

Die griechische Besiedlung Siziliens begann 735 v. Chr., als Griechen aus Euboia und Naxos die Kolonie Naxos im Osten der Insel gründeten. Auch Leontinoi und Katane, das heutige Catania, gingen auf die Initiative von Euboia zurück. Im Südosten legten Siedler aus Korinth 734 v. Chr. mit Syrakus die, aufs Ganze gesehen, wohl wichtigste griechische Siedlung auf Sizilien an. Unter ihren Tyrannen Dionysios I. und Dionysios II. wurde die Stadt später zum dominanten politischen Machtfaktor, was die Herrscher auch durch entsprechenden kulturellen Glanz zu dokumentieren verstanden. Im 4. Jahrhundert v. Chr. unternahm hier der griechische Philosoph Platon den vergeblichen Versuch, seine Vorstellungen vom idealen Staat in die Praxis umzusetzen. Später beherbergte die Stadt den großen Ingenieur und Mathematiker Archimedes, der im 2. Punischen Krieg die Römer mit seinen Abwehrwaffen fast zur Verzweiflung brachte und dennoch die letztendliche Kapitulation seiner Heimatstadt (212 v. Chr.) nicht verhindern konnte.

Wie in Italien, so haben die neuen griechischen Städte auch auf Sizilien sogenannte Subkolonien eingerichtet und damit die Insel immer besser kennen gelernt. Auf diese Weise entstanden im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. einige der renommiertesten Städte des antiken Sizilien. Kolonisten aus Megara Hyblaia (gegründet 728 v. Chr. von Siedlern aus dem griechischen Megara) legten weit im Osten der Insel die Stadt Selinus (Selinunt) an, bis heute berühmt durch die acht monumentalen dorischen Tempel. Gela, seinerseits eine gemeinsame Gründung von Rhodos und Kreta (690 v. Chr.), schickte um 580 v. Chr. einige seiner Bürger an die Südwestküste Siziliens, wo sie die Stadt Akragas (lateinisch Agrigentum, heute Agrigento) anlegten und wo später, im 5. Jahrhundert v. Chr., ebenfalls sehr imposante Tempelbauten entstanden.

Als Ergebnis der Großen Kolonisation mitsamt ihres Potentials an geographischer Exploration waren die Küsten Unteritaliens und Siziliens in der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. von einem Kranz griechischer Städte umgeben. Von dem Philosophen Platon stammt der absolut treffende Vergleich, die Griechen säßen um das Meer (und er meinte damit das Mittelmeer und das Schwarze Meer) wie die Frösche um den Teich. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Griechenstädten waren allerdings nicht von Harmonie geprägt. Immer wieder entluden sich Eifersüchteleien und Rivalitäten auch in kriegerischen Auseinandersetzungen. In Unteritalien bestand eine traditionelle Gegnerschaft zwischen Lokroi und Kroton, und 510 v. Chr. wurde Kroton sogar vom benachbarten Sybaris zerstört. Nicht zuletzt aus Prestige-Gründen wetteiferten die Griechenstädte untereinander um die schönsten

Stadtanlagen und die prächtigsten Bauten. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass man in Süditalien und Sizilien noch heute Meisterwerke der Architektur bewundern kann.

Gravierender als solche lokalen Konflikte waren allerdings die Auseinandersetzungen mit den damaligen Großmächten im westmediterranen Raum, denen die wirtschaftlichen Ambitionen der aufstrebenden Griechenzstädte ein Dorn im Auge waren. Auf Sizilien kollidierten die Interessen der Griechen mit denen der phönizischen Karthager, die den Westen der Insel kontrollierten. In Italien bestand eine Konkurrenz zu den geschäftstüchtigen Etruskern. Einmal, um 535 v. Chr., taten sich Karthager und Etrusker zusammen und besiegten die griechischen Phokäer in einer Seeschlacht bei Korsika.

Nicht die geringste geschichtliche Wirkung der Großen Kolonisation besteht darin, dass durch sie der Westen Europas mit griechischer Kultur und Zivilisation bekannt gemacht worden ist. Die Ausstrahlung dieser Kultur war so groß, dass man sich ihr nicht entziehen konnte. Das gilt sogar für die Römer, die im 3. Jahrhundert v. Chr. die Herrschaft über die *Magna Graecia* und Sizilien übernahmen. Zwar fiel es den von imperialem Selbstbewusstsein erfüllten Römern immer schwer zuzugeben, dass auch sie von fremden Völkern etwas gelernt haben. Doch eine nüchterne historische Bilanz kommt zu einem anderen Ergebnis. Über die Vermittlung der Etrusker lernten die Römer das griechische Alphabet kennen. Sie übernahmen von den Griechen in Süditalien und Sizilien die Vorstellungen von den Göttern und die Bauweise der Tempel. Und über das Kolonisationsgebiet gelangte die Philosophie der Griechen in den Westen. Dafür steht beispielsweise der Name des Pythagoras, jenes Philosophen und Mathematikers, der im 6. Jahrhundert v. Chr. in Kroton eine überaus einflussreiche Schule gründete. Und große Meriten erwarb sich auch der aus Akragas stammende Philosoph Empedokles (495–435 v. Chr.), dessen von einigen antiken Quellen behaupteter Tod durch Sturz in den Krater des Aetna eher in den Bereich der Fabel zu verweisen ist.

So bleibt das Erbe der Griechen in Süditalien und auf Sizilien lebendig, auch wenn sich die politische Landschaft im Laufe der Jahrhunderte erheblich gewandelt hat. Seit der Präsenz der landsuchenden Griechen ist es jedoch eine Konstante der Geschichte geblieben, dass das ehemalige „große Griechenland“ einen Anziehungspunkt für fremde Mächte bildete, die alle wiederum ihre charakteristischen Spuren hinterließen, seien es die Römer, die Byzantiner, die Araber, die Normannen oder die Staufer. Anders als ihre

griechischen Protagonisten hatten es diese Völker und Dynastien jedoch wesentlich leichter, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden. Dafür hatten schon die Griechen mit ihrer geographischen Pionierarbeit gesorgt.

Anabasis Der „Zug der Zehntausend“ vom Tigris zum Schwarzen Meer

Zu Beginn des Jahres 400 v. Chr. kehrten etwa 8600 griechische Söldner von einer längeren, höchst ungewöhnlichen Reise zurück. Weil einer der Teilnehmer darüber einen ausführlichen Bericht verfasst hat, gehört dieses Unternehmen zu den bekanntesten Expeditionen der Antike. Die beteiligten Griechen nahmen die Erfahrung mit, dass sie in der Lage waren, in Asien Krieg zu führen und dabei auch gegen die hoch gelobten Truppen des persischen Großkönigs bestehen zu können. Aber auch vom geographischen Standpunkt her bedeutete die Reise der griechischen Söldner einen Meilenstein. Denn jetzt lernten die Griechen Gebiete kennen, die ihnen bis dahin weitgehend verschlossen geblieben waren. Durch den legendären „Zug der Zehntausend“ gewannen die Griechen erhebliche Kenntnisse in Bezug auf die Landschaften zwischen Mesopotamien und dem Schwarzen Meer.

Breit dokumentiert ist dieser Zug in der *Anabasis* des griechischen Historikers Xenophon, der von etwa 430 bis 354 v. Chr. lebte. „Anabasis“ (eigentlich „das Hinaufsteigen“) ist ein Terminus technicus der griechischen Militärsprache und bezeichnete speziell einen Marsch ins Landesinnere. 401 v. Chr., nur wenige Jahre nach dem Peloponnesischen Krieg, der die beteiligten Großmächte Athen und Sparta in ihrer politischen, militärischen und demographischen Substanz erheblich geschwächt hatte, schloss sich der Athener Xenophon einer Söldnertruppe an. Angeworben hatte sie der persische Adlige Kyros, der mit seinem Bruder Artaxerxes um den Thron im Reich der Achämeniden stritt. Nach dem Peloponnesischen Krieg war es kein schwieriges Unterfangen, in Griechenland genügend Freiwillige zu finden. Mehr als 13000 Griechen wurden schließlich rekrutiert, die man später zu den „Zehntausend“ stilisierte. Anfangs waren sie der Ansicht, man benötigte sie für eine militärische Operation gegen die Pisidier, ein raues Bergvolk an den Ausläufern des kleinasiatischen Taurosgebirges. Diese unter Kontrolle zu halten, gehörte zu den Aufgaben des Kyros, den sein Bruder, der nach dem Tod des Vaters zum König von Persien avancierte Artaxerxes, mit der Verwaltung Klein-

asiens beauftragt hatte. Doch bald mussten die Griechen erkennen, dass Kyros sie für den Kampf um die Herrschaft im Perserreich benötigte. Diese Einsicht musste ihnen zwangsläufig kommen, als Kyros sie an Pisidien vorbei durch die Kilikische Pforte, einen engen Pass im Taurosgebirge, führte und man schließlich die Stadt Tarsos im Südwesten Kleinasiens erreichte. Die Zielrichtung war nun klar: Kyros zog es in die persischen Zentralgebiete, dort, wo sein Bruder Artaxerxes residierte. Eine als lokal deklarierte Aktion entwickelte sich zu einer regelrechten *Anabasis*. Bei den Griechen rief diese Erkenntnis große Bestürzung hervor. Auf einen Feldzug gegen die Armeen des Großkönigs waren sie nicht eingestellt. Und außerdem scheute man die mutmaßlich weite Strecke nach Mesopotamien und vielleicht noch weiter in die iranischen Zentralgebiete. Nichts lag den Söldnern damals ferner als der Wunsch, als Pioniere der Erkundung des fernen Asiens in die Entdeckungsgeschichte einzugehen.

Artaxerxes aber war inzwischen über die Aktivitäten des Bruders informiert worden. Der regimetreue Satrap Tissaphernes hatte ihm von einer „riesigen Streitmacht“ berichtet, die auf dem Vormarsch nach Osten war. Der König alarmierte seine Truppen und positionierte sich zum Empfang des lästigen Rivalen in Mesopotamien. Kyros motivierte seine widerwillige Truppe durch das Versprechen einer höheren Soldzahlung. Also zog man weiter, kam an Issos vorbei, wo später Alexander der Große eine seiner berühmtesten Schlachten schlug, und erreichte den Ort Myriandros am Golf von Iskenderun. Die nächste Station war Thapsakos am Euphrat, ein viel benutzter Übergang über den Strom. Jetzt lag Mesopotamien, der heutige Irak, vor Kyros und seinen widerstrebenden griechischen Helfern. Nach einem langen, beschwerlichen Marsch am linken Ufer des Euphrat entlang stand die Truppe vor Babylon, der alten und ruhmreichen Metropole in Mesopotamien. Bei dem antiken Ort Kunaxa, in der Nähe des heutigen Falludscha, kam es zur entscheidenden Schlacht zwischen den Heeren der feindlichen Brüder. Zum Schrecken der Griechen kam ihr Anführer und Geldgeber Kyros bei dieser Auseinandersetzung ums Leben.

Die Situation war alles andere als angenehm. Inmitten eines feindlichen, unbekanntem Territoriums war man ganz dem Wohlwollen des siegreichen Großkönigs Artaxerxes ausgeliefert. Immerhin konnten die Griechen mit dem Monarchen die Zusage des freien Abzuges aushandeln. Und der Satrap Tissaphernes machte den Söldnern, die nun bereits einen Weg von 2000 Kilometern hinter sich hatten, das Angebot, ihnen den Weg in die Heimat zu zeigen. Nicht sehr zuversichtlich schlossen sie sich dem persischen Fremden-

führer an. Er geleitete sie an den Tigris, man überquerte den Strom und marschierte an seinem linken Ufer entlang. Das Misstrauen gegenüber dem Satrapen war allerdings nur zu berechtigt. Denn als sich die Gelegenheit ergab, nahm er fünf Anführer der Griechen gefangen. Sie wurden später auf Anordnung des Großkönigs hingerichtet.

Den Griechen blieb nun keine andere Wahl, als sich selbst einen Weg in Richtung Heimat zu suchen. Xenophon hat den legendären Marsch in den Büchern 3 bis 7 seiner *Anabasis* dokumentiert. Um eine geeignete Route zu finden, holte man den Rat von ortskundigen Gefangenen ein, die man mit sich führte. Sie gaben, wie Xenophon berichtet, den Söldnern einen Einblick in die Geographie und die Ethnographie der Region: „Diese sagten, nach Süden führe der Weg nach Babylon und Medien, von wo sie gekommen seien. Im Osten führe der Weg nach Susa und Ekbatana, wo der Großkönig den Sommer verbringe. Jenseits des Flusses in Richtung Westen führe der Weg nach Lydien und Ionien. Der Weg durch das Gebirge und gen Norden bringe sie zu den Karduchen.“ Von diesem Bergvolk, vermutlich einem Vorläufer der heutigen Kurden, hatten die Griechen noch nie etwas gehört. Doch die Gefangenen schlossen auch diese Informationslücke und verbanden damit eine eindringliche Warnung: „Die Karduchen, sagten sie, wohnten oben in den Bergen, sie seien kriegerisch und keine Untertanen des Großkönigs. Ein königliches Heer von 120 000 Mann sei einmal in ihr Gebiet eingedrungen, wegen des gefährlichen Geländes sei aber keiner von ihnen zurückgekehrt.“ Das hörte sich nicht verheißungsvoll an. Und doch beschlossen die Söldner, den Weg nach Norden zu nehmen. Denn von den Bergen Kurdistans würden sie nach Armenien und von dort schließlich zur Südostecke des Schwarzen Meeres gelangen.

Im September 401 v. Chr. begann die schwierigste Phase des „Zuges der Zehntausend“. Auch wenn man argwöhnen muss, dass der Berichtersteller Xenophon die Begleitumstände des Zuges auch im eigenen Interesse gelegentlich stark dramatisiert hat, bleibt unter dem Strich der Eindruck einer höchst heiklen Mission. Schwierig war nicht nur die Orientierung in einem unbekanntem Terrain. Auch Tissaphernes blieb mit seiner Armee ein ständiger Bedrohungsfaktor, indem der Satrap sich zu einem hartnäckigen Verfolger der Griechen entwickelte. Und auch die Bevölkerung in den Gebieten, durch die man zog, war den Söldnertruppen nicht in jedem Fall gewogen.

Zunächst ging die Reise von Süden nach Norden durch den gesamten heutigen Irak. Man zog auf der linken Seite des Tigris, erreichte berühmte Stätten wie die alte Assyrer-Metropole Ninive (Mespila), deren historische

Bedeutung zu würdigen aber in dieser speziellen Situation keinem der Söldner in den Sinn kam. Auch dem etwas weiter östlich gelegenen Gaugamela, wo Alexander der Große später seine letzte Schlacht gegen den Perserkönig schlagen sollte, schenkte man keine weitere Beachtung. Vergeblich versuchte man in der Höhe von Jezireh, den Tigris zu überschreiten. Der Fluss war an dieser Stelle viel zu tief. Also marschierte man direkt in das Bergland von Kurdistan, in der Hoffnung, auf diese Weise nach Armenien und von dort aus nach Westen Richtung Heimat zu gelangen.

Die einzelnen Stationen des Zuges hat der Teilnehmer Xenophon in seiner *Anabasis* so genau festgehalten, dass man die wesentlichen Etappen heute ohne Schwierigkeiten rekonstruieren kann. Mit buchhalterischer Genauigkeit hat Xenophon auch, sofern bekannt, die jeweiligen Entfernungen zwischen den einzelnen Orten und Regionen angegeben. Er bedient sich dabei des persischen Längenmaßes *Parasangen* (eine Parasange entspricht etwa 5,7 Kilometern), das auch bereits von Herodot zur Kennzeichnung von Distanzen im persischen Reich Verwendung gefunden hatte. Das ist ein deutliches Zeichen dafür, dass sich sowohl Herodot als auch Xenophon dabei auf amtliche Messungen beriefen, die von den Achämeniden im ganzen Reich, vor allem aus Gründen der Steuererhebung, vorgenommen worden waren. Gleichzeitig versäumt es Xenophon nicht, auch auf das häufig beachtliche Tempo hinzuweisen, mit dem die Heimkehrer diese Strecken absolvierten („Von da an marschierten sie in das Gebiet der Taochen, in fünf Tagen 30 Parasangen weit“). Mit diesen präzisen und auch beeindruckenden Angaben wollte der Historiker sicher auf die außergewöhnlichen Leistungen hinweisen, die von den Söldnern während ihres Gewaltmarsches vollbracht wurden. Zugleich aber wurde auch dem interessierten Publikum in Griechenland zumindest literarisch eine Welt präsentiert, über die bis dahin nur unzureichende Informationen vorlagen. Insofern hat der „Zug der Zehntausend“ die abendländischen Kenntnisse über Mesopotamien und Armenien in nicht zu unterschätzender Weise erweitert.

Will man Xenophon Glauben schenken, so sahen sich die griechischen Söldner in den frühwinterlichen Bergen Kurdistans permanenter Attacken von Seiten der Karduchen ausgesetzt. Doch fanden sich immer wieder Angehörige einheimischer Stämme, die sich dazu bereit erklärten, den Fremden die Route durch das unwegsame Gelände zu weisen. Den Unbilden der Witterung konnte man aber nicht entkommen. In den Bergen wurden die Griechen von Schnee und Eis geplagt, und wenn sich dies auch nur annähernd so fatal ausgewirkt hat, wie es Xenophon glauben machen will, so war die Tour

durch Kurdistan eine schwere Herausforderung für Psyche und Physis der Beteiligten. Viele Söldner kamen dabei ums Leben. Der „Zug der Zehntausend“, der als ein Zug von etwa 13000 Menschen begonnen hatte, wurde im Verlauf des Unternehmens auf einen Zug von 8600 reduziert.

Letztlich aber waren alle Bemühungen von Erfolg gekrönt. Man passierte, wiederum unter schwierigen Bedingungen, das Hochland von Armenien und erreichte dann, nachdem man zwischenzeitlich vom richtigen Weg abgekommen war, die Stadt Gymnias am linken Ufer des Flusses Harpasos, dem heutigen Coruh Nehri. Hier hatten die Griechen das Glück, wieder einen kundigen Führer zu finden, der ihnen erfreuliche Versprechungen machte: „Bei seiner Ankunft sagte er, er werde sie innerhalb von fünf Tagen an eine Stelle führen, von der aus sie das Meer sehen könnten.“ Das Stichwort „Meer“ beflügelte den Mut der Griechen ungemein. Endlich sollten sie also das Ziel, das Schwarze Meer, erreichen. Der Führer hielt Wort. Fünf Tage später stand die Karawane auf dem Berg Theches, dem heutigen Zigana Dagh, in einer Höhe von über 2000 Metern. Dramaturgisch geschickt hat Xenophon die berühmte Szene geschildert, wie die Griechen tatsächlich in der Ferne das Meer erblickten und den legendären Ruf *Thalatta* (das Meer) ausstießen. 6000 Kilometer waren nun zurückgelegt worden. Im Februar 400 v. Chr. konnte sich die Kolonne endlich wieder in heimatlichen Gefilden wähen, als man die an der Südostecke des Schwarzen Meeres gelegene griechische Stadt Trapezunt (das heutige Trabzon) erreichte. Noch war der Marsch nicht zu Ende. Denn das nächste Ziel musste die Stadt Byzantion sein, wo sich die 8600 Söldner zu trennen gedachten. Aber auch diese letzte Etappe entlang der Südküste des Schwarzen Meeres wurde schließlich bewältigt. Die antike Entdeckungsgeschichte war um ein wichtiges Kapitel reicher geworden.

Alexander der Große am Ende der Welt

Die „Zehntausend“ waren froh gewesen, ihr orientalisches Abenteuer mit dem Rückzug zum Schwarzen Meer am Ende halbwegs glücklich überstanden zu haben. 66 Jahre später war es ein ehrgeiziger makedonischer König, der gleichsam alle Horizonte sprengte und mit seinem Heer bis nach Indien kam. Der Feldzug Alexanders des Großen war ein Unternehmen der Superlative. Niemals zuvor hatte ein einzelner Herrscher in solch jungen Jahren und in solch kurzer Zeit ein größeres Imperium erobert als der König der Make-

donen. Und keine einzelne Persönlichkeit hat bis dahin den geographischen Horizont der Zeitgenossen in vergleichbaren Dimensionen erweitert. In kaum mehr als zehn Jahren eroberte Alexander mit seinen makedonischen und griechischen Truppen das gesamte Territorium der persischen Großkönige aus der Familie der Achämeniden. Er begann den Feldzug im Mai 334 v. Chr. im Alter von 22 Jahren, und als er im Juni 323 v. Chr. fern der Heimat in Babylon einer schweren Krankheit erlag, war er nicht einmal 33 Jahre alt. Nach modernen geographischen und politischen Kategorien gehörten zu Alexanders Reich neben seinen Heimatregionen Griechenland und Makedonien die Türkei, Syrien, der Libanon, Israel, Ägypten, Armenien, Irak, Iran, Afghanistan, Pakistan und Westindien. 323 v. Chr. war der Indus die Ostgrenze der von Alexander eroberten Gebiete.

Allerdings hatte Alexander nicht von Anfang an einen ausgearbeiteten Masterplan zur Eroberung des Orients „in der Schublade“. Das Projekt „Welteroberung“ begann als lokal begrenztes Unternehmen. Zunächst ging es lediglich um eine militärische Aktion im westlichen Kleinasien. Diese Aufgabe hatte Alexander von seinem Vater, dem Makedonenkönig Philipp II., geerbt. Philipp hatte in den Jahren zuvor die Griechen unterworfen und deren Widerwillen gegen die makedonische Hegemonie wenigstens partiell mit dem Versprechen zu lockern vermocht, die Griechenstädte an der kleinasiatischen Westküste von der Herrschaft der Perser zu befreien. Außerdem verbreitete der kluge Monarch die bei den Griechen sehr willkommene Parole von der Rache für den Feldzug, den gut 150 Jahre zuvor der persische König Xerxes unternommen hatte. Nachdem Philipp ermordet worden war, machte sich Alexander an die Umsetzung dieses Vorhabens. Mit knapp 40 000 Fußsoldaten und Reitern überquerte er die Dardanellen, besiegte am Fluss Granikos die Armee des persischen Satrapen und vertrieb im weiteren Verlauf, ganz nach Plan, die Besatzungen der Perser aus den griechischen Küstenstädten.

Streng genommen hätte Alexander jetzt, im Herbst 334 v. Chr., wieder nach Hause zurückkehren können, denn der eigentliche Auftrag war ausgeführt. Doch der König hatte noch mehr vor, entfernte sich von der Südküste Kleinasiens und zog Richtung Norden, ins Landesinnere, weiter. In Gordion, der traditionsreichen Residenzstadt der phrygischen Herrscher, löste er den berühmten Knoten an der Deichsel eines königlichen Wagens und wurde damit zum Hoffnungsträger einer geographisch nicht unproblematischen Prophezeiung. Es existierte nämlich ein Orakelspruch, wonach demjenigen, der den Gordischen Knoten löse, die Herrschaft über „Asien“ zufallen werde.



Alexanderzug (Peter Palm, Berlin).

Dieser Spruch hat Alexander allerdings noch nicht dazu veranlasst, bereits zu diesem Zeitpunkt über einen Zug bis in den Fernen Osten nachzudenken. Denn mit „Asien“ meinte das Orakel nicht etwa den ganzen Kontinent. Dieser dürfte in seiner ganzen Ausdehnung den Bewohnern der Landschaft Phrygien kaum bekannt gewesen sein. Vielmehr bedeutete „Asien“ in diesem Zusammenhang wohl nur das mittlere Anatolien.

Im November 333 v. Chr. fand bei Issos in Nordsyrien, am heutigen Golf von Iskenderun, eine der berühmtesten Schlachten Alexanders des Großen statt. Hier besiegte der König die Armee seines Kontrahenten, des persischen Großkönigs Dareios III. Issos stellte für Alexander die große Wende in seinen Planungen dar. Der Erfolg beflügelte ihn zu dem kühnen Plan, nun auf Ganze zu gehen und die Unterwerfung des gesamten Perserreiches, jedenfalls bis zu den Residenzen in Susa und Persepolis, ins Auge zu fassen. Das bedeutete aber, den Blick sehr weit nach Osten, in die iranischen Zentralgebiete, zu

richten und sich mit Regionen zu beschäftigen, die an der Peripherie des geographischen Horizontes der Griechen lagen.

War Alexander für dieses Abenteuer gewappnet? Zweifellos waren die Territorien, die unter der Herrschaft des persischen Großkönigs standen, für die Invasoren aus dem Westen keine völlig unbekannte Größe. Nachdem die Perser zu Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. den vergeblichen Versuch unternommen hatten, ihren Machtbereich über die Ägäis hinweg nach Griechenland auszudehnen, waren das vordere und das mittlere Asien zum Gegenstand vor allem gelehrten Interesses geworden. Zudem gab es genug iran-kundige Händler, Diplomaten oder Fachleute wie die am persischen Hof gern gesehene griechischen Ärzte, die den Westen mit Informationen über den Osten versorgt hatten. Und zu guter Letzt konnte sich Alexander bei seinem Vormarsch in die Weiten des Orients auf die perfekte Infrastruktur des Reiches der Achämeniden verlassen. Denn die Großkönige hatten seit dem legendären Kyros emsig daran gearbeitet, ihr Territorium mit einem gut ausgebauten Netz von Straßen zu versehen. Die berühmteste Verbindung, die „Königstraße“, reichte von Susa bis nach Sardes im westlichen Anatolien. „Überall“, so hatte der Historiker Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. notiert (5,52), „auf dem Weg gibt es königliche Raststätten und hervorragende Unterkünfte. Die Straße führt überall durch bewohntes, sicheres Land.“ Insgesamt 13 000 Kilometer Straßenstrecke standen Alexander zur Verfügung, als er den Feldzug zur Befreiung der kleinasiatischen Griechen zu einer Expedition mit dem Ziel der Unterwerfung der Achämeniden ausweitete.

Nach der Schlacht von Issos machte Alexander zunächst jedoch einen Abstecher nach Ägypten. Auch hier hatte er keine großen Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden. Das ruhmreiche Land am Nil zählte damals schon lange zu den bevorzugten Reisezielen von Griechen. Im ehemaligen Reich der Pharaonen gründete der Makedone die Stadt Alexandria, die später zu einer der großen Weltmetropolen der Antike zählen sollte. Und er machte sich mit seinen Soldaten auf den beschwerlichen Weg durch die Wüste, um der Oase Siwa einen Besuch abzustatten. Im dortigen Heiligtum des Zeus Ammon sollen ihm die Priester offenbart haben, dass er der Sohn des Gottes sei.

Diese wichtige Mitteilung konnte Alexander freilich nicht zum Bleiben bewegen. Vielmehr zog er im April 331 v. Chr. über Phönizien und Syrien entschlossen ins Herz des Reiches der Achämeniden. Bei Gaugamela am Tigris stellte sich ihm König Dareios III. ein letztes Mal entgegen. Wieder konnte Alexander die Schlacht für sich entscheiden, der persische Herrscher ergriff die Flucht. Nacheinander suchte Alexander im Jahre 330 v. Chr. die Residenz-

städte Babylon, Susa, Persepolis und Ekbatana auf. Dann begann die Expedition ins Unbekannte. Denn nun nahm der unermüdliche Eroberer die unwegsamen Regionen im nordöstlichen Iran ins Visier. Den äußeren Anlass für diese wagemutige Aktion bot ihm die Verfolgung des persischen Thronprätendenten Bessos, der nach der Ermordung des legitimen Monarchen Dareios die Königswürde für sich reklamierte. Unter großen Strapazen kämpfte sich die Armee Alexanders bis zum Hindukusch vor. Hier, in den östlichen Satrapien des persischen Reiches, im heutigen Afghanistan, waren die Bedingungen wesentlich ungünstiger. Erschlossene Wege gab es kaum, Alexander musste sich bei dem weiteren Vormarsch auf die Auskünfte von Einheimischen verlassen.

Zudem wirkte es sich nun nachteilig aus, dass bei den Griechen über diese Regionen keine verlässlichen geographischen Informationen mehr vorlagen. Vom Hindukuschgebirge waren die Vorstellungen mehr als diffus und im Übrigen auch nicht korrekt. Man war damals der Ansicht, dass der Hindukusch, den die Griechen *Paropamisos* nannten, eine Verlängerung des Taurusgebirges und des Kaukasus sei. Demzufolge glaubte man bei dem beschwerlichen Übergang über das verschneite Hochgebirge (man benutzte dabei vermutlich den über 3500 Meter hohen Chawak-Pass) auch die Stelle zu passieren, an der dem Mythos zufolge der frevelhafte Prometheus, an einen Felsen gekettet, die ihm von den Göttern auferlegten Qualen zu erdulden hatte. Nicht recht im Klaren waren sich Alexander und seine Generäle auch darüber, was sie jenseits des Gebirges erwarten würde. Doch war Alexander in diesem Fall gerne bereit, den Worten seines einstigen Lehrers Aristoteles Glauben zu schenken. Der fast allwissende Universalgelehrte hatte die Hoffnung geschürt, dass man von den Gipfeln des Hindukusch, wenn man nach Osten blickte, die Grenze der *Oikumene*, der bewohnten Erde, sehen würde. Dahinter würde sogleich das Weltmeer, der *Okéanos*, beginnen.

Es kann keinen Zweifel daran geben, dass Alexander, je länger der Feldzug dauerte, nicht nur von rein imperialistischen Motiven geleitet wurde. Sein Ehrgeiz richtete sich nun mehr und mehr auf das Ziel, die den Griechen bis dahin geläufigen geographischen Dimensionen zu sprengen und neue Horizonte zu erschließen. Die Kritiker in seinem Tross, deren es nicht wenige gab und deren Zahl von Tag zu Tag zunahm, nannten dies Maßlosigkeit. Doch Alexander ließ sich von den Bedenkenträgern nicht beeinflussen. Gute Dienste leisteten ihm bei seiner geographischen Pionierarbeit die Bematis-ten. Diese „Schrittzähler“ hatten die geodätisch verantwortungsvolle Aufgabe, die zurückgelegten Strecken zu vermessen und sauberlich aufzuzeichnen.

Der Einsatz dieser Gruppe verdeutlicht, dass sich Alexander eben nicht nur als Eroberer, sondern auch als Forscher verstand.

Von seinem Naturell her war Alexander so beschaffen, dass er sich keineswegs entmutigen ließ, als von den Gipfeln des Hindukusch mitnichten das Ende der Welt zu besichtigen war, sondern vielmehr Bergkette auf Bergkette folgte. Ohnehin hatte man sich zunächst, bis 328 v. Chr., der heftigen Gegenwehr einheimischer Stämme in Sogdien und Baktrien zu erwehren. 327 v. Chr. gründete Alexander am Fluss *Iaxartes* (Syr-Darja) eine Stadt, der er den Namen *Alexandria Eschate*, also „das äußerste Alexandria“ gab. Diese Bezeichnung für die nördlichste Städtegründung hatte programmatischen Charakter. Zwar wusste Alexander, dass die *Oikumene* auch jenseits des Iaxartes noch weiter ging. Doch hatte sich auch die Herrschaft der Achämeniden nicht weiter nach Osten erstreckt. Zwar nicht im geographischen, wohl aber im politischen Sinn hatte Alexander eine Grenzregion erreicht.

327 v. Chr. war der Sieg über die Perser perfekt. Nun stand auf der Agenda des neuen Herrschers von Asien, der weit aus dem Westen gekommen war, das Traum- und Wunderland Indien. In diesem Konzept vermischten sich in einer für Alexander charakteristischen Weise rationale und irrationale Elemente. Einerseits nahm der Gedanke, im Osten das Ende der Welt zu erreichen und damit gewissermaßen auch den Anspruch auf die Weltherrschaft zu dokumentieren, immer deutlichere Konturen an. Andererseits hatte Alexander immer auch ein an Schwärmerei grenzendes Faible für Mythos und Abenteuer. Selbstverständlich war ihm Indien geläufig als das Land des Gottes Dionysos, der es, wie sich die Griechen erzählten, mit seinem bunten Gefolge aus Satyrn und Mänaden als Reiseziel ausgewählt hatte. In Indien sollte außerdem Alexanders Vorbild, der Heros Herakles, einige seiner Heldentaten vollbracht haben. Der König kannte aber auch die in Griechenland kursierenden Berichte, die in teilweise phantastischer Weise ein überaus exotisches Bild von Indien gezeichnet hatten. Als wichtiger Informant galt in dieser Beziehung der aus Knidos stammende Ktesias, der einige Jahrzehnte zuvor als Leibarzt des persischen Königs in Persepolis und Susa tätig gewesen war. Er hatte im Westen wahre Wundergeschichten über Indien verbreitet, die so recht nach dem Geschmack Alexanders waren. Insbesondere hatte Ktesias das Bild von den unermesslichen Reichtümern Indiens genährt. Gleichwohl waren die geographischen Kenntnisse der Griechen sehr limitiert. Alexander ging, als er sich 327 v. Chr. auf den Weg von Baktrien nach Indien machte, von unzutreffenden Vorstellungen aus. So war man der Meinung, dass östlich des Indus das Ende der *Oikumene* nicht mehr fern sein könne. Der Gan-

ges war den Griechen unbekannt. Im Übrigen glaubte Alexander, dass der Indus mit dem Oberlauf des Nil identisch sei, man also mit einer Fahrt auf dem Indus das ägyptische Alexandria erreichen könne. In dieser Auffassung wurde Alexander noch bestärkt, als er im Indus ihm aus dem Land der Pharaonen wohlbekanntere Krokodile entdeckte. Bald musste er jedoch einsehen, dass es sich bei dieser Gleichsetzung um einen Trugschluss handelte.

Auch die Indienexpedition der Jahre 327 bis 325 v. Chr. verlief nicht ohne bewaffnete Auseinandersetzungen. Im Pandschab fand 326 v. Chr. gegen den einheimischen Fürsten Poros die letzte große Alexanderschlacht statt. Schauplatz waren die Ufer des Flusses *Hydaspes*, des heutigen Jhelum in Pakistan. Am Ende konnte Alexander hier einen weiteren militärischen Erfolg verbuchen. Poros zeigte sich auskunftsfreudig und erzählte Alexander vom Ganges, an dessen Ufern ein mächtiger Herrscher beheimatet sein sollte. Nun war der König aus dem Westen in seinem Forschereifer nicht mehr zu bremsen. Den müden Mitstreitern verkündete er seine Absicht, immer weiter nach Osten zu ziehen, bis der *Okéanos* und damit die Grenze der *Oikumene* erreicht sein würde. Sein Ende fand dieses Unternehmen am *Hyphasis*, dem östlichsten Fluss im Pandschab. Zermürbt von den Strapazen des Marsches – inzwischen hatte der Tross seit dem Start des Feldzuges acht Jahre zuvor fast 20 000 Kilometer zurückgelegt – und entnervt von dem einsetzenden Monsunregen weigerten sich die Soldaten weiterzuziehen. Alexander war verärgert, doch blieb ihm keine Wahl. Seinen Traum, an die östliche Grenze der Welt zu gelangen, musste er in der Mitte des Jahres 326 v. Chr. am Fluss Hyphasis begraben.

Doch ganz aufzugeben war er nicht bereit. Es musste ja nicht der Osten sein, auch im Südosten hatte die *Oikumene* eine Grenze. Im Sommer 325 v. Chr. erreichte der König aus dem fernen Westen das Mündungsdelta des Indus. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war klar geworden, dass die Vorstellung von der Identität von Indus und Nil korrekturbedürftig war. Sieben Monate lang war er mit seiner Flotte stromabwärts gefahren und hatte sich immer wieder der Angriffe einheimischer indischer Völker erwehren müssen. Jetzt war Alexander fest entschlossen, seinen Traum, nicht nur als Eroberer, sondern auch als Entdecker in die Geschichte einzugehen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Persönlich wollte er sich davon überzeugen, dass er das Ende der *Oikumene* erreicht hatte. Und diesmal sollten nicht, wie zwölf Monate zuvor, die eigenen Soldaten seinem Tatendrang im Wege stehen.

Umsichtig, wie der König bei allem Enthusiasmus und Abenteuergeist war, baute er zunächst den Ort Pattala, das heutige Haidarabad, zu einem

Hafen aus. Dann begann die letzte und entscheidende Phase des Unternehmens. Nur wenn sich auf dem offenen Ozean keine weitere Landmasse finden würde, durfte man nach den bei den Griechen geläufigen geographischen Vorstellungen annehmen, dass man bis an die Grenze der *Oikumene* vorgestoßen war.

Vorsichtig nahmen die Schiffe auf dem rechten Mündungsarm des Indus Kurs in Richtung Meer. Regen und Sturm machten ihnen schwer zu schaffen. Noch größer war der Schrecken der Besatzung, als sie mit dem bis dahin unbekanntem Phänomen der Gezeiten Bekanntschaft machte. Zeitweilig saß die Flotte buchstäblich auf dem Trockenen. Als die Flut einsetzte, ging die Fahrt weiter. Am Ausgang des Deltas entdeckten von Alexander vorausgeschickte Flachboote eine kleine Insel. War dies der letzte Vorposten vor dem großen Weltmeer? Alexander, ausgestattet mit einem ausgeprägten Sinn für symbolhafte Handlungen, brachte auf der Insel an der Mündung des Stromes sofort Opfer dar. Zugleich studierte er, wie Plutarch (Alex. 66) mitteilt, „die Beschaffenheit des Meeres und der Küstenlandschaft“.

Um ganz sicherzugehen, setzte der König die Fahrt auf das Meer mit nur noch wenigen Schiffen fort. Tatsächlich entdeckte man kurz darauf eine weitere Insel. Abermals inszenierte Alexander hier eine Opferprozedur. Ein weiteres Mal stach man in See. Seine Begleiter begannen, wie die Quellen erzählen, unruhig zu werden. Kannte der König wieder kein Maß? Arrian (6,19,5) überliefert die Worte, mit denen Alexander sein Vorgehen rechtfertigte. Er wolle sehen, „ob sich noch irgendwo ein Land aus dem Meer erhebt“. Zu erkennen war aber nur noch weiter Horizont. Alexander kam zu dem Schluss, dass vor ihnen jetzt nur noch der *Okéanos*, das weite Weltmeer, lag. Diese Entdeckung wurde noch einmal mit Opfern besiegelt. Auf Alexanders Anweisung wurden Stiere für den Meerese Gott Poseidon geschlachtet, die man ins Meer warf. Außerdem brachte der König Trankopfer dar, übergab den goldenen Kelch und die goldenen Schalen ebenfalls den Fluten.

Seinen Eroberungszug durch ganz Asien schloss Alexander mit einem spektakulären Meilenstein der Entdeckungsgeschichte ab. Niemals zuvor hatte sich ein Europäer so weit nach Osten vorgewagt. Der Ferne Orient war, wie die kartographischen Aktivitäten der nachfolgenden Zeit beweisen, für den Westen seitdem keine *terra incognita* mehr. Speziell Indien rückte verstärkt in den politischen und geographischen Horizont der Griechen und wandelte sich in der Vorstellung der Europäer von einem mythischen Wunderland zu einem höchst realen politischen und kulturellen Faktor.

Zu dieser Entwicklung trug eine weitere Pioniertat bei, deren Lorbeeren

Alexander ebenfalls für sich reklamieren durfte. In der Meinung, am Ende der Welt angelangt zu sein, trat er im Spätsommer 325 v. Chr. den Rückweg nach Westen an. Während der König selbst mit seiner Armee die beschwerliche Route durch die Gedrosische Wüste im östlichen Iran wählte, schickte er die Flotte auf dem Seeweg in Richtung Heimat. Die Leitung dieses Unternehmens übertrug er dem Kreter Nearchos, einem seiner engsten Vertrauten. Während der Expedition in Indien hatte er sich als kundiger Organisator der makedonischen Stromflotte ausgezeichnet. Nun aber stand er vor einer ganz besonderen Bewährungsprobe. Parallel zu der Landarmee sollte Nearchos mit seinen Schiffen von der Mündung des Indus aus an der Küste entlang westwärts fahren. Trotz mancher Schwierigkeiten bewältigte der kretische Kapitän diese Aufgabe mit Bravour. Noch am Ende desselben Jahres 325 v. Chr. erreichte er die Mündung des Euphrat.

So wurde Nearchos zum europäischen Entdecker des Seeweges zwischen dem Indischen und dem Persischen Golf, einer danach viel befahrenen Strecke. Der Nachwelt hinterließ er einen ausführlichen Bericht über seine legendäre Fahrt. Leider kann man dieses Dokument nicht mehr aus erster Hand rezipieren, da es auf dem langen Traditionsweg zwischen Antike und Neuzeit verloren gegangen ist. Einen ungefähren Eindruck von der Darstellung des Nearchos vermitteln jedoch die sekundären Berichte eines Strabon oder Arrian. Dabei entsteht der Eindruck, dass Nearchos nicht der Versuchung widerstehen konnte, seiner zweifellos abenteuerlichen Expedition noch durch einige Zutaten eine besondere Dramatik zu verleihen. So heißt es bei Strabon (15,2,11): „Bald darauf lief auch Nearchos, nachdem er durch Herumirren, Mühseligkeiten und ungeheure Seetiere sehr viel ausgestanden hatte, in den Persischen Meerbusen ein.“

Alexander der Große indes hatte nicht mehr viel Zeit, sich über seine Eroberungen und Entdeckungen zu freuen. Am 10. Juni 323 v. Chr. starb er in Babylon, mutmaßlich an einer Lungenentzündung, gerade einmal 32 Jahre alt. Doch nicht zuletzt durch seine Leistungen auf dem Gebiet der Geographie hat er sich bis heute den Nimbus der Unsterblichkeit bewahren können.

Hannibals Zug über die Alpen

Der Feldzug des Karthagers Hannibal hatte nicht die gleichen geographischen Dimensionen wie der Alexanders des Großen. Und doch zählt der Einfall nach Italien im Herbst des Jahres 218 v. Chr. seit der Antike zu den logis-

tischen und organisatorischen Bravourstücken der Militärgeschichte. Denn Hannibal wählte für seine Invasion in das Stammland der Römer nicht etwa einen bequemen Landweg oder die Route zur See. Vielmehr landete er einen wahren Coup, als er die Römer mit einem äußerst riskanten, letztlich aber erfolgreichen Marsch über die Alpen überraschte.

Der historische Kontext dieses berühmten Unternehmens war der Zweite Punische Krieg, dessen heiße Phase Hannibal 218 v. Chr. mit der Alpenüberquerung eröffnete. In der Benennung des Krieges reflektiert sich deutlich die römische Perspektive, denn man pflegte in Rom die Karthager als „Punier“ zu bezeichnen. Das war der lateinische Name für das Seefahrervolk der Phönizier, und Phönizier aus der Stadt Tyros waren es gewesen, die am Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. Karthago als eine Dependance in Nordafrika gegründet hatten. „Karthago“ war wiederum der lateinische Name für diese Stadt, welche die Griechen „Karchedon“ nannten, was wiederum eine halbwegs geglückte Gräzisierung des originalen phönizischen Namens *Qart-Hadasht* („Neustadt“) darstellte.

In gewisser Weise war dieser Zweite Punische Krieg für die karthagische Seite die Kompensation der Ergebnisse des Ersten Punischen Krieges. Zwischen 264 und 241 v. Chr. waren die Karthager, als die etablierte Vormacht im westlichen Mittelmeerraum, und die Römer, als aufstrebender Machtfaktor in Italien, erstmals in eine langwierige militärische Auseinandersetzung verstrickt gewesen. Am Ende hatten die Römer gesiegt, Karthago musste auf die wichtige Insel Sizilien verzichten und verlor überhaupt den Status eines Hegemons in der westmediterranen Welt.

Im südlichen Spanien hatten sich danach die Barkiden, die führende Adelsfamilie von Karthago und Exponent eines ökonomisch-maritimen Kurses in der Außenpolitik, eine neue Machtbasis geschaffen. Treibende Kraft war Hamilkar Barkas, der Vater Hannibals. In der offiziellen Funktion eines Strategen eroberte er für Karthago in Spanien zahlreiche Territorien, die insbesondere durch die reichen Silberminen von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung waren. Diese Aktivitäten erregten indes das Misstrauen der Römer, deren Einfluss sich damals bis nach Südfrankreich erstreckte. In einem Vertrag zwischen Rom und den Barkiden wurde der Ebro als Grenze zwischen der römischen und der karthagischen Interessenssphäre festgelegt.

Trotz dieser Vereinbarung, die man im Jahre 226 v. Chr. geschlossen hatte, standen die Zeichen auf Konfrontation. Allen Beteiligten – den Barkiden in Spanien, den verantwortlichen Politikern in Karthago und den Senatoren in Rom – war klar, dass die Rivalität der beiden Großmächte zu einem neuen

Krieg führen würde. Hamilkar war bereits 229 v. Chr. bei Gefechten mit einheimischen Stämmen in Spanien ums Leben gekommen. Die Nachfolge im Amt des Strategen hatte sein Schwiegersohn Hasdrubal angetreten. Dieser starb 221 v. Chr., und nun betrat Hannibal die Bühne der großen Geschichte. Er wurde von der Armee und dem karthagischen Senat zum neuen Strategen für Afrika und Spanien ernannt. Die Römer streuten später die Legende aus, Hannibal habe im Alter von neun Jahren seinem Vater Hamilkar schwören müssen, immer ein Feind Roms zu sein. Diese pure Erfindung, die sogar in modernen Geschichtsdarstellungen noch häufig kolportiert wird, sollte dazu dienen, Hannibal als denjenigen zu diffamieren, der bewusst und gezielt auf einen Krieg mit Rom hingearbeitet habe. Jedoch ist die Kriegsschuldfrage nicht einfach zu beantworten, jedenfalls was die rechtlichen Implikationen angeht. Den äußeren Anlass stellte die mehrmonatige Belagerung der spanischen Stadt Sagunt durch Hannibals Karthager dar. Letztendlich aber scheuten die Römer den Krieg ebenso wenig wie die Karthager, so dass es, jenseits aller gegenseitigen Schuldzuweisungen, im April 218 v. Chr. mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zur Formulierung von Kriegserklärungen und damit zum Ausbruch des Krieges kam.

Sein besonderes Gepräge bekam der Zweite Punische Krieg dadurch, dass Hannibal sofort das Geschehen diktierte. Der römische Kriegsplan basierte auf der Doppelstrategie, die Karthager gleichzeitig in Spanien und in Nordafrika anzugreifen. Hannibal aber hatte durchaus nicht die Absicht, in Spanien auf die Ankunft der Römer zu warten. Er wollte den Krieg direkt nach Italien tragen. Damit rechnete in Rom niemand. Und er wollte Italien über die Alpen erreichen. Damit rechnete in Rom schon gar niemand. Die Alpen waren im Bewusstsein der römischen Politiker eine Art von Sicherheitsgarantie. Später, im 1. Jahrhundert v. Chr., prägte Cicero, trotz der zu dieser Zeit bereits vorliegenden Erfahrung des Hannibalzuges, das Bild von den Alpen als *propugnacula imperii* – „Schutzwall des Reiches“. Hinter dieser Mauer fühlten sich die Römer gegenüber Angriffen aus dem Norden gefeit, auch wenn zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. bereits einmal keltische Stämme in Scharen über die Alpen gekommen und weit nach Italien eingefallen waren. Aber das war ein singuläres Phänomen gewesen, und der Gedanke an eine etwaige Alpenüberquerung Hannibals spielte im Kalkül der römischen Senatoren keine Rolle. Für Hannibal aber war dieses Vorhaben neben dem Überraschungseffekt auch aus ganz praktischen Erwägungen alternativlos. Theoretisch hätte er Italien von der See her angreifen können. Doch dazu fehlte es ihm an Schiffen. Seit dem Ende des Ersten Punischen

Krieges war Karthago keine Seemacht mehr. Man hatte keine Flotte zur Verfügung, mit der man den ernsthaften Versuch unternehmen konnte, Streitkräfte in größerer Zahl nach Italien zu transportieren – ganz zu schweigen von den Elefanten, die in den kriegstaktischen Vorstellungen Hannibals eine wichtige Rolle spielten. So blieb tatsächlich nur die Option Alpen. Indem Hannibal diese wahrnahm, schrieb er sich nicht nur in die Annalen der Militärgeschichte, sondern auch in die Annalen der Geschichte der Geographie ein. Denn bis dahin hatte noch kein Afrikaner mit einem ganzen Heer ein europäisches Hochgebirge überquert.

Im Frühjahr 218 v. Chr. ergab sich die militärhistorisch höchst bemerkenswerte, wenn nicht gar kuriose Konstellation, dass drei Heere gleichzeitig unterwegs waren, wobei nur einer der Heerführer den Gesamtüberblick bewahrte, während die beiden anderen von völlig falschen Voraussetzungen ausgingen. Der römische Konsul Sempronius Longus zog mit einer Flotte nach Sizilien, um von dort aus Afrika und die Stadt Karthago anzugreifen. Der römische Konsul Cornelius Scipio zog mit seinen Schiffen über Massilia (Marseille) in Richtung Spanien, um in der Domäne der Barkiden den karthagischen Strategen Hannibal anzugreifen. Und der karthagische Stratege Hannibal zog auf dem Landweg in Richtung Italien, um die Römer in ihrem ureigensten Gebiet anzugreifen. Hannibal machte mit seinem Italienabenteuer den römischen Kontrahenten einen Strich durch die Rechnung, so dass deren Aktionen Makulatur bleiben sollten.

Der Alpenübergang Hannibals im Herbst des Jahres 218 v. Chr. gehört zu den spektakulärsten militärischen Unternehmungen, die aus der Antike bekannt sind. Dementsprechend hat der Zug über die Alpen in der historischen Forschung eine große Resonanz gefunden. Hinzu kommt, dass die Expedition in den antiken Quellen relativ gut, wenn auch nicht problemfrei dokumentiert ist. Die wichtigsten Informanten sind hier der griechische Historiker Polybios (3,44–60) und sein römischer Kollege Livius (21,31–38). Das Kommando über Spanien überließ Hannibal demnach seinem Bruder. Gleichzeitig nahm er durch Gesandte Kontakt mit den Fürsten jener keltischen Alpenstämme auf, deren Territorien er auf seinem langen Weg nach Italien durchqueren musste. Zu dieser professionellen Vorbereitung gehörte auch das Einholen von Informationen über die günstigste Reiseroute.

Die Vorbereitungen erstreckten sich bis in den April 218 v. Chr. Von *Carthago Nova* (heute Cartagena), einer von Hasdrubal 225 v. Chr. gegründeten Stadt, zog Hannibal dann mit seinem Heer an der Küste entlang bis zum Ebro. Der Fluss wurde überquert, und es ging weiter in Richtung Pyrenäen.

Auf dem Weg dorthin hatte sich Hannibal immer wieder mit einheimischen iberischen Stämmen auseinandersetzen. Nach der Überquerung der Pyrenäen hatte Hannibal noch ein Heer von etwa 60 000 Mann zur Verfügung. Es bestand zum überwiegenden Teil aus afrikanischen und spanischen Söldnern. Mitte August erreichte der karthagische Stratege mit seiner Karawane die Rhône. Der Marsch durch den Fluss verlief nicht ohne Komplikationen, denn nun stellten sich den Invasoren einheimische keltische Stämme entgegen. Auch der Transport der 37 indischen Kriegselefanten bereitete hier erhebliche Schwierigkeiten.

Inzwischen hatte der Konsul Publius Cornelius Scipio, der mit einer römischen Flotte unterwegs nach Spanien war, realisiert, dass Hannibal auf dem Weg nach Italien war. Er änderte also seine Reisepläne und nahm sich vor, Hannibal und seine Armee an der Mündung der Rhône abzufangen. Allerdings kam er zu spät. Das Hauptheer der Karthager war bereits Richtung Norden, entlang der Rhône, weitergezogen. Scipio schickte daraufhin die Flotte unter der Führung seines Bruders nach Spanien, während er selbst nach Italien zurückfuhr, um Hannibal später in der Po-Ebene abzufangen, wo dieser nach der Überquerung der Alpen notwendigerweise auftauchen musste.

Für den Zug über die Alpen hatte sich Hannibal eine besonders mühsame und gefährliche Strecke ausgesucht. Nachdem er die Rhône aufwärtsgezogen war, stieß er über die Zentralalpen, über sehr hohe und unwegsame Pässe, nach Italien vor. Theoretisch hätte er auch den Küstenweg nehmen können, vorbei an Marseille und Genua bis nach Norditalien. Doch wären die Karthager auf dieser Küstenroute erheblich angreifbarer gewesen. Vor allem drohten Schwierigkeiten mit der Stadt Marseille, die mit den Römern verbündet war. Eine Auseinandersetzung oder Belagerung hätte ihn viel wertvolle Zeit gekostet. Außerdem hatte sich Hannibal bereits der Unterstützung vieler keltischer Stämme in der Alpenregion versichert. Diese keltischen Gebirgsbewohner sahen in dem Unternehmen Hannibals eine Chance, sich selbst von dem zunehmenden Zugriff der Römer zu lösen.

Anfang September begann das strapaziöse Abenteuer Hochalpen. 45 000 Mann umfasste die Armee, mit der Hannibal sich in die Alpen begab. Zu den am meisten diskutierten Fragen der Hannibalforschung gehört, welche genaue oder auch nur ungefähre Route Hannibal über die Alpen genommen hat. Darüber haben sich viele Gelehrte den Kopf zerbrochen, und ein völliger Konsens ist bis heute nicht erreicht worden. Favorisiert wird jedoch im Allgemeinen die Route entlang den Flusstälern der Isère und des Arc über den

Col du Clapier, einem 2482 Meter hohen Pass südlich des Mont Cenis, zwischen Grenoble und Turin. Auf diese Route (auf der 1077 auch König Heinrich IV. zu seinem Bußgang nach Canossa pilgerte) deuten die topographischen Angaben insbesondere bei Polybios hin, der sich wiederum auf Informationen des Silenos stützen konnte. Dieser Grieche gehörte zu der Begleitung Hannibals, nahm also auch an dem Zug über die Alpen teil und legte später eine historiographische Darstellung des Unternehmens vor. Gleichwohl war Polybios skeptisch genug, um nicht allen Berichten Glauben zu schenken. Nach seinen Worten (3,47) bestand das Vergehen der Chronisten darin, dass sie „die Alpen als so steil und unwegsam schildern, dass nicht einmal Fußgänger ohne Gepäck und noch viel weniger Pferde und ganze Heere und dazu noch Elefanten sie leicht passieren können, und uns zugleich die Landschaft als eine solche Einöde darstellen, dass, hätte nicht ein Gott oder ein Heros helfend eingegriffen und Hannibal den Weg gezeigt, er sich nicht mehr zurechtgefunden und mit seinem ganzen Heer untergegangen wäre“.

Indes kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Wegverhältnisse und auch das Wetter, ebenso die Ungewissheit, ob man überhaupt noch auf der richtigen Route war, den Karthagern erheblich zusetzten. Die Verluste an Menschen, Lasttieren, Elefanten und Material nahmen dramatische Dimensionen an. Am 9. Tag seit dem Aufstieg in die Zentralalpen kam man endlich auf der Höhe des Passes an. Nach einer kurzen Ruhepause von zwei Tagen begann der beschwerliche Abstieg in Richtung Italien. Steinlawinen und Schnee mussten aus dem Weg geräumt werden. Die Moral der Söldner näherte sich bedenklich dem Tiefpunkt. Da erwies sich Hannibal als geschickter Motivator und Psychologe. Er führte seine Leute zu einem Plateau und hielt dort eine Ansprache, die aus quellenkritischer Sicht allerdings etwas bedenklich ist, setzt sie doch geographische Kenntnisse voraus, die man selbst bei einem so umsichtigen Strategen wie Hannibal nicht ohne weiteres annehmen darf. Dazu heißt es bei dem allerdings gewöhnlich gut unterrichteten Polybios (3,54): „Da aber schon viel Schnee auf den Höhen lag ... und Hannibal die Mutlosigkeit bemerkte, die das Heer wegen der zurückliegenden wie auch der noch bevorstehenden Strapazen ergriffen hatte, rief er seine Leute zusammen und versuchte sie aufzumuntern. Als einziges Mittel bot sich ihm dafür der Hinweis auf das vor ihren Blicken ausgebreitete Italien an. Denn das Land lag so zu Füßen der Berge, dass, wenn man beide nebeneinander betrachtete, die Alpen wie die Burg von ganz Italien erschienen. Er zeigte ihnen daher die Ebenen um den Po herum, erinnerte sie an die

freundschaftliche Haltung der dort lebenden Kelten, deutete zugleich auch auf die Gegend, in der Rom lag, und richtete dadurch ihren Mut wieder einigermaßen auf.“

Aufstieg und Abstieg nahmen insgesamt 14 Tage in Anspruch. Am 24. September 218 v. Chr. erreichte Hannibal in der Nähe von Turin die Po-Ebene. Die Bilanz der Verluste war ernüchternd. Die Armee war von 45 000 auf etwa 26 000 Mann reduziert worden. Von den Elefanten hatte überhaupt nur einer die Expedition überlebt. Zugleich aber machte sich bei Hannibal und seinen Leuten Stolz breit. Gegen jede Erwartung hatten sie das Kunststück vollbracht, zu einer bereits ungünstigen Jahreszeit das Bollwerk Alpen zu überwinden. Den Römern hatte Hannibal damit ein traumatisches Verhältnis zu möglichen Invasionen aus dem Norden beschert. Ihr Vertrauen in die sichernde Funktion der Alpen war nachhaltig erschüttert.

Die Alpen sind durch den Zug Hannibals stärker in das Bewusstsein der antiken Menschen gedrungen, sie wurden erst jetzt zu einer geographischen und politischen Realität. Galten sie Griechen, Römern und anderen Kulturvölkern bis dahin als ein abweisendes, unwirtliches und tunlichst zu meidendes Gebirge mit einigen barbarischen Stämmen als Bewohnern, so begann man sich mit ihnen nun, sowohl unter politischen als auch wirtschaftlichen Aspekten, intensiver zu beschäftigen. Die Alpen als Hochgebirgsregion hatten für die Außenwelt gewissermaßen ihre Unberührtheit und damit auch ihre Anonymität verloren. Sie waren durch Hannibal zu einem Faktor der Geschichte geworden. Allerdings sollte es noch einige Zeit dauern, bis die Römer sich zu einer umfassenden infrastrukturellen Erschließung der Alpen entschlossen. Diese vollzog sich am Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr., unter Kaiser Augustus, als Rom im Rahmen einer ausgreifenden Expansionspolitik im germanischen Raum die Alpen mit ausgebauten Passwegen, Brücken und Straßenstationen versah. Von einem Schutzschild hatte sich das Gebirge somit zu einer Transitzone gewandelt.

Hannibal indes konnte den Triumph dieses Sieges über die Natur nicht lange auskosten. Wahrscheinlich hatte er auch nicht das Empfinden, sich mit der Bezwingung der Alpen in die ruhmreiche Entdeckungsgeschichte Karthagos eingereiht zu haben. Hannibal war kein Hanno, der 230 Jahre zuvor die Westküste Afrikas erforscht hatte. Hannibal war ein pragmatisch denkender Militärführer mit einem klaren politischen Ziel. Die Römer mussten militärisch so geschwächt werden, dass sie für Karthago keine Konkurrenz mehr darstellen würden. Tatsächlich fügte Hannibal den sieggewohnten römischen Legionen in Italien einige verheerende Niederlagen bei. Geradezu

gedemütigt wurden die Römer in der Schlacht von Cannae in Apulien (216 v. Chr.). Der damals allseits erwartete und von den Senatoren besonders gefürchtete Ansturm auf die Stadt Rom aber blieb aus. Hannibal verfolgte ein anderes Konzept. Sein Plan bestand darin, die römischen Bundesgenossen in Italien zum Abfall zu bewegen. Weil dieses Kalkül nicht aufging, war Hannibals Krieg gegen die Römer zum Scheitern verurteilt. 16 Jahre lang hielt er sich mit seinen Truppen in Italien auf. Dann wurde er nach Afrika zurückbeordert, nahm dabei aber aus praktischen Gründen den Seeweg. Bei Zama (202 v. Chr.) erlebten die Karthager ihr finales militärisches Desaster. 201 v. Chr. war der Krieg beendet. Hannibals Versuch, die alte Großmachtstellung Karthagos wiederherzustellen, war letztlich nicht von Erfolg gekrönt. Rom hatte eine entscheidende Hürde auf dem Weg zur Weltherrschaft genommen, Karthago verschwand machtpolitisch in der Versenkung. Die Erinnerung an Hannibal, den Initiator des spektakulären Feldzuges über die herbstlichen Alpen, ist allerdings niemals verblasst.

Römische Expeditionen in Germanien Das Desaster im „Teutoburger Wald“

In seiner im Jahre 98 n. Chr. publizierten Schrift *Germania* notierte der nachmals berühmte römische Historiker Tacitus einen bemerkenswerten Satz: „Wer hätte, ganz abgesehen von den Gefahren des schaurig bewegten und unbekanntes Meeres, Asien oder Afrika oder Italien den Rücken kehren und nach Germanien fahren wollen, ein gestaltloses Land, mit rauem Klima, von trauriger Kultur und traurigem Anblick – es sei denn, es wäre seine Heimat?“ (2).

Als Tacitus, der selbst nie in Germanien gewesen war, im sonnigen Italien diese Zeilen schrieb, lag eine der größten militärischen Katastrophen der römischen Geschichte knapp 90 Jahre zurück. An einem Platz *haud procul Teutoburgiensi saltu* („nicht weit entfernt vom Teutoburger Wald“, Tacitus: *Annalen* 1,60,3) hatten im September 9 n. Chr. drei Legionen unter dem Kommando des Legaten P. Quinctilius Varus eine verheerende Niederlage gegen eine germanische Stammeskoalition unter der Führung des Cheruskers Arminius einstecken müssen. Die Varus-Niederlage war für Kaiser Augustus letztlich der Anlass, um die expansive Politik in Germanien, die man bis dahin betrieben hatte, zu stoppen.

Tacitus' düstere Charakterisierung der geographischen und kulturellen

Verhältnisse in Germanien mag vor diesem Hintergrund auch ein Reflex des Umstandes sein, dass die Römer den Verzicht auf eine Unterwerfung der Völker im hohen Norden mit einer Diskrepanz im zivilisatorischen Niveau zu begründen versuchten. In den Jahren vor der Katastrophe im Teutoburger Wald jedenfalls waren Landschaft, Klima und Kultur kein Grund für etwaige Zurückhaltung gewesen. Ganz im Gegenteil hatte Augustus die erklärte Absicht, die Legionen weit nach Norden vorstoßen zu lassen und damit einen Raum zu okkupieren, den man bis dahin *Germania libera*, das „freie Germanien“, genannt hatte. Der anvisierte Zielpunkt war dabei die Elbe, wie Augustus selbst in den *Res Gestae*, seinem Tatenbericht, bekundet, wenn er sagt: „Germanien habe ich befriedet, ein Gebiet, welches durch den Ozean von Gades bis zur Mündung der Elbe umschlossen wird“ (26).

Freilich hat es bei der „Befriedung“ Germaniens in der Realität keinen Zeitpunkt gegeben, zu dem sich die römische Herrschaft tatsächlich von Gades (Cádiz) im südlichen Spanien bis zur Elbmündung erstreckte. Das war die Art von Propaganda, mit der Augustus sich der Öffentlichkeit einerseits als der große Eroberer, andererseits als der große Friedensbringer präsentieren wollte. Er knüpfte dabei an die Politik seines Adoptivvaters Iulius Caesar an, der während des Gallischen Krieges (58–51 v. Chr.) zweimal den rechtsrheinischen Germanen einen kurzen Besuch abgestattet hatte, dessen Sinn vor allem darin gelegen hatte, den Barbaren zu zeigen, wozu die römische Armee in der Lage war. Augustus aber hatte mit reinen Machtdemonstrationen wenig im Sinn. Nicht zuletzt, um seine eigene Position in Rom selbst zu festigen, brauchte der Kaiser außenpolitische Erfolge. Und die Weiten Germaniens waren ein prestigeträchtiges Exerzierfeld für den Nachweis kaiserlicher Leistungsfähigkeit.

Die Elbe erreichen zu wollen, musste aus der Sicht vieler Stadtrömer, die noch nicht weit herumgekommen waren, wie eine Expedition ans Ende der Welt erscheinen. Jedoch kannten sich die Römer inzwischen in Germanien besser aus, als es die polemischen Worte eines Tacitus vermuten lassen. Händler und Kaufleute hatten hier ebenso als Informanten gewirkt wie Germanen, die in römischen Diensten standen. Überdies war Augustus umsichtig genug, um die geplante Expansion in die Gebiete östlich des Rheins und nördlich der Alpen sorgfältig vorzubereiten. Eine Art Präludium stellte die Okkupation der Alpen dar, die in den Jahren 16/15 v. Chr. mit militärischen Operationen eingeleitet wurde und deren Durchführung Augustus seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius anvertraut hatte. Das Gebirge hatte damit im strategischen Konzept der Römer eine neue Funktion erhalten. Galten die

Alpen bis dahin, trotz der negativen Erfahrungen mit Hannibal, als ein Bollwerk zum Schutz Italiens vor dem Einfall von Völkern aus dem Norden, so wurden die Alpen nun ihrerseits von Süden her infrastrukturell erschlossen. Das Selbstbewusstsein der Römer war aber inzwischen ausgeprägt genug, als dass man die Anlage von Passstraßen über das Hochgebirge als eine Gefährdung der eigenen Sicherheit angesehen hätte. Vielmehr waren die Alpen jetzt Aufmarschgebiet für eine ausgreifende imperiale Politik in Germanien.

15 v. Chr. hatten die römischen Legionen die Alpen und das nördliche Alpenvorland unter Kontrolle. Zu dieser Zeit ergriff der Kaiser höchstpersönlich die Initiative und begab sich nach Gallien, um von dort aus die weiteren Aktionen zu koordinieren. Unmittelbarer Anlass war die Niederlage, welche die germanischen Stämme der Usipeter, Tenkterer und Sugambrer 16 v. Chr. den Truppen des römischen Legaten Lollius beigelegt hatten. Sie hatten den Rhein überquert und die Römer in Gallien angegriffen. 12 v. Chr. startete Drusus das große germanische Abenteuer: Jetzt wollte man mit der Eroberung der Gebiete zwischen Rhein und Elbe Ernst machen.

Über die Pläne des Augustus ist in der Forschung viel diskutiert worden. Viele moderne Historiker sind der Ansicht, die germanischen Feldzüge seien in den Plänen des Augustus lediglich der Auftakt zu weit ehrgeizigeren Unternehmungen gewesen. Unterstützung scheint diese Annahme in der zeitgenössischen Dichtung zu finden, in der Autoren wie Vergil oder Horaz nicht müde wurden, den Anspruch der Römer auf die „Weltherrschaft“ zu unterstreichen. Jedoch ist es ratsam, zwischen den realen Konzepten des Kaisers und einem aus ideologischen Gründen propagierten Imperialismus zu unterscheiden. Was war in den Jahren nach 12 v. Chr. eine praktikable und realistische Zielsetzung? Die Gebiete um Weser und Elbe waren den Römern inzwischen einigermaßen bekannt. Indes verfügten sie weder über die Informationen noch über die kartographischen Voraussetzungen, um sich ein halbwegs genaues Bild von Skandinavien oder Osteuropa zu machen. Kaiser Augustus war in der Innenpolitik wie in der Außenpolitik immer mehr Pragmatiker denn Visionär. Die Kunst des Machbaren konnte unter den gegebenen Bedingungen allenfalls darin bestehen, die römische Herrschaft bis zur Elbe auszudehnen. Und selbst dies ist nicht über jeden Zweifel erhaben. Möglicherweise verfolgte Augustus auch nur eine defensive Strategie mit dem Ziel, weitere Übergriffe von germanischen Stämmen auf das römische Reichsgebiet zu unterbinden. Die Elbe als geographischer Fixpunkt ist indes nicht unwahrscheinlich, orientierte sich die römische Politik doch gerne an bestehenden Flussgrenzen.

Wie auch immer es um die offiziellen Konzepte bestellt gewesen sein mag, in der militärischen Praxis jedenfalls sind römische Legionen damals so weit in das nördliche Germanien vorgedrungen wie zu keinem anderen Zeitpunkt davor oder danach. Die Feldzüge des Drusus zwischen 12 und 9 v. Chr. waren überaus erfolgreich. Am Ende dieser Phase hatten die römischen Truppen die Weser und die Elbe erreicht. Im selben Jahr 9 v. Chr. starb Drusus, und nun übernahm, mit Unterbrechungen, Tiberius das Kommando. 5 n. Chr. konnte man stolz nach Rom melden, dass zum ersten Mal eine römische Armee im rechtsrheinischen Gebiet, im Gebiet der Lippe, überwintert hatte. Flankiert wurde der römische Vormarsch von Operationen der Flotte in der Nordsee. Dazu heißt es bei dem römischen Historiker Velleius Paterculus, der an den Feldzügen in Germanien teilgenommen hatte und der daher für die zeitgenössische Wahrnehmung der Expeditionen von großer Bedeutung ist (2,106): „Dem bewundernswerten Glück wie der Vorsorge des Feldherrn und seiner genauen Beobachtung der Jahreszeiten war es zu verdanken, dass sich dort (an der Elbe) die Flotte wieder mit Tiberius Caesar und seinem Heer vereinigte. Sie war die Meeresbuchten entlang gesegelt, war aus diesem zuvor völlig unbekanntem Meer in die Elbe hinein und von dort stromaufwärts gefahren. Sie brachte außer Siegen über zahlreiche Stämme auch eine reiche Fülle von Lebensmitteln aller Art mit.“ Zuvor war die Flotte bis in den Raum von Skagen an der Nordspitze von Jütland gelangt, von wo einst die Kimbern Richtung Süden gezogen waren und den Römern einen ersten Eindruck von germanischer Kampfkraft verschafft hatten.

Eine Zeitlang waren die Römer nach diesen Erfolgen in Auseinandersetzungen mit dem ehrgeizigen Markomannenkönig Marbod verwickelt, der von seinen Territorien im heutigen Böhmen und Mähren aus den Versuch unternahm, seinerseits gegen die germanischen Stämme östlich der Elbe vorzugehen. Dadurch kamen sich Römer und Markomannen ins Gehege. Die römischen Legionen waren bereits auf der Siegesspur, als sie im Jahre 6 n. Chr. durch einen Aufstand in Pannonien an einem weiteren Vorgehen gegen Marbod gehindert wurden. So schloss man rasch Frieden mit den Markomannen, und Tiberius, der bisherige Koordinator der militärischen Aktionen in Germanien, widmete sich dem neuen Krisenherd Pannonien.

Im Jahr 9 n. Chr. erlitten die Römer schließlich in der legendären „Schlacht im Teutoburger Wald“ jene traumatische Niederlage, die das Ende aller Träume von einer etwaigen Herrschaft in Germanien bedeutete. Die römische Propaganda hat sich retrospektiv alle Mühe gegeben, das Desaster als das Ergebnis des persönlichen Versagens des Befehlshabers Quinctilius Varus

auszugeben. Sicher war für den früheren Statthalter von Syrien, der nach einer pointierten Formulierung des Velleius Paterculus (2,117,2) „als armer Mann das reiche Syrien betreten und das arme Syrien als reicher Mann verlassen hatte“, das kalte, unwirtliche Germanien kein Wunschziel seiner Karriere. Und sicher gab er sich keine große Mühe, sich mit den germanischen Stämmen zu arrangieren. Doch entscheidend für die römische Niederlage war letztlich der Umstand, dass sich die von dem Cherusker Arminius geschmiedete Koalition germanischer Stämme mit den topographischen Verhältnissen besser auskannte. Auch hier gilt es in Bezug auf die römischen Quellen zu bedenken, dass man bestrebt gewesen ist, das Ausmaß der Niederlage durch eine übertriebene Darstellung der Unwegsamkeit des Geländes zu relativieren. Dabei griff man ganz tief in die Kiste mit den stereotypen Versatzstücken, die man für den germanischen Raum stets parat zu halten pflegte. Charakteristisch ist die Beschreibung des Historikers Cassius Dio (56,20): „Die Berge, ohne Ebenen, waren von Schluchten durchzogen, außerdem standen Baumriesen dicht nebeneinander, so dass die Römer bereits vor dem feindlichen Überfall mit dem Fällen der Bäume, der Anlage von Schneisen und der Überbrückung von Geländeteilen ... Mühe genug hatten (...) Inzwischen kam auch ein starker Regen und Sturm auf, was die Marschierenden weiterhin voneinander trennte, und der Boden, um die Wurzeln und Stämme herum schlüpfrig geworden, machte jeden Schritt höchst unsicher. Bruch und Sturz der Baumwipfel sorgten für weitere Verwirrung. Mit solchen Schwierigkeiten hatten die Römer damals zu ringen, als die Barbaren, wegekundig wie sie waren, gerade durch die ärgsten Dickichte drangen und sie plötzlich gleichzeitig von allen Seiten her umzingelten.“

Wo genau die Germanen die drei römischen Legionen samt Reiteralen und Kohorten besiegten, ist bis heute nicht mit absoluter Gewissheit zu sagen. Das Hermannsdenkmal bei Detmold, eine deutsch-kaiserzeitliche Reminiszenz an den aus patriotischen Gründen eingedeutschten Arminius, steht jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit am falschen Platz. Doch ein voreiliger Umzug dieses Erinnerungsortes nach Kalkriese, nördlich von Osnabrück, ist ebenfalls nicht ohne weiteres anzuraten. Zwar spricht angesichts des archäologischen Befundes einiges dafür, dass die Römer ihr Waterloo tatsächlich viel weiter nördlich erlebten, als man lange Zeit angenommen hat. Aber ein definitiver Beweis wird sich wohl niemals erbringen lassen.

Mit der „Schlacht im Teutoburger Wald“ hatte der römische Traum von einem Imperium bis zur Elbe ein abruptes Ende gefunden. Auf den Boden

der Tatsachen zurückgeholt, hinterließ Augustus seinem designierten Nachfolger die Empfehlung, künftig nur noch *intra terminos imperii*, also innerhalb der Grenzen des Reiches, zu agieren. Entsprechend verschwand die Elbe als konkretes Ziel aus dem geographischen Horizont der Römer. Und so konnte Tacitus (Germ. 41,2) Jahrzehnte später in der *Germania* die Elbe als einen „einst berühmten und wohlbekanntem“ Fluss bezeichnen, den man jetzt nur noch „vom Hörensagen her“ kenne. Diese Aussage beweist, dass die Geschichte des antiken Weltbildes nicht nur eine Geschichte des kontinuierlichen Fortschritts gewesen ist. Mitunter ist es auch zur Reduzierung bereits vorhandener Kenntnisse gekommen. Aber natürlich konnten es die Römer nicht mit ihrem imperialen Stolz vereinbaren, einen Verzicht offen einzugehen. Und so trösteten sie sich mit der Behauptung, dass der Grad der Zivilisation mit zunehmender geographischer Entfernung von ihrem Reich spürbarer abnahm. Germanen, die näher am Römischen Reich lebten, waren nach offizieller Lesart kultivierter als jene Stämme, die weiter weg wohnten. Die Elbe repräsentierte demnach für die offizielle römische Politik das tiefste Barbaricum. Erst Jahrhunderte später, zu Beginn der großen Völkerwanderungen, trat der hohe Norden wieder ins Blickfeld der mediterranen Welt.

Die Völkerwanderungen des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. Mit den Vandalen auf dem Weg nach Afrika

Kannten die Vandalen, bevor sie sich auf die Wanderschaft machten, Afrika? Der Eindruck drängt sich auf, wenn man sich an die nüchternen Fakten hält, so, wie sie in komprimierten Geschichtsdarstellungen oder historischen Handbüchern der Gegenwart präsentiert werden. Die Vandalen, so ist dort zu erfahren, waren ein ostgermanischer Volksstamm mit der ursprünglichen Heimatadresse Skandinavien. Im Verlauf des 1. Jahrhunderts n. Chr. tauchte der Stamm im heutigen Polen, im Gebiet von Oder und Weichsel, auf. Im 4. Jahrhundert n. Chr. findet man die Vandalen in Pannonien, im heutigen Ungarn. Um 400 n. Chr. begab man sich erneut auf die Reise. Mit anderen Stämmen zogen sie von Osten her über den Rhein in das Römische Reich. Über Gallien gelangten sie nach Spanien, bevor ein Teil von ihnen, unter der Führung des ingeniosen Geiserich, 429 den Sprung über das Meer wagte und sich im Norden Afrikas, im heutigen Tunesien, ansiedelte. Dort gründeten sie das erste germanische Königreich auf dem Boden des schwankenden Weströmischen Reiches mit der Hauptstadt Karthago.

Die Vermutung muss erlaubt sein: Um die Zeit von Christi Geburt herum hatte keiner der in Skandinavien lebenden Vandalen die geringste Kenntnis von einem Kontinent namens Afrika, der für ihre Nachfahren später einmal zur neuen Heimat werden sollte. Die Bewohner Skandinaviens wussten damals noch viel weniger vom tiefen Süden als die Bewohner des Imperium Romanum vom hohen Norden. Allenfalls dürften ihnen Händler eine vage Vorstellung von den Ländern, Regionen und Menschen außerhalb ihres skandinavischen Umfeldes vermittelt haben. Ansonsten aber stand hinter dieser scheinbaren Zielstrebigkeit der Wanderungsbewegungen, wie auch bei den anderen germanischen Völkern, kein klares Konzept. Schon gar nicht waren die Vandalen unterwegs, um sich mit dem mächtigen Imperium Romanum anzulegen. Völker und Stämme verließen die heimischen Siedlungsplätze in der Regel aus zwei Gründen. Zum einen konnten Missernten oder Naturkatastrophen verantwortlich sein. Dies dürfte zum Beispiel bei der Wanderung der germanischen Kimbern und Teutonen gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. der Fall gewesen sein. Zum anderen war die Migration das Ergebnis kriegerischer Auseinandersetzungen, wobei einzelne Stämme, die sich ihrerseits auf der Wanderung befanden, andere Völker vertrieben. Ein Paradebeispiel für solche Prozesse ist der Zug der Hunnen im 4. Jahrhundert n. Chr. Nachdem diese um 375 n. Chr. ihrer Heimat in Zentralasien den Rücken gekehrt hatten und Richtung Westen gezogen waren, sorgten sie für eine regelrechte Flut weiterer Wanderungen. Insofern wurden die Hunnen zum Hauptauslöser der germanischen Völkerwanderung.

Auch die Vandalen waren in den Sog der hunnischen Westwanderung geraten. Zuvor hatten sie sich immer wieder in separaten Stammesgruppen an verschiedenen Orten Osteuropas niedergelassen. Im Gefolge des Hunnenzuges fanden sie wieder zusammen und zogen gemeinsam weiter. Welche geographischen Kenntnisse aber lagen ihrem weiteren Vormarsch zunächst nach Gallien, dann nach Spanien und schließlich nach Afrika zugrunde? Gab es überhaupt ein zielgerichtetes Vorgehen, oder orientierten sie sich ad hoc an den jeweils gegebenen Verhältnissen? In den Quellen gibt es auf diese Fragen keine klare Antwort. Der byzantinische Historiker Prokop sagt in seiner „Geschichte der Vandalen“ (1,3) immerhin, dass die Vandalen zu ihrer großen Tour nach Westen deswegen aufgebrochen seien, weil an ihren letzten festen Siedlungsplätzen eine Hungersnot ausgebrochen sei. Deshalb seien sie in Richtung Rhein gezogen – ganz offenbar in der Hoffnung, innerhalb des Imperium Romanum bessere Lebensbedingungen anzutreffen. Das scheint aber die einzige klare Richtlinie gewesen zu sein. In der Tat hat es den An-

schein, als sei die Richtung der Wanderung von den vorherrschenden Verhältnissen abhängig gemacht worden. Im Übrigen war es für die wandernden Völker auch nicht notwendig, über substantielle Vorstellungen von der Geographie und der Topographie zu verfügen. Zugute kam ihnen die immer noch mustergültige Infrastruktur des Römischen Reiches. Eigentlich musste man nicht mehr tun, als sich der großen Reichsstraßen zu bedienen. Diese zeichneten ihnen den Weg nach Gallien und nach Spanien deutlich vor.

Außerdem hatten die römischen Kaiser ein vitales Interesse daran, sich mit den über die Grenzen strömenden Völkern zu verständigen. So geschah es auch mit den Vandalen. Kaiser Honorius schloss mit ihnen einen Vertrag, der ihnen in Gallien Landbesitz garantierte. Laut Prokop war auch die von König Geiserich 429 organisierte Überquerung der Straße von Gibraltar das Ergebnis der Kooperation mit offiziellen römischen Instanzen. Zugute kamen den Vandalen dabei Streitigkeiten zwischen den römischen Militärs und Verwaltungsbeamten. Bonifatius, seit 423 *comes* von Africa, lud die Vandalen in Spanien ein, nach Africa zu kommen, womit er die Hoffnung verband, deren Hilfe in den Auseinandersetzungen mit seinen Rivalen zu erhalten. Die Einladung nahm Geiserich an, machte aber keine Anstalten, für die Sache des Bonifatius einzutreten. Vielmehr spielte in seinem Kalkül zweifellos der Aspekt eine wichtige Rolle, dass er mit dem Besitz von Nordafrika auch die Kontrolle über eine der Kornkammern des Römischen Reiches gewinnen würde. Um den Verdacht der Kooperation mit den Barbaren zu entkräften, nahm er bald nach der Ankunft der Vandalen – allerdings erfolglos – den Krieg mit ihnen auf.

So war letztlich der Übergang nach Afrika für die Vandalen kein großes Abenteuer, das etwa besondere geographische Kenntnisse verlangt hätte. Allein die Logistik wird nicht ohne Schwierigkeiten gewesen sein. Die Quellen sprechen von 80 000 Vandalen – Frauen, Männer, Kinder –, die über die Straße von Gibraltar transportiert werden mussten. Einmal angekommen, war es die natürliche Aufgabe, sich der urbanen Zentren im römischen Nordafrika zu bemächtigen. Der ganze Tross der Vandalen zog unter der Führung des Geiserich in Richtung Osten. Es folgte eine mehrmonatige Belagerung der Stadt Hippo Regius, einer Gründung der Phönizier, unter den Römern eine wichtige Hafenstadt und inzwischen auch eine wichtige Stätte des Christentums. 431 fiel die Stadt in die Hände der Vandalen. Hilfe – wohl auch bei der Orientierung – leisteten den Fremden einheimische Mauren, bei denen sich die Trauer über das sich anbahnende Ende der römischen Vorherrschaft in Nordafrika in engen Grenzen hielt. Die Vandalen aber hatten ein Jahr nach

dem Übersetzen nach Afrika einen Küstenstrich von gut 1000 Kilometern Länge unter ihre Kontrolle gebracht. Das Finale kam im Jahre 439, als die Vandalen die ruhmreiche Metropole Karthago besetzten, die nun zur Hauptstadt des afrikanischen Vandalenreiches wurde. Von hier aus starteten die einstigen Bewohner Skandinaviens, von den Kaisern offiziell als neue Herrscher anerkannt, nun regelmäßige Plünderungszüge in den westlichen Mittelmeerraum, von denen auch die Stadt Rom nicht verschont blieb. Bis zum Jahr 534 hatte das afrikanische Reich der Vandalen Bestand. Dann wurde es von Byzanz zurückerobert, nachdem Kaiser Justinian den kühnen Plan gefasst hatte, das alte Römische Reich unter seiner Ägide wiederherzustellen.

Quellen und Literatur

Textausgaben wichtiger antiker Autoren

- Augustus, *Meine Taten. Res Gestae Divi Augusti*, Hrsg. Ekkehard Weber, 6. Aufl. 1999 (Sammlung Tusculum).
- Caesar, *Der Gallische Krieg*, Hrsg. O. Schönberger, 3. Aufl. 2003 (Sammlung Tusculum).
- Herodot, *Historien*, Hrsg. J. Feix, 7. Aufl. 2006 (Sammlung Tusculum).
- Homer, *Odysee*, Hrsg. A. Weiher, 12. Aufl. 2003 (Sammlung Tusculum).
- Plinius der Ältere, *Naturkunde*, Hrsg. R. König/G. Winkler, 37 Bde., 1994 (Sammlung Tusculum).
- Polybios, *Geschichte*, Hrsg. H. Drexler, 2 Bde., 1988.
- Pomponius Mela, *Kreuzfahrt durch die Alte Welt*, Hrsg. K. Brodersen, 1994.
- Strabon, *Geographika*, Hrsg. St. Radt, 4 Bde., 2002–2005.
- Tacitus, *Agricola, Germania*, Hrsg. A. Städele, 2. Aufl. 2001 (Sammlung Tusculum).
- Xenophon, *Anabasis*, Hrsg. B. Zimmermann, 3. Aufl. 2002 (Sammlung Tusculum).

Forschungsliteratur

- C. Adams, *Travel and Geography in the Roman Empire*, London u. a. 2001.
- M. L. Allain, *The Periplus of Skylax of Karyanda*, Columbus (Ohio) 1982.
- J. M. Alonso-Núñez, *Approaches to a World History in the Hellenistic Period: Dicearchus and Agatharchides*, *Athenaeum* 85, 1997, 53–67.
- J. M. Alonso-Núñez, *Herodotus on the Far West*, *AC* 56, 1987, 243ff.
- J. M. Alonso-Núñez, *Roman Knowledge of Scandinavia in the Imperial Period*, *Oxford Journal of Archaeology* 7, 1988, 47–64.
- P. Arnaud, *Pouvoir des mots et limites de la cartographie dans la géographie grecque et romaine*, *DHA* 15,1, 1989, 9–29.
- G. Aujac, *La géographie dans le monde antique*, Paris 1975.
- H. Berger, *Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen*, 2 Bde., 2. Aufl. Leipzig 1903.
- H. Berve, *Alexander der Große als Entdecker*, in: *Gestaltende Kräfte der Antike*, München 1966, 333ff.
- S. Bianchetti, *L'idea di Africa da Annone a Plini*, in: A. Mastino, *L'Africa Romana* (Pubblicazioni del Dipartimento di storia dell'università degli studi di Sassari 16), 1990, 871–878.

- R. Bichler, Der Barbarenbegriff des Herodot und die Instrumentalisierung der Barbaren-Topik in politisch-ideologischer Absicht, in: I. Weiler/H. Graßl, Soziale Randgruppen und Außenseiter im Altertum, Graz 1988, 117–128.
- R. Bichler, Herodots Welt. Der Aufbau der Historien am Bild der fremden Länder und Völker, ihrer Zivilisation und ihrer Geschichte, Berlin 2000.
- R. Bichler/R. Rollinger, Herodot (Studienbücher Antike 3), Hildesheim 2000.
- P. Bilde, Centre and Periphery in the Hellenistic World, Aarhus 1996.
- J. Black, Geschichte der Landkarte: von der Antike bis zur Gegenwart, Leipzig 2005.
- L. Bodson, Alexander the Great and the Scientific Exploration of the Oriental Part of his Empire. An Overview of the Background, Trends and Results, *AncSoc* 22, 1991, 127–138.
- A. B. Bosworth, Alexander and the Iranians, *JHS* 100, 1980, 1–21.
- J. Bouzek, Ceylon und die hellenistische Welt (Deutsches Archäologisches Institut), Mainz 1990, 316–317.
- D. C. Braund, The Caucasian Frontier: Myth, Exploration and the Dynamics of Imperialism, in: Ph. Freeman/D. Kennedy (Eds.), *The Defence of the Roman and Byzantine East* (BAR 297), Oxford 1986, 31–49.
- K. Brodersen, Das römische Britannien. Spuren seiner Geschichte, Darmstadt 1998.
- K. Brodersen, *Terra cognita*, 2. Aufl. Hildesheim 2003.
- E. Buchholz, Homerische Kosmographie und Geographie, Wiesbaden 1970.
- E. H. Bunbury, *A History of Ancient Geography among the Greeks and Romans from the Earliest Ages till the Fall of the Roman Empire*. 2 Bde., New York 1879.
- L. Casson, *Reisen in der Alten Welt*, München 1976.
- L. Casson, Rome's Trade with the East: The Sea Voyage to Africa and India, *TAPhA* 110, 1980, 21–36.
- L. Casson, The Sea Route to India: *Periplus Maris Erythraei* 57, *CQ* 34, 1984, 473–479.
- R. Chevallier, La vision du nord dans l'Antiquité gréco-romaine, de Pythéas à Tacite, *Latomus* 43, 1984, 85–96.
- R. Chevallier, Géographie, topographie, archéologie et histoire de la Gaule, in: P. Arnaud/P. Counillon, *Geographica historica* (Ausonius publications Études 2), Bordeaux 1998, 25–39.
- K. Christ, Römer und Barbaren in der hohen Kaiserzeit, *Saeculum* 10, 1959, 273–288.
- K. Christ, Germanendarstellung und Zeitverständnis bei Tacitus, *Historia* 14, 1965, 62–73.
- A. Christol, Le Grec au contact des Iraniens et des Indiens, in: A. Blanc/A. Christol (Eds.), *Langues en contact dans l'antiquité. Aspects lexicaux* (Études anciennes 19), Paris 1999, 107–123.
- K. Clarke, *Between Geography and History: Strabo's Roman World*, Oxford 1997.
- K. Clarke, *Between Geography and History. Hellenistic Constructions of the Roman World*, Oxford u. a. 2001.

- J. Cobet, Europa und Asien – Griechen und Barbaren – Osten und Westen. Zur Begründung Europas aus der Antike, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 47, 1996, 405–419.
- E. Dabrowa, Le limes anatolien et la frontière caucasienne au temps des Flaviens, *Klio* 62, 1980, 379–388.
- R. M. Dancy, Thales, Anaximander, and Infinity, *Apeiron* 22, 1989, 149–190.
- J. Desanges, Arabes et Arabie en terre d’Afrique dans la géographie antique, in: T. Fahd, *L’Arabie Préislamique et son Environnement Historique et Culturel* (Travaux du Centre de Recherche sur le Proche-Orient et la Grèce Antiques 10), 1989, 413–429.
- M. Dickie, The Geography of Homer’s World, in: O. Andersen/M. Dickie (Eds.), *Homer’s World. Fiction, Tradition, Reality* (Papers from the Norwegian Institute at Athens 3), Bergen 1995, 26–56.
- K. Dietz, Zur historischen Geographie nördlich der Alpen, in: L. Wamser (Hrsg.), *Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer*, Mainz 2000, 1–9.
- A. Dihle, Arabien und Indien, in: O. Reverdin (Ed.), *Hérodote et les peuples non grecs* (Entretiens sur l’antiquité classique 35), Vandœuvres–Genève 1990, 41–67.
- A. Dihle, Indien und die hellenistisch-römische Welt in der neueren Forschung, *Geographia Antiqua* 1, 1992, 151–159.
- A. Dihle, *Die Griechen und die Fremden*, München 1994.
- O. A. W. Dilke, *Greek and Roman Maps*, Baltimore u. a. 1998.
- A. Diller, Geographical Latitudes in Eratosthenes, Hipparchus and Posidonius, *Klio* 27, 1934, 258–269.
- A. Diller, *The Tradition of the Minor Greek Geographers*, repr. Amsterdam 1986.
- M. Dillon, *Pilgrims and Pilgrimage in Ancient Greece*, London u. a. 1997.
- R. Dion, *Aspects politiques de la géographie antique* (Collection d’études anciennes), Paris 1977.
- H. H. Dubs, An Ancient Military Contact between Romans and Chinese, *AJPh* 62, 1941, 322–330.
- J. W. Eadie, The Evolution of the Roman Frontier in Arabia, in: Ph. Freeman/D. Kennedy (Eds.), *The Defence of the Roman and Byzantine East* (BAR 297, 1&2), Oxford 1986, 243–252.
- N. Ehrhardt, Zur Geschichte der griechischen Handels- und Kolonisationsfahrten im östlichen Mittelmeer im Spiegel von Epos und Periplus-Literatur, in: R. Habelt, *Orientalisch-ägäische Einflüsse in der europäischen Bronzezeit* (Römisch-Germanisches Zentralmuseum. Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte. Monographien 15), Bonn 1990, 13–32.
- K. F. Eisen, Griechische Welt und Osteuropa, *AU* 39,3, 1996, 69–81.
- W. Ekschmitt, *Weltmodelle. Griechische Weltbilder von Thales bis Ptolemäus*, Mainz 1989.
- J. Engels, Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia (*Geographica Historica* 12), Stuttgart 1999.

- H. Erbse, Xenophons Anabasis, *Gymnasium* 73, 1966, 485–505.
- Rh. Evans, Ethnography's Freak Show: the Grotesques at the Edges of the Roman Earth, *Ramus* 28, 1999, 54–73.
- P. Fabre, *Les Grecs et la connaissance de l'Occident*, o. O. 1981.
- St. Faller, Taprobane im Wandel der Zeit. Das Sri-Lanka-Bild in griechischen und lateinischen Quellen zwischen Alexanderzug und Spätantike (*Geographica Historica* 14), Stuttgart 2000.
- U. Fellmeth, Von der Grenze zum Siedlungsgebiet. Die Alpen im Bewußtsein der Römer. – Ein historischer Essay zum Phänomen der römischen Alpenpolitik in republikanischer Zeit, in: E. Olshausen/H. Sonnabend (Hrsg.), *Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 5* (*Geographica Historica* 8), Amsterdam 1996, 79–86.
- J. Ferguson, China and Rome, *ANRW II* 9,2, 1977, 581–603.
- F. Franciosi, Die Gestalt der Erde zu Anfängen der griechischen Astronomie, *AAnt-Hung* 31, 1985–1988, 325–333.
- D. H. French/C. S. Lightfoot (Eds.), *The Eastern Frontier of the Roman Empire* (BAR 553), Oxford 1989.
- B. Funck, Das Bosporanische Reich aus der Sicht Strabons, *Klio* 67, 1985, 273–280.
- D. Fushöller, Tunesien und Ostalgerien in der Römerzeit. Zur historischen Geographie des östlichen Atlasafrika vom Fall Karthagos bis auf Hadrians Limesbau, Bonn 1976.
- W. Gauer, Europa und Asien. Die Entdeckung der Kontinente und die Einheit der alten Welt, *Saeculum* 46, 1995, 204–215.
- H.-J. Gehrke, Die Geburt der Erdkunde aus dem Geiste der Geometrie. Überlegungen zur Entstehung und zur Frühgeschichte der wissenschaftlichen Geographie bei den Griechen, in: W. Kullmann/J. Althoff/M. Asper (Hrsg.), *Gattungen wissenschaftlicher Literatur in der Antike* (*ScriptOralia* 95), Tübingen 1998, 163–192.
- H.-J. Gehrke, Raumbilder in der griechischen Geographie, in: Th. Hantos/G. A. Lehmann (Hrsg.), *Althistorisches Kolloquium aus Anlaß des 70. Geburtstags von Jochen Bleicken*, 29.–30. November 1996 in Göttingen, Stuttgart 1998, 29–41.
- P. Georges, *Barbarian Asia and the Greek Experience. From the Archaic Period to the Age of Xenophon*, Baltimore/London 1994.
- K. Geus, Die Welt in antiken Karten und Globen, *Die Alten Sprachen im Unterricht* 46,4, 1999, 7–28.
- M. Giebel, *Reisen in der Antike*, Darmstadt 1999.
- K. M. Girardet, Kontinente und ihre Grenzen in der griechisch-römischen Antike, in: S. Penth u. a. (Hrsg.), *Europas Grenzen (Limites 1)*, St. Ingbert 2006, 19–65.
- A. Graeser, Ein Bild von der Welt – die Kosmos-Idee in der frühen Philosophie, *Universitas. Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur* 41, 1986, 33–43.
- S. Hable-Selassie, *Beziehungen Äthiopiens zur griechisch-römischen Welt*, Bonn 1960.

- J. Hagel, Grenze und Grenzland aus geographischer Sicht, in: E. Olshausen/H. Sonnabend (Hrsg.), Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 4 (Geographica Historica 7), Amsterdam 1994, 487–496.
- Ch. Hänger, Die Welt im Kopf: Raumbilder und Strategie im Römischen Kaiserreich, Göttingen 2001.
- J. Harmatta, Alexander the Great in Central Asia, *Acta antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae* 39, 1999, 129–136.
- W. A. Heidel, The Frame of the Ancient Greek Maps (American Geographical Society Research Series 20), New York 1976.
- K. Held, Die Entdeckung der Welt bei den Griechen als Ursprung Europas, in: K. Rosen, Das Mittelmeer – die Wiege der europäischen Kultur (Cicero-Schriftenreihe 3), Bonn 1998, 26–45.
- R. Hennig, *Terrae incognitae*, Bd. 1, Leiden 1944.
- E. Herbert, *Greek Geography*, New York 1973.
- D. Herminghausen, Herodots Angaben über Äthiopien. Mit einer kritischen Untersuchung ihrer Quellen und ihrer Funktion im Zusammenhang mit den Angaben über Ägypten, Hamburg 1964.
- J. Herrmann/R. Müller (Hrsg.), Die Antike und Europa. Zentrum und Peripherie in der antiken Welt (Schriften zur Geschichte und Kultur der Antike), Berlin 1990.
- P. Högemann, Alexander der Große und Arabien (Zetemata 82), München 1983.
- R. d'Hollander, *Sciences géographiques dans l'antiquité: connaissance du monde, conception de l'univers*, Saint-Mande 2003.
- W. Hübner, *Geographie und verwandte Wissenschaften*, Stuttgart 2000.
- W. Huß (Hrsg.), *Karthago* (Wege der Forschung 654), Darmstadt 1992.
- B. Isaac, Trade-Routes to Arabia and the Roman Presence in the Desert, in: T. Fahd (Ed.), *L'Arabie Préislamique et son Environment Historique et Culturel* (Travaux du Centre de Recherche sur le Proche-Orient et la Grèce Antiques 10), Strasbourg 1989, 241–256.
- B. Isaac, *The Limits of Empire: The Roman Army in the East*, Oxford 1990.
- Ch. Jacob, *Géographie et ethnographie en Grèce ancienne*, Paris 1991.
- Ch. Jacob, Inscribe la terre habitée sur une tablette. Réflexions sur la fonction de la carte géographique en Grèce ancienne, in: M. Detienne (Ed.), *Les savoirs de l'écriture. En Grèce ancienne*, Lille 1988, 273–304.
- P. Janni, Cartographie et art nautique dans le monde ancien, in: P. Arnaud/P. Counillon, *Geographica historica* (Ausonius publications. Études 2), Bordeaux 1998, 41–53.
- A. E. M. Johnston, The Earliest Preserved Greek Map: A New Ionian Coin Type, *JHS* 87, 1967, 86–94.
- K. Karttunen, *India and the Hellenistic World* (Studia Orientalia 83), Helsinki 1997.
- D. Kienast, Alexander und der Ganges, *Historia* 14, 1965, 180–188.
- E. Klemp, *Asien auf Karten von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, Weinheim 1989.

- O. Köhler, Was ist „Welt“ in der Geschichte?, *Saeculum* 6, 1955, 1–9.
- M. Konrad, Research on the Roman and Early Byzantine Frontier in the North Syria, *JRA* 12, 1999, 392–410.
- M. S. Kordosis, China and the Greek world. An Introduction to Greek-Chinese Studies with Special Reference to the Chinese Sources. I: Hellenistic, Roman, Early Byzantine period (2nd c. B.C.–6th c. A.D.), *Historicogeographica Meletemata* 2, 1991, 143–251.
- T. Kotula, *Le monde romain et ses périphéries sous la République et sous l'Empire*, Wrocław 2001.
- J. Kunow, Die „Dritte Welt“ der Römer. Kontakte zwischen dem Imperium Romanum und der Germania libera, *ArchDeutschl.* 4, 1988, 34 ff.
- R. J. Lane Fox, The Itinerary of Alexander: Constantius to Julian, *The Classical Quarterly* 47,1, 1997, 239–252.
- K. Langlouis, *Raumauffassung und geographisches Weltbild in der römischen Politik von Pompeius bis Traian*, Tübingen 1951.
- A. C. Levi/M. A. Levi, *Itineraria picta. Contributo allo studio della Tabula Peutingeriana* (Museo dell'Impero Romano: Studi e materiali 7), Rom 1967.
- G. E. R. Lloyd, *Early Greek Science: Thales to Aristotle* (Ancient Culture and Society), London 1970.
- G. E. R. Lloyd, Images of the World, in: J. Brunschwig/G. E. R. Lloyd (Eds.), *Greek Thought. A Guide to Classical Knowledge*, Cambridge u. a. 2000, 20–38.
- A. A. Lund, Zur Frage nach der Urbevölkerung Britanniens (Caes. Bell.Gall. 5,12,1–3; Tac.Agr.11), *Gymnasium* 95, 1988, 493 ff.
- H. I. Macadam, Strabo, Pliny the Elder and Ptolemy of Alexandria: Three Views of Ancient Arabia and its Peoples, in: T. Fahd (Ed.), *L'Arabie Préislamique et son Environment Historique et Culturel* (Travaux du Centre de Recherche sur le Proche-Orient et la Grèce Antiques 10), Strasbourg 1989, 289–320.
- St. Magnani, *Geografia storica del mondo antico*, Bologna 2003.
- J. Malitz, *Die Historien des Poseidonios* (Zetemata 79), München 1983.
- H. J. Mette, *Sphairiopoia. Untersuchungen zur Kosmologie des Krates v. Pergamon*, Bonn 1936.
- E. Meyer, Hannibals Alpenübergang, in: K. Christ, *Hannibal* (Wege der Forschung 371), Darmstadt 1958, 216–221.
- F. Millar, Taking the Measure of the Ancient World, *Proceedings of the Classical Association* 90, 1993, 11–33.
- K. Miller, *Itineraria Romana. Römische Reisewege an Hand der Tabula Peutingeriana dargestellt. Mit 317 Kartenskizzen u. Textbildern*, Rom 1964.
- Th. Miller, *Die griechische Kolonisation im Spiegel literarischer Zeugnisse* (Classica Monacensia 14), Tübingen 1997.
- W. Mohr, Des Pytheas von Massilia Schrift „Über den Ozean“, *Hermes* 77, 1942, 28–45.

- M. Mönius, Die Kenntnis der Geographie Ägyptens bei den Griechen im 5. Jahrhundert v. Chr., o. O. 1989
- P. Moraux, *Anecdota Graeca Minora V. Über die Zonen der Erde*, ZPE 42, 1981, 51–58.
- J. Morton, *The Role of the Physical Environment in Ancient Greek Seafaring*, Leiden u. a. 2001.
- C. W. Müller, Fremderfahrung und Eigenerfahrung. Griechische Ägyptenreisende von Menelaos bis Herodot, *Philologus* 141, 1997, 200–214.
- D. Müller, *Topographischer Bildkommentar zu den Historien Herodots. Kleinasien und angrenzende Gebiete mit Südostthrakien und Zypern*, Tübingen 1997.
- R. Müller, Das Barbarenbild des Poseidonios und seine Stellung in der philosophischen Tradition, *Emérita* 61, 1993, 41–52.
- M. Mund-Dopiche, La survie littéraire de la Thulé de Pythéas. Un exemple de la permanence de schémas antiques dans la culture européenne, *AC* 59, 1990, 79–97.
- E. Mveng, *Les sources grecques de l'histoire négro-africaine depuis Homère jusqu'à Strabon*, Paris 1972.
- A. K. Narain, Alexander and India, Greece and Rome. Zweite Serie 12, 1965, 155–165.
- H.-G. Nesselrath, Herodot und die Enden der Welt, *MH* 52, 1995, 20–44.
- K. J. Neumann, Die Fahrt des Patrokles auf dem Kaspischen Meere und der alte Lauf des Oxos, *Hermes* 19, 1884, 165–185.
- C. Nicolet, De Vérone au Champ de Mars: chorographia et carte d'Agrippa, *MEFRA* 100,1, 1988, 127–138.
- C. Nicolet, *Space, Geography and Politics in the Early Roman Empire*, Ann Arbor 1991.
- R. Nierhaus, Zu den topographischen Angaben in der „Geographie“ des Klaudios Ptolemaios über das heutige Süddeutschland, *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 6, 1981, 475–500.
- R. Oberhummer, Die Meerengen als Erdteilgrenze, *Bulletin d'Institut Archéologique Bulgare* 16, 1950, 301–303.
- G. H. Oller, Messengers and Ambassadors in Ancient Western Asia, in: J. M. Sasson (Ed.), *Civilizations of the Ancient Near East*, New York 1995, 1465–1473.
- E. Olshausen, Einführung in die Historische Geographie der Alten Welt, Darmstadt 1991.
- E. Olshausen, Feste Grenzen und wandernde Völker: Trapezus und die Boraner. Ein Beitrag zur Migrations- und zur Grenzraumproblematik, in: B. Rémy (Ed.), *Pontica I. Recherches sur l'histoire du Pont dans l'antichité (Varia Anatolica 5)*, Saint-Étienne 1991, 25–37.
- J. Ozols (Hrsg.), *Aus dem Osten des Alexanderreiches. Völker und Kulturen zwischen Orient und Okzident: Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien*, Köln 1984.
- Ch. van Paassen, *The Classical Tradition of Geography*, Groningen u. a. 1957.
- L. Pagani, *Ptolemäus: Cosmographia. Das Weltbild der Antike*. Einf. von Lelio Pagani, Stuttgart 1990.

- D. Panchenko, Scylax' Circumnavigation of India and its Interpretation in Early Greek Geography, Ethnography and Cosmography, I, *Hyperboreus* 4, 1998, 211–242.
- D. Panchenko, The Shape of the Earth in Archelaus, Democritus and Leucippus, *Hyperboreus* 5, 1999, 22–39.
- P. Pédech, *La géographie des Grecs (Littératures anciennes 5)*, Paris 1976.
- G. C. Picard, Der Periplus des Hanno, in: W. Huss, *Karthago (Wege der Forschung 654)*, Darmstadt 1982, 182–192.
- D. S. Potter, Empty Areas and Roman Frontier Policy, *AJPh* 113, 1992, 269–274.
- F. Prontera, *Geografia storica della Grecia Antica: tradizioni e problemi*, Roma u. a. 1991.
- I. Puskas, Strabo and his Sources on India, in: G. Németh (Hrsg.), *Gedenkschrift István Hahn (Annales universitatis scientiarum Budapestinensis de Rolando Eötvös nominatae, Sectio historica 26)*, Budapest 1993, 59–73.
- C. M. Reed, Maritime Traders in the Archaic Greek World: A Typology of Those Engaged In the Long-Distance Transfer of Goods by Sea, *AncW* 10,1/2, 1984, 31–44.
- W. Röllig, Asia Minor as a Bridge between East and West. The Role of the Phoenicians and Aramaeans in the Transfer of Culture, in: G. Kopcke/I. Tokumaru (Eds.), *Greece between East and West: 10th–8th Centuries B.C.*, Mainz 1992, 93–102.
- F. E. Romer, *Pomponius Mela's Description of the World*, Ann Arbor 1998.
- J. S. Romm, *The Edges of the Earth in Ancient Thought. Geography, Exploration, and Fiction*, Princeton N. J. 1992.
- M. Rowlands/M. T. Larsen (Eds.), *Centre and Periphery in the Ancient World*, Cambridge 1988.
- J. Roy, Xenophon's Evidence for the Anabasis, *Athenaeum* 56, 1968, 37–46.
- W. Rutz, Alexanders Tigris-Übergang bei Curtius Rufus 4,9,17–21, *WJA* 7, 1981, 177–192.
- R. Rzachiladze, L'Orient dans les œuvres de Xénophon, *Klio* 62, 1980, 311–316.
- J.-F. Salles, The Periplus of the Erythraean Sea and the Arab-Persian Gulf, *Topoi Orient-Occident* 3, 1993, 493–523.
- N. Sallmann, De Pomponio Mela et Plinio maiore in Africa describenda discrepantibus, *Africa et Roma*, Rom 1979, 164–173.
- S. Sambursky, *Das physikalische Weltbild der Antike (Die Bibliothek der Alten Welt/Reihe Forschung und Deutung)*, Zürich 1965.
- G. Sammet, *Der vermessene Planet. Bildatlas zur Geschichte der Kartographie*, Hamburg 1992.
- W. Schadewaldt, Das Welt-Modell der Griechen, in: H. Oppermann, *Humanismus (Wege der Forschung 17)*, Darmstadt 1977, 322–352.
- H. Schiwiek, *Der Persische Golf als Schifffahrts- und Seehandelsroute in achämenidischer Zeit und in der Zeit Alexanders des Großen*, Bonn 1956.

- E. G. Schmidt, Himmel – Meer – Erde im frühgriechischen Epos und im alten Orient, *Philologus* 125, 1981, 1–24.
- A. Schmidt-Colinet, Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches, Wien 2004.
- W. Schmitthenner, Rome and India: Aspects of Universal History during the Principate, *JRS* 69, 1979, 90–106.
- H. Schmitz, Anaximander und die Anfänge der griechischen Philosophie, Bonn 1988.
- P. Schnabel, Die Weltkarte des Agrippa als wissenschaftliches Mittelglied zwischen Hipparch und Ptolemaeus, *Philologus* 90, 1935, 405–440.
- W. H. Schoff, Parthian Stations by Isidore of Charax. An Account of the Overland Trade Route between the Levant and India in the first Century B.C.; the Greek text, with a transl. and comm., Chicago 1989.
- P. Scholz, Auf den Spuren der äthiopischen Vergangenheit zwischen dem Niltal und Arabia Felix, *AW* 15,3, 1984, 3–34.
- R. Schulz, Die Antike und das Meer, Darmstadt 2005.
- H. Schwabl, Das Bild der fremden Welt bei den frühen Griechen, *Greco et Barbares (Entretiens sur l'Antiquité Classique Tome VIII)*, 1962, 3–36.
- M. Sechi, La costruzione della scienza geografica nei pensatori dell'antichità classica, Rom 1990.
- J. Seibert, Die Eroberung des Perserreiches durch Alexander den Großen auf kartographischer Grundlage (Tübinger Atlas des Vorderen Orients. Beihefte 8), Wiesbaden 1984.
- J. Seibert, Hannibal, Darmstadt 1993.
- E. Seibold, Antike Vorstellungen und die Nordostpassage, Stuttgart 2005.
- B. D. Shaw, The Elder Pliny's African Geography, *Historia* 30, 1981, 424 ff.
- R. K. Sherk, Roman Geographical Exploration and Military Maps, *ANRW II* 1, Berlin & New York 1974, 534–562.
- W. Smith, A Dictionary of Greek and Roman Geography, London u. a. 2006.
- H. Sonnabend, Die Wahrnehmung von Grenzen bei Pausanias, in: E. Olshausen/H. Sonnabend (Hrsg.), Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 4 (*Geographica Historica* 7), Amsterdam 1994, 291–302.
- H. Sonnabend (Hrsg.), Mensch und Landschaft in der Antike, Stuttgart 2006 (Sonderausgabe).
- M. Sordi, Geografia e storiografia nel mondo classico, o. O. 1988.
- A. Städele, Die Gestalt der Erde bei Tacitus, *WJA* 17, 1991, 251–255.
- P. Steinmetz, Tacitus und die Kugelgestalt der Erde, *Philologus* 111,3/4, 1967, 233–241.
- A. Stückelberger, Ptolemaios und das heliozentristische Weltbild: Zur Geschichte eines Paradigmenwechsels, in: K. Döring/B. Herzhoff/G. Wöhrle (Hrsg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption Bd. 8, Trier 1998, 83–99.
- A. Stückelberger, Vom anatomischen Atlas des Aristoteles zum geographischen Atlas des Ptolemaios: Beobachtungen zu wissenschaftlichen Bilddokumentationen, in:

- W. Kullmann/J. Althoff/M. Asper (Hrsg.), *Gattungen wissenschaftlicher Literatur in der Antike* (ScriptOralia 95), Tübingen 1998, 287–307.
- Á. Szabó, *Das geozentrische Weltbild: Astronomie, Geographie und Mathematik der Griechen*, München 1992.
- R. J. A. Talbert, *Mapping the Classical World: Major Atlases and Map Series 1872–1990*, *JRA* 5, 1992, 5–38.
- R. J. A. Talbert, *Maps for the Classical World: Where do we go from here?*, *AJPh* 118, 1997, 323–327.
- J. O. Thomson, *A History of Ancient Geography*, Cambridge 1948.
- J. Thorley, *The Silk Trade Between China and the Roman Empire at its Height, circa A. D. 90–130, Greece and Rome. Zweite Serie* 18, 1971, 71–80.
- J. J. Tierney, *Ptolemy's Map of Scotland*, *JHS* 79, 1959, 132–148.
- D. Timpe, *Entdeckungsgeschichte*, *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 7, 1989, 307–389.
- D. Timpe, *Rom und die Barbaren des Nordens*, in: M. Schuster (Hrsg.), *Die Begegnung mit dem Fremden. Wertungen und Wirkungen in Hochkulturen vom Altertum bis zur Gegenwart* (Colloquia Raurica 4), Stuttgart/Leipzig 1996, 34–50.
- D. Timpe, *Der Mythos vom Mittelmeerraum: Über die Grenzen der alten Welt*, *Chiron* 34, 2004, 3–23.
- A. Treloar, *Ancient Greece and India*, *Prudentia* 9,2, 1977, 81–96.
- G. R. Tsetschladze (Ed.), *The Greek Colonisation of the Black Sea Area. Historical Interpretation of Archaeology* (Historia Einzelschriften 121), Stuttgart 1998.
- M. Vassileva, *Greek Ideas of the North and the East: Mastering the Black Sea Area*, in: G. R. Tsetschladze (Ed.), *The Greek Colonisation of the Black Sea Area. Historical Interpretation of Archaeology* (Historia Einzelschriften 121), Stuttgart 1998, 69–77.
- M. Wagstaff, *The Contribution of Early Travel Narratives to the Historical Geography of Greece*, Oxford 2004.
- G. Weichbrodt, *Der Handel zwischen Indien und der Mittelmeerwelt nach den Angaben des „Periplus des Erythräischen Meeres“*, *Das Altertum* 35,1, 1989, 57 ff.
- I. Whitehead, *The Periplus, Greece & Rome* 34, 1987, 179 ff.
- R. Wieber, *Marinos von Tyros in der arabischen Überlieferung*, in: M. Weinmann-Walser (Hrsg.), *Historische Interpretationen* (Historia Einzelschriften 100), Stuttgart 1995, 161–190.
- W. Will (Hrsg.), *Alexander der Große. Eine Welteroberung und ihr Hintergrund* (Antiquitas, Reihe 1. Abhandlungen zur Alten Geschichte 46), Bonn 1998.
- E. Winter, *Die Bedeutung des Grenzraumes für den diplomatischen Verkehr: Das Imperium Romanum und seine östlichen Nachbarn*, in: E. Olshausen/H. Sonnabend, *Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums* 4 (Geographica Historica 7), Amsterdam 1994, 589–607.
- D. Woelk, *Agatharchides von Knidos über das Rote Meer*, Freiburg 1966.
- K. Zimmermann, *Libyen. Das Land südlich des Mittelmeers im Weltbild der Griechen*, München 1999.

Register

1. Geographische Begriffe

- Abalus s. Helgoland
Abu Simbel 95
Adiabene 46
Adria 72, 83
Aegipanen 98
Aetna 110
Afghanistan 116, 119
Afrika 8, 12, 23, 25–29, 32f., 40, 46f.,
51f., 59–62, 68, 70–76, 94–98, 125f.,
129f., 135–138
Ägäis 46f., 64, 102, 105, 118
Agisymba 98
Ägypten 16, 22f., 25f., 31–33, 36, 41,
43–45, 47, 50, 52, 61f., 89, 93–97, 116,
118
Ägypter 10, 17, 35, 95, 97
Akragas (heute: Agrigento) 109f.
Albanien 64
Albis s. Elbe
Alexandreia Eschate (heute: Leninabad)
89, 120
Alexandria 23, 37, 41, 49, 51, 88, 118, 121
Alexandria in Arachosien 44
Alpen 12, 15, 40, 62, 83f., 100, 124–132
Amaseia 43
Anatolien 117f.
Apameia 42
Apulien 104, 130
Äquator 26, 58
Aquitaner 84
Araber 16, 90, 110
Arabien 18–20, 23, 32f., 44, 55, 93f.
Arabische Halbinsel 28
Arc 127
Argolis 50
Armenien 19, 21, 44, 113–116
Asien 8, 10, 12, 27, 30, 36, 43, 45, 47,
51f., 54, 59–65, 67, 85, 87–90, 92f.,
111f., 116–118, 120, 122, 130
Athen 42, 70f., 111
Athener 21, 71–73, 111
Äthiopien 18f., 32, 44, 68, 88, 94–97
Äthiopier 94–96, 98
Atlantik 27, 47, 51, 59, 61f., 68, 76f., 79,
103
Atlantis 68f., 78
Atlasgebirge 47, 74
Attika 50
Babylon 46, 112f., 116, 119, 123
Babylonien 36, 46
Babylonier 10, 34
Bahr el-Djebel 96
Baktrien 86, 120
Balearen 73, 104
Balkan 64
Belgier 84
Berber 97f.
Blemyer 98
Bodensee 83f.
Boier 91
Böotien 50, 55
Borysthenes (heute: Dnjepr) 83
Bosnien-Herzegowina 64
Bosporus 45, 105
Bretagne 51

- Britannien, Britische Inseln 7, 11, 15–18, 30, 44, 48, 53, 55, 77–79, 82
 Brundisium (heute: Brindisi) 63
 Byblos 101
 Byzantiner 52, 110
 Byzanz, Byzantion 22, 53, 105, 115, 138

 Cádiz 25, 46, 59, 72, 102–104, 131
 Cannae 130
 Carrhae (heute: Harran) 44, 85
 Carthago Nova (heute: Cartagena) 126
 Chalkis 108
 Charax 16, 44
 Chawak-Pass 119
 China 65, 85 f., 89
 Chryse 87
 Col du Clapier 128
 Como 46

 Daker 48
 Damaskene 46
 Dänemark 82
 Dardanellen s. Hellespont
 Delphi 22
 Detmold 134
 Don 10, 59, 61–63, 77, 89 f., 92
 Donau 43, 48, 59, 62, 64, 82 f., 92
 Drina 64

 Ebro 124, 126
 Ekbatana 87, 113, 119
 Elbe 30, 43, 62, 80 f., 131–135
 Elea 37, 56
 Elephantine 95
 Emporion (heute: Ampurias) 105
 Epidauros 22
 Eretria 108
 Etrurien 44
 Etrusker 35, 110
 Euboia 109
 Euphrat 11, 44, 46, 59, 62, 65, 86, 112, 123

 Europa 8, 10, 12, 19, 24, 36, 43, 47, 51 f., 54, 59–64, 73, 76, 80, 82 f., 90, 110

 Färöer-Inseln 30
 Feningia 82
 Ferro 75
 Friesische Inseln 80
 Fuerteventura 75

 Gabun 29
 Gades s. Cádiz
 Gallien 15 f., 30, 44, 62, 77, 79, 84, 91, 105, 132, 135–137
 Gallier 15, 48, 105
 Gallisches Meer 17
 Gamphasanten 98
 Ganges 120 f.
 Garama (heute: Djerma) 97 f.
 Garamanten 97 f.
 Gaugamela 114, 118
 Gedrosische Wüste 123
 Gela 109
 Genua 127
 Germanen 10, 18, 48, 83, 130–132, 134–136
 Germanien 7, 33, 43 f., 46, 48, 55, 62, 77, 82 f., 91, 100, 129–134
 Gibraltar 7, 25–27, 29 f., 45, 51, 54, 59, 61, 63, 68 f., 71–73, 75, 103, 105, 137
 Golf von Akaba 94
 Golf von Iskenderun 112, 117
 Golf von Neapel 46
 Golf von Salerno 108
 Golf von Tarent 107 f.
 Gordion 116
 Gran Canaria 75
 Granikos 116
 Grenoble 128
 Griechenland 44, 50, 60, 72, 88, 104, 106 f., 111, 114, 116, 118, 120
 Große Syrte 64
 Guadalquivir 104

- Guadalete 104
 Gymnias 115

 Halikarnassos (heute: Bodrum) 36, 60
 Halike 50
 Harpasos (heute: Coruh Nehri) 115
 Hekatompylos 87
 Helgoland 80
 Hellespont 63, 105, 116
 Hibernia s. Irland
 Hindukusch 119f.
 Hippo Regius 137
 Hister s. Donau
 Hunnen 136
 Hydaspes (heute: Jhelum) 121
 Hyperboreer 68, 77
 Hyphasis 121
 Hyrkanisches Meer s. Kaspisches Meer

 Iaxartes (heute: Syr-darja) 31, 89f., 120
 Iberer 127
 Iberische Halbinsel 7, 72, 82, 101,
 s. a. Spanien
 Inder 28, 87, 91
 Indien 10, 16, 19, 23, 28, 31–33, 44, 46,
 53, 56, 64f., 68, 86, 88f., 93, 115f.,
 120–123
 Indischer Golf 123
 Indischer Ozean 28, 31, 87, 89, 93
 Indus 28, 31, 89, 116, 120–123
 Ionien 60, 92, 113
 Ionischer Golf 63
 Ionisches Meer 21, 64
 Irak 100, 112f., 116
 Iran 44, 92, 112, 116, 118f., 123
 Irland 16f., 77, 81
 Ischia 108
 Isère 127
 Island 30
 Israel 116
 Issos 112, 117f.
 Isthmos von Suez 62

 Istros s. Donau
 Italien 20, 44, 46, 52, 55f., 62, 102, 104f.,
 107, 109f., 123–130, 132
 Iudaea 44, 46

 Jemen 94
 Jerusalem 23
 Jezireh 114
 Jordanien 23
 Jütland 79, 81, 133

 Kalabrien 104
 Kalkriese 134
 Kampanien 57, 104
 Kanarische Inseln 74–76
 Kappadoker 21
 Karduchen 113f.
 Karien 27
 Karrhai s. Carrhae
 Karthager 28f., 65, 70f., 73f., 97, 110,
 124f., 127f.
 Karthago 28f., 49, 71, 73, 102, 124–126,
 129f., 135, 138
 Karyanda 27
 Kaspische Pforte 87
 Kaspisches Meer 31, 46, 61–63, 86, 90f.
 Kassiteriden 79
 Katabathmos (heute: Sollum) 62
 Katane (heute: Catania) 109
 Kaukasus 44, 54, 63, 69, 86, 90, 119
 Kelten 15, 30, 41, 82–84, 125–127, 129
 Kerne (heute: Herne) 29
 Kiliker 21
 Kilikische Pforte 112
 Kimbern 79, 133, 136
 Kimmerier 91
 Kition 101
 Kleinasien 20–22, 27, 36, 41, 43f., 50, 61,
 64, 72, 92f., 95, 111f., 116
 Knidos 41, 120
 Koile (Coele) 46
 Kolchis 69

- Kommagene 46
 Konstantinopel s. Byzanz
 Korinth 50, 107, 109
 Korsika 73, 110
 Kos 22, 67
 Kreta 60, 102, 109
 Kreter 17, 101f.
 Kroton 108–110
 Ktesiphon 87
 Kunaxa 112
 Kurden 113
 Kurdistan 113–115
 Kyme 108
 Kyneten 82
 Kypros s. Zypern
 Kyrenaika 62, 74, 95
 Kyrene 25, 37
 Kyzikos 32
- Lacus brigantinus s. Bodensee
 Lanzarote 75
 Lebena 22
 Leontinoi 109
 Levante 104
 Libanon 28, 49, 101, 103, 116
 Libyen 26, 59, 61, 64, 97f.
 Libyer 95
 Liguier 41, 105
 Ligurien 55
 Li-jen 85
 Lippe 133
 Lo Yang 86
 Lokroi 109
 Lusitanier 76
 Lyder 21
 Lydien 50, 113
- Madaba (Medaba) 23
 Madeira 75
 Magna Graecia 104, 108, 110
 Maiotis (heute: Asowsches Meer) 89, 91f.
 Makedonen 65, 115f.
 Makedonien 116
- Malakka 87
 Mallos 37
 Marathon 27
 Mare Britannicum s. Nordsee
 Mare Germanicum s. Nordsee
 Mare Nostrum s. Mittelmeer
 Mare Suebicum s. Ostsee
 Margiana (im heutigen Turkmenistan)
 85, 87
 Mariba (Mariaba) 19, 94
 Markomannen 133
 Marokko 104
 Mases 50
 Massilia (heute: Marseille) 26f., 30, 79,
 84, 105, 108, 126f.
 Mauren 137
 Mauretanien 46f., 73–75
 Medien 113
 Megále Hellas s. Magna Graecia
 Megara 109
 Megara hyblaia 107, 109
 Mekong 87
 Meroe 19, 96
 Merv 85
 Mesopotamien 22, 35, 44, 46, 55, 85,
 111f., 114
 Metapont 107f.
 Milet 20f., 34–36, 92
 Misenum 46, 57
 Mittelmeer 25f., 28, 46, 50f., 55, 59,
 61–63, 66–69, 71f., 77, 82, 100–105,
 109, 124, 138
 Mona (heute: Anglesey) 77
 Mont Cenis 128
 Myriandros 112
- Napata (a. Nabata) 19, 96
 Narbo (heute: Narbonne) 79
 Naxos 109
 Naxos (Sizilien) 71, 109
 Neapel 108
 Nil 27, 59, 61f., 89, 95f., 118, 121
 Ninive 113

- Nordafrika 11, 18, 25, 44f., 47, 52, 55,
 63f., 71–73, 99, 102, 124f., 137
 Nordmeer 15, 69
 Nordsee 10, 30, 46, 79–82, 84, 133
 Normannen 110
 Norwegen 30
 Nubien 74

 Oase Siwa 118
 Oder 135
 Olympia 22
 Orcades (heute: Orkney-Inseln)
 78
 Osteuropa 132, 136
 Ostjordanland 22
 Ostsee 10, 46, 80–82
 Oxus 86

 Pakistan 116
 Palästina 22f., 50, 93
 Palmyra 94
 Pandschab 121
 Pannonien 133, 135
 Pannonier 48
 Paropamisos s. Hindukusch
 Parther 19, 44, 65, 85–87
 Pattala (heute: Haiderabad) 121
 Peloponnes 20, 36, 50, 102
 Pelusion 94
 Pergamon 22, 37, 40
 Persepolis 117, 119f.
 Perser 10f., 20, 27f., 33, 36, 64, 88, 116,
 118, 120
 Persien 11, 21, 27f., 36, 44, 61, 65, 67, 93,
 111f., 114, 116–119
 Persischer Golf 28, 31, 46, 86, 88f., 93,
 123
 Phaiaken 106
 Phasis (heute: Rioni) 63, 69, 90
 Philae 95
 Phokaia 105
 Phokaier/Phokaeer 72, 84, 105, 110
 Phönizien 44, 93, 101, 118
 Phönizier 12, 17, 24–29, 33, 72, 75, 79,
 99–104, 124, 137
 Phryger 21
 Phrygien 117
 Pisidien 112
 Pisidier 111
 Pithekussai 108
 Po 127–129
 Polen 135
 Pompeji 53
 Pontos Euxeinos s. Schwarzes Meer
 Porto Santo 75
 Poseidonia (Paestum) 108
 Pyrenäen 126f.

 Raeter 48
 Ravenna 52
 Rhein 30, 48, 62, 79, 82–84, 131f., 135f.
 Rhodos 42, 101, 109
 Rhône 84, 105, 127
 Rom 7, 18–20, 40, 42f., 45, 47, 80, 85,
 124f., 129–131, 133, 138
 Rotes Meer 20, 26, 28, 31f., 41, 61, 63,
 86f., 93f.

 Sabäer 19, 94
 Sagunt 125
 Sahara 74, 97
 Sais 95
 Samos 25, 72
 Santorin 69
 Sardes 118
 Sardinien 44, 73, 102
 Sarmaten 48
 Säulen des Herakles s. Gibraltar
 Scatinavia 81
 Schwarzes Meer 17, 43f., 46, 51, 62f., 69,
 82f., 86, 90–92, 100, 105, 109, 111,
 113, 115
 Schweden 82
 Seidenstraße 86
 Seine 79
 Seleukia 87

- Selinus (heute: Selinunt) 109
 Senegal 27, 29, 74
 Serbien 64
 Serer 87
 Shetland-Inseln 30, 78
 Sidon 101
 Sikuler 108
 Sinai-Halbinsel 22
 Sizilien 41, 70–73, 100–102, 105, 107–110,
 124, 126
 Skagen 133
 Skagerrak 82
 Skandinavien 10, 77f., 81f., 99, 132,
 135f., 138
 Skodra (heute: Skutari) 63f.
 Skythen 36, 83, 87, 92
 Slawen 64
 Sogdien 89, 120
 Sophene 46
 Spanien 10f., 17f., 22, 25, 44f., 52f., 55,
 72f., 76f., 100–105, 124–127, 131,
 135–137
 Sparta 20f., 71, 92, 111
 Spartaner 20f., 36, 108
 Sri Lanka 19, 20, 23, 86–88
 Straße von Messina 71, 102, 106
 Sudan 10, 18, 33, 96
 Südfrankreich 22, 79, 105, 124
 Sueben 80
 Sugambrer 132
 Suionen 81
 Susa 21, 92, 113, 117–120
 Sybaris 108f.
 Syene 37, 95
 Syrakus 71, 107–109
 Syrer 21
 Syrien 18, 23, 44–46, 50, 85, 93, 116–118,
 134

 Tanais s. Don
 Tanasee 96
 Taochen 114

 Taprobane s. Sri Lanka
 Taras (heute: Tarent) 108
 Tarsos 112
 Tartessos 25, 72
 Tauros 111f., 119
 Teneriffa 75
 Tenkterer 132
 Teutoburger Wald 18, 44, 100, 130–134
 Teutonen 136
 Thapsakos 112
 Theches (heute: Zigana dagh) 115
 Thera s. Santorin
 Thinai 87
 Thule 30, 78
 Tigris 46, 113f., 118
 Trapezunt (heute: Trabzon) 115
 Tripolitanien 98
 Tschadsee 98
 Tunesien 135
 Turin 128f.
 Türkei 85, 116
 Tyras (heute: Dnjestr) 43, 83
 Tyros 28, 49, 101–103, 124
 Tyrrhenisches Meer 72

 Uganda 96
 Ungarn 135
 Usipeter 132

 Vandalen 12, 99, 135–138
 Vesuv 46, 53, 108
 Vietnam 87
 Viktoriasee 96
 Vlieland 84
 Vorderer Orient 22, 92f.

 Weichsel 135
 Weser 132f.

 Zama 130
 Zeugma 44, 86
 Zypern 21, 101

2. Personen

- Aelius Gallus 94
 Agatharchides 41
 Agricola 47 f., 77
 Agrippa 42
 Aithiops 107
 Alexander der Große 7, 10, 12, 17, 19,
 28, 30 f., 43, 56, 65, 67, 78 f., 85, 88 f.,
 100, 112, 114–123
 Alkibiades 70 f.
 Anaximander 34 f.
 Antoninus Pius 49
 Appian 63
 Arcadius 64
 Archilochos 107
 Archimedes 109
 Arganthonios 72
 Aristagoras 20 f., 36, 92 f.
 Aristoteles 56 f., 119
 Arminius 18, 130, 134
 Arrian 89, 122 f.
 Artaxerxes 111–113
 Augustus 7, 18 f., 42, 44, 62–64, 73, 79 f.,
 82 f., 86, 94–96, 129–135
 Avienus 50 f.
- Bessos 119
 Bonifatius 137
- Caesar 15 f., 48, 77, 79, 82–84, 86, 94,
 131
 Caracalla 33
 Cassius Dio 96, 134
 Cicero 125
 Claudius 19 f., 45, 74, 77, 88
 Cornelius Balbus 97
 Crassus 44, 85
 Curtius Rufus 91
- Dareios I. 27 f., 36
 Dareios III. 117–119
- Demodamas 31
 Diodor 79
 Dionysios (Diplomat) 32
 Dionysios I. 109
 Dionysios II. 109
 Dionysios Periegetes 51
 Domitian 48
 Drusus 131–133
- Egeria 22
 Empedokles 110
 Eratosthenes 37, 62, 90
 Eudoxos 32 f.
 Euthymenes 26 f., 29, 33, 72, 74
- Gaius Petronius 95 f.
 Geiserich 135 f.
 Geographus Ravennas 52
- Hadrian 49
 Hamilkar Barkas 124 f.
 Hannibal 12, 17, 100, 123–130, 132
 Hanno 28 f., 99, 129
 Hasdrubal 125 f.
 Heinrich IV. 128
 Hekataios 35 f., 59, 61
 Helena (Mutter Konstantins) 22
 Herodot 20 f., 25 f., 28, 36 f., 40 f., 43,
 46–48, 60–63, 72, 76, 79, 82 f., 88,
 90–95, 97, 114, 118
 Hesiod 55
 Hippodamos 107
 Hippokrates 67
 Homer 40, 54 f., 71, 75, 94, 106 f.
 Honorius 64, 137
 Horaz 132
 Huan-ti 86
- Isidoros 44 f.
 Iubas 16

- Iulius Maternus 98
 Iustin 105, 108

 Juba II. 75
 Justinian 22, 138

 Klaudios Ptolemaios 49f., 75, 78, 83, 86,
 91, 98
 Kolaios 25f., 72
 Kolumbus 24
 Konstantin der Große 11, 22,
 58
 Kosmas 23
 Krates 37, 40f., 59
 Ktesias 120
 Kyros 89, 111f., 118

 Laktanz 58
 Livius 126
 Lollius 132

 Maes Titianus 86
 Marbod 133
 Marcus Antonius 63f.
 Marcus Aurelius 85f.
 Marinos von Tyros 49f., 80, 98
 Megasthenes 19
 Metellus Celer 91
 Mohammed 65

 Nearchos 28, 31, 88f., 123
 Necho II. 26, 33
 Nero 18, 96
 Nikias 70

 Parmenides 37, 56
 Patrokles 31, 91
 Pausanias 50
 Peutinger, Konrad 52f.
 Philemon 80f.
 Philipp II. 116
 Philon 31

 Platon 56, 58, 68f., 109
 Plinius der Ältere 16, 18, 20, 31, 42, 44,
 46, 48, 56–59, 61, 70, 72, 74f., 79–82,
 87–91, 93f., 98
 Plinius der Jüngere 46
 Plutarch 70–73, 76, 122
 Polybios 7f., 18, 29f., 40f., 43, 47, 126,
 128
 Pomponius Mela 45f., 73, 75, 77, 79, 81,
 84, 87, 91, 93, 98
 Poros 121
 Poseidonios 32, 41f., 47
 Prokop 135f.
 Psammetich II. 95
 Ptolemaios s. Klaudios Ptolemaios
 Ptolemaios II. 31
 Ptolemaios III. 31
 Ptolemaios VIII. 32f.
 Pythagoras 110
 Pytheas 10, 30, 78–80, 99

 Romm, James 68

 Sallust 60f.
 Sandrakottos 19
 Scipio 126f.
 Seleukos I. 19
 Semiramis 46
 Sempronius Longus 126
 Seneca 96
 Septimius Flaccus 98
 Sertorius 76
 Silenos 128
 Simmias 32
 Skylax 27f.
 Strabon 16, 18, 30, 32, 42–46, 48, 62, 70,
 83f., 88, 90, 93, 97, 103f., 123
 Suetonius Paullinus 74

 Tacitus 17, 47–49, 77f., 80f., 130f.,
 135
 Thales 27, 34, 49

Theodosius der Große 11, 22,
64
Thukydides 36, 100–101
Tiberius 79f., 83, 131–133
Timaios 41
Tissaphernes 112f.

Varus 18, 44, 130, 133f.
Velleius Paterculus 80, 133f.
Vergil 7, 55, 132

Xenophon 111–115
Xerxes 116

Alexander ebenfalls für sich reklamieren durfte. In der Meinung, am Ende der Welt angelangt zu sein, trat er im Spätsommer 325 v. Chr. den Rückweg nach Westen an. Während der König selbst mit seiner Armee die beschwerliche Route durch die Gedrosische Wüste im östlichen Iran wählte, schickte er die Flotte auf dem Seeweg in Richtung Heimat. Die Leitung dieses Unternehmens übertrug er dem Kreter Nearchos, einem seiner engsten Vertrauten. Während der Expedition in Indien hatte er sich als kundiger Organisator der makedonischen Stromflotte ausgezeichnet. Nun aber stand er vor einer ganz besonderen Bewährungsprobe. Parallel zu der Landarmee sollte Nearchos mit seinen Schiffen von der Mündung des Indus aus an der Küste entlang westwärts fahren. Trotz mancher Schwierigkeiten bewältigte der kretische Kapitän diese Aufgabe mit Bravour. Noch am Ende desselben Jahres 325 v. Chr. erreichte er die Mündung des Euphrat.

So wurde Nearchos zum europäischen Entdecker des Seeweges zwischen dem Indischen und dem Persischen Golf, einer danach viel befahrenen Strecke. Der Nachwelt hinterließ er einen ausführlichen Bericht über seine legendäre Fahrt. Leider kann man dieses Dokument nicht mehr aus erster Hand rezipieren, da es auf dem langen Traditionsweg zwischen Antike und Neuzeit verloren gegangen ist. Einen ungefähren Eindruck von der Darstellung des Nearchos vermitteln jedoch die sekundären Berichte eines Strabon oder Arrian. Dabei entsteht der Eindruck, dass Nearchos nicht der Versuchung widerstehen konnte, seiner zweifellos abenteuerlichen Expedition noch durch einige Zutaten eine besondere Dramatik zu verleihen. So heißt es bei Strabon (15,2,11): „Bald darauf lief auch Nearchos, nachdem er durch Herumirren, Mühseligkeiten und ungeheure Seetiere sehr viel ausgestanden hatte, in den Persischen Meerbusen ein.“

Alexander der Große indes hatte nicht mehr viel Zeit, sich über seine Eroberungen und Entdeckungen zu freuen. Am 10. Juni 323 v. Chr. starb er in Babylon, mutmaßlich an einer Lungenentzündung, gerade einmal 32 Jahre alt. Doch nicht zuletzt durch seine Leistungen auf dem Gebiet der Geographie hat er sich bis heute den Nimbus der Unsterblichkeit bewahren können.

Hannibals Zug über die Alpen

Der Feldzug des Karthagers Hannibal hatte nicht die gleichen geographischen Dimensionen wie der Alexanders des Großen. Und doch zählt der Einfall nach Italien im Herbst des Jahres 218 v. Chr. seit der Antike zu den logis-